Venus im Exil.

Ein Gedicht in fünf Gesängen

von

Robert Hamerling.

Mit lyrischem Anhang.

Prag und **Leipzig.**
Verlag von J. L. Kober.
1858.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Druck von Fr. Rohlíček in Prag 1858.

Venus im Exil.

„Zieh' hin ein heiliger Bote,
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen."

Wo selbst im Leid des Glückes Stern mir glühte,
Und, wie der Lotoskelch dem heil'gen Ganges,
Aufs neu der Woge meines Schmerzensdranges
Das Lied entstieg als reine Lebensblüte:

Da quoll mir, was ich längst schon im Gemüthe
Getragen, hin im Strome des Gesanges,
Zum Preis, wenn auch noch schmerzgedämpften Klanges
Der Göttin, deren Zauber mich umsprühte.

In manchem Bild, das Dichter uns entrollten
Von ihrem langen schmerzlichen Exile,
Schien minder sie gefeiert als gescholten:

Wie mannigfach die Sage sie umspiele,
Mir hat im schönsten Sinne sie gegolten
Als Führerin zu höchstem Lebensziele!

Venedig 1856. M. H.

Erster Gesang.

E r o s.

„Das ist der Schmerz des All's, nur Creatur zu sein!“
Platen.

„O Creatur, unsel'ger Lebenszecher,
Dein Durst ist e n d l o s, e n d l i c h ist dein Becher!“

Erster Gesang.

Eros.

„Was rauscht der Wald, nun Mond und Sterne glimmen?
  Was flüstert still der Quell zu mir empor?
Die fernen Töne, die hieher verschwimmen,
  Was schlagen sie so düster an mein Ohr?
Was wollt ihr, wundersam vertraute Stimmen?
  Wie stimm' ich ein in euren leisen Chor? —
Ein Seufzer hat sich meiner Brust entwunden,
Und siehe da, — der Einklang ist gefunden!

So ist ein Seufzer alles ird'sche Leben,
  Der unverstanden in sich selbst erlischt?
Ich fühl' es — mit geheimem Todesbeben
  Ist alle Lebenswonne stets gemischt;
Der Sphären Klänge hör' ich niederschweben,
  Doch ewig drein des Todes Schlange zischt;
Ja, was im All erklingt, ist tiefes Sehnen,
Ist Ton des Fallens ew'ger Liebesthränen.

So seid mir denn gegrüßt als Schmerzgenossen,
  Ihr Wellen, klagend unbegriff'ne Pein:
Waldblumen ihr, von Schmerzesthau begossen,
  Und du vom Ach der Luft durchrauschter Hain:
Ihr seid gleich mir in's Sein hinausgestoßen,
  Ins qualenvolle, ruhelose Sein,
Und harrt gleich mir des Heilands, der vom Bösen,
Von Schmerz und Tod soll die Natur erlösen.

Doch neidet' ich, wie oft, dem Aar die Schwingen,
  Dem Schwan die Silberwelle, die ihn trug:
Der Nachtigall die Kunst, sich auszuklingen,
  Den Wolken ihren mondbeglänzten Zug,
Den Winden, die von Pol zu Pole dringen,
  In Freiheit athmend, ihren Ätherflug:
Ob die Natur im Innersten auch leide,
Der Menschenbrust gereicht sie doch zum Neide.

Denn Leben ist ja Schmerz, und Schmerz ist Leben,
  So ist denn höh'res Leben höh'rer Schmerz:
Von allen Creaturen, die da beben,
  Ist die unseligste das Menschenherz:
Unendliches Gefühl ist ihm gegeben,
  So trifft unendlich es des Pfeiles Erz:
Wie lockend es die Lebensflut umschäume,
Ihm bleiben nur die Thränen und die Träume.

3

Die Wissenschaft erschloß mir ihre Tiefen,
  Ich weilt' in ihrem einsam düst'ren Schacht;
Doch ob auch meines Herzens Triebe schliefen,
  Sie träumten von des Lebens lichter Pracht:
Mir war, als ob mich Liebesstimmen riefen,
  Und nie behielt mich ganz die schwarze Nacht;
Was einzig ich zum Lohne solchen Strebens
Gesucht, es war die goldne Spur des Lebens.

Ja, Leben, du mein Lieb, das ich in Träumen
  Erschaut, stets folg' ich ahnend deiner Spur;
Mir rauscht dein Liebeswort aus blüh'nden Bäumen,
  Dein Auge winkt mir aus der Sternenflur;
Dein Antlitz dämmert mir in Wellenschäumen,
  Doch ewig grüßest du von fern mich nur.
Soll ich begnügen mich mit Liebeszeichen,
Und nimmermehr dich selbst, mein Lieb', erreichen? —

Doch ach, was such' ich Namen dem zu geben,
  Wornach mein Sehnen ewig sucht und fragt?
Ich hab' es Glück genannt, ich nenn' es Leben,
  Doch weiß ich selbst, was dieser Name sagt?
Es ist ein unerfaßlich glühend Streben,
  Das mich durch alle Näh' und Ferne jagt.
Den Drang, in dem die Menschenherzen pochen
Hat ganz und klar kein Mund noch ausgesprochen.

Ich sehne mich nach glühendem Umfangen,
  Nach heißem Kuß, nach Rast an trauter Brust,
Nach duft'gen Locken, warmen Liebeswangen,
  Ich sehne mich nach ungemess'ner Lust.
Dann kommt nach Geistesflügen mir Verlangen,
  Mein Denken läßt zurück der Erde Wust.
Dann faßt mich Thatendurst, dann, selbstvergessen,
Wünsch' ich, es rauschten mich in Schlaf Cypressen.

Vom Berge lockt es mich zum stillen Thale,
  Und aus der Waldschlucht nach besonnten Höh'n;
Von Wäldern träum' ich im geschmückten Saale,
  Von Städtepracht an tannendunklen See'n.
Ja, Fernes glänzt in wunderbarem Strale,
  Und stets erscheint, was ich entbehre, schön.
Was ich ergreife und wohin ich wand're,
Wenn Eines ich erreicht, mir fehlt das Andre! —

Das ist's — daß mir ein Allverlangen stille
  Dies Einzelne, wie wär' es möglich? Nein!
Unendlich ist das Denken und der Wille,
  Und endlich, endlich nur ist Kraft und Sein.
Ob auch vielnam'gem Leid die Thräne quille,
  Der einz'ge Schmerz ist — Creatur zu sein!
O Creatur, unsel'ger Lebenszecher,
  Dein Durst ist endlos, endlich ist dein Becher! —

Könnt' ich das All wie eine Perle trinken
  Im Götterweine der Unendlichkeit,
Dann dürfte meinem Durste Stillung winken,
  Und Labe meiner Sehnsucht tiefem Leid.
So aber kann ich nur darein versinken,
  Will ich erlösen mich von Raum und Zeit,
Und wie ein Tropfen, schmerzlich losgerissen
Im ew'gen Strome wiederum verfließen

Wie gerne schlöß ich diese Augenlider!
  O Hades, öffne mir dein dunkles Thor!
Verschlinge mich, o Nacht des Nichtseins wieder,
  Nehmt, Ungeborne, mich in Euren Chor!
Zieh, Stromeswirbel, mich in Grüfte nieder,
  Reiß', Adler, mich ins leere Nichts empor!
Willst du dich, Felsenabgrund, mein erbarmen?
O nimm mich auf mit off'nen Todesarmen!" —

So hallt die Klage. Schmerzlicher erzittern
  Der Bäume Kronen um die Felsenkluft;
Das Mondlicht schmückt mit bleichen Glanzes Flittern
  Des Abgrund's öde, gähnend off'ne Gruft.
Die Vögel scheinen Hauch des Tod's zu wittern,
  Die Blume welkt, und hält an sich den Duft.
Der Jüngling tritt heran zum schwarzen Schlunde,
Und blickt hinab nach seinem Schwindelgrunde.

Er blickt hinab so kühl und todeslüstern:
  Tönt ihm kein trautes Liebeswort: O bleib'?
Doch horch, im Laube rauscht ein seltsam Flüstern,
  Er wendet sich — da hebt ein holder Leib
Sich los vom Grund, wo tief're Schatten düstern,
  Gespenstig dämmert ihm ein hohes Weib:
Schön wie die reizendste der Jovisbräute,
Bleich wie Persephone, des Hades Beute.

„Wer lockt mich," ruft er, „von des Todes Pforte
  Zurück, und stimmt mein Herz noch einmal weich?
Wer bist du? künd' es mir mit Einem Worte:
  Warum bist du so traurig und so bleich?
Trat'st du hervor aus dunklem Kerkerorte?
  Entließ dich Pluton aus dem finstern Reich?
Bist du der Engel, führend in die Stille
Des Todes, oder künft'gen Seins Sibille?"

Und wie er wagt ins Antlitz ihr zu schauen
  Erbebt sein Herz in unbegriff'ner Pein:
In Sehnsuchtsthränen meint er hinzuthauen,
  Der Wehmuth düst'rer Schleier hüllt ihn ein.
Dann wieder ist's, als ob das dunkle Grauen
  Durchwebte dämmernd lichter Rosenschein,
Und mitten in der Qual des Todesbebens
Durchzittert's ihn wie Ahnung höchsten Lebens.

„Winkst du," so ruft er, „mit geheimen Grüßen
Zum Leben oder Tode mir so traut?
Ja, brechen wird mein sterblich' Auge müssen,
Weil es zu viel des Göttlichen geschaut.
So laß mich sterbend sinken dir zu Füßen,
Im Tod grüßt jubelnd dich mein Herz als Braut."
Er ruft's, und strebt zu ihr, und sieht entschwinden
Ihr Bild, wie Nebelduft in Morgenwinden.

„Auch du," seufzt er, „auch du mußt mir entschweben?
Und ich — wie ward mir doch? ich faß' es kaum!
Ich kann nicht sterben mehr, ich kann nicht leben,
Verloren ganz in traurig süßen Traum.
Nach jenem holden Bilde will ich streben,
Will suchend geh'n bis an des Meeres Saum.
Ich fühl' in mir den Todespfeil der Liebe,
Wandernd verblut' ich wol in süßem Triebe." —

Bleich, düster, geht er tief in Waldesgrund,
Wo Tannen ihn am dichtesten umgattern,
Er setzt den Fuß auf Schwindelhöh'n, wo rund
Um's Haupt ihm krächzend nächt'ge Vögel flattern;
Er steigt hinab in schwarzer Thale Schlund,
Wo Molche züngelnd ruh'n gestreckt und Nattern;
Sein Fuß ritzt strauchelnd sich am Steingerölle —
Er achtet's nicht, er ginge durch die Hölle.

Und wie er bahnlos schweift im Ungewissen,
  Dringt leises Rauschen fern zu ihm heran:
Er tritt hervor aus Waldesfinsternissen,
  Und steht auf mondbeglänztem Hügelplan.
Ein Strom, vom Bergeshaupte losgerissen,
  Geht breiter hier und stiller seine Bahn.
Von Felsen starrt es wild im Stromesthale,
Aufragend in des Mondes bleichem Strale.

Der Jüngling grüßt den Strom mit frohem Lauschen:
  Was ist wie Stromestiefe hold und rein?
Urweltlich wundersam tönt ihm ihr Rauschen,
  Und unersättlich blickt sein Aug' hinein:
Und sanft beginnt er Klagen auszutauschen
  Mit ihr, sie lullt in Träume sanft ihn ein.
So traut berührt des Strom's geheimes Leben
Ein Menschenherz, der Liebe hingegeben.

Doch, horch! aus Träumen, die ihn hold umspinnen,
  Weckt ihn ein Klang, der durch die Lüfte bebt:
Ist's Elfenzauber, der bethörten Sinnen
  Aus Mondesstralen Truggebilde webt?
Dort ruht das Götterweib auf Felsenzinnen,
  Ihr wallendes Gelock im Winde schwebt!
Und wundersam entquillt dem Mund der Schönen
Ein lockend Lied in leisen Zaubertönen.

Der Sterne Reigen hält und lauscht dem Klingen,
  Es staunt und zaudert und erwarmt die Flut;
Die Winde senken lauschend ihre Schwingen,
  Der rauhe Fels erwarmt in Rosenglut.
Den Jüngling faßt das zauberische Singen
  Bethörend an, ihm siedet heiß das Blut.
Hinüberschwimmen will er liebestrunken —
Der Sang verhallt, der Felsen ist versunken.

Sein Auge bleibt geheftet an die Stelle,
  Die allzurasch das holde Bild verschlang:
Da wogt die Flut in gold'ner Mondeshelle,
  Wie angeregt von wunderbarem Drang.
Zu flüstern allgemach beginnt die Welle,
  Und aus der Tiefe kommt's wie Liebesklang.
Der Jüngling horcht bethört den Zaubertönen,
In Sehnsucht schmachtend nach der bleichen Schönen.

„Bist du es," ruft er, „die mir im Gebrause
  Der Wellen singt ein lockendes O komm?
Wohnst du da unten in kristall'nem Hause?
  Wölbt sich zur Grotte dir der Silberstrom?
Bei dir, ach, in geheimster Felsenklause,
  Was fragt' ich nach des Äthers lichtem Dom?
O nimm mich auf, laß mich nicht länger schweben
In wirrem Traum — gib Tod mir, oder Leben!" —

Da winkt's und lächelt's, singt's und flüstert's leise,
  Und lockt ihn mächtig in die Flut hinab:
Stets dringender ertönt die süße Weise,
  Stets enger ihn das Zaubernetz umgab.
„Du ziehst mich," ruft er, „Strom! in deine Kreise,
  O würdest du mir Brautbett oder Grab!
Ach nur zum Spotte locken süße Lieder
Zu dir mich in kristall'ne Tiefen nieder." —

Er ruft's, und süß antwortend trifft im Schweigen
  Der Mondnacht leiser Geistersang sein Ohr:
Es wogt der Strom, und aus der Tiefe steigen
  Verlockende Gebilde sacht empor:
Und flüsternd, singend, kosend schlingt den Reigen
  Um den Erbebenden ein luft'ger Chor:
Verkörpert sich im Mondesglanz entfalten
Sehnsücht'ger Ahnung heilige Gewalten.

Dem Zauber lauscht, der aus den Demantfunken
  Des mondbeglänzten Schaumes klingt und sprüht,
Der Jüngling, und es fühlt sein Herz sich trunken
  Vom Stral ersehnten Glückes angeglüht.
Hold eingesungen, ist er hingesunken
  In wonnig tiefen Schlummer, und ihm blüht,
Wie hold um ihn der Nixen Chöre schweben,
In gold'nem T r a u m ein wunderbares Leben.

Zweiter Gesang.

Die Göttin.

„Ruht er, Göttliche, nun auf deinem geheiligten Schooße,
Neige dich über ihn hin, und gieße die liebliche Rede
Über ihn aus“

Lucrez I. 39.

„Urania ist sie dort, hier Aphrodite.“ —

Zweiter Gesang.

Die Göttin.

„Nun laß zurück den Schauder, laß das Trauern,
Du bist entrückt der Erde dunklem Wust.
So ist dein Herz gereift in Todesschauern
Und Sehnsuchtspeinen zu olymp'scher Lust.
Umwölbt hier von der Flut kristall'ner Mauern
Eröffne dem ersehnten Glück die Brust.
Du starbst der Welt, ich will zurück dich geben
Dem lichten Sein zu neuem, sel'gen Leben!"

So spricht zum Jüngling in der holden Kühle
Der Stromesgrotte die Bethörerin:
Die Welle schmiegt sich ihr zu weichem Pfühle,
Und wölbt zur Grotte sich, zum Baldachin,
So reih't ihr Perlenkränze das Gewühle
Der Flut, und streut ihr Demant und Rubin.
Ein rosig Licht umwallt die Göttergleiche,
Und küßt ihr Angesicht, das schöne, bleiche.

Und so von scheuer Wellenflut umflossen,
Weltabgeschieden durch der Woge Schwall,
Hat Ruh' sich in des Jünglings Herz ergossen,
Und selig horcht er jener Worte Schall.
„Wer bist du," fragt er, „die du mir erschlossen
Im Wellenreiche diesen Zaubersaal?
Bist Eine du der Nixen, deren Weise
Oft Menschensöhne zog in ihre Kreise?"

„Was suchst du," ruft sie, „Namen mir zu geben?
Bin Nixe, bin Sirene, Waldesfee,
Bin Göttin, bin die Liebe, bin das Leben,
Bin, was du dir ersehnt im Sehnsuchtsweh.
Vielnamig schilt und preist mich menschlich' Streben,
Es wechselt die Gestalt, in der ich geh'.
Verlangt dich mehr zu wissen, horch der Kunde,
Die nun dir tönen soll aus meinem Munde.

Entstiegen war den Wassern, lebensträcht'gen,
Das Feste, das in ihrem Schoos geruht:
Maßlos erquoll es, schwoll im Übermächt'gen,
Und formlos drängte sich die wilde Brut.
Unselig stand in diesem Grau'n, im nächt'gen,
Der Mensch, das jüngste Kind der Lebensflut.
Es klang ihm in des Werde Zauberspruche
Kein Segenswort, ihm scholl's gleich einem Fluche.

Da gährt es noch einmal im Flutenschoose,
Und aus der Tiefe stieg ein Wunderbild:
Cytherens Reiz erglänzt, der mangellose,
Auf sterndurchblitzten Schaumes Lilienschild.
Wie fiel in ird'sche Flut die Himmelsrose?
Es staunen Meer und Himmel und Gefild,
Und jubelnd schlingen hoch in gold'ner Ferne
Den Liebesreigen Sonne, Mond und Sterne.

Es schäumt das Meer, und tausend Liebesfunken
Verspritzt die Purpurwoge, wo sie schwamm;
Maßloses fällt, wie dienstbar hingesunken,
Und Häßliches verzehrt sich wie vor Scham.
Und Alles schmiegt, hinblickend schönheittrunken,
In holdes Maß sich, prangend wundersam.
Die Schrecken ruh'n gebändigt: Reiz und Güte
Geh'n lieblich auf in sel'ger Lebensblüte.

Das Göttliche berührt zum ersten Male
Fühlbar die Welt, die todgeweiht sich schien;
Und angeglüht von jenem sel'gen Strale
Sinkt still der Mensch in Lieb' und Freude hin.
Zum ersten Mal ertönt im Erdenthale
Der Jubelruf: o Wonne, daß ich bin!
Nun lohnt sich's erst, zu ringen und zu streben,
Nun sind die Tage lieblich, süß das Leben.

Und wie die Herzen voll im Überschwange
  Zujauchzen diesem neugebornen Glanz,
Da wird der Ruf des Jubels zum Gesange,
  Der Sprung der Freude wird zum Reigentanz:
Da flechten zu harmonisch Einem Klange
  Die Töne sich, der Blumenflor zum Kranz:
Und in des Rhythmus heiligen Gewalten
Erblühen Töne, Farben und Gestalten.

Herabgelockt auf irdische Gefilde,
  Aus Wolken tritt der Götter sel'ge Schaar:
Holdwandelnd, schöne himmlische Gebilde,
  Die das Entzücken, nicht die Furcht gebar.
Von des Olympos Höh'n begrüßen milde
  Die Erde sie, die aufblüht wunderbar:
Und staunend weilen die Uranionen,
Und lagern freudig sich auf gold'nen Thronen.

Die Göttin aber trägt aus wildem Tanze
  Der Wogen weißer Schwäne Glanzgefieder:
Hochthronend grüßten längst im Sternenkranze
  Venus Urania der Sphären Lieder:
Zur Erde aber schwebt in ird'schem Glanze
  Als Venus Aphrodite sie hernieder:
Urania ist sie dort, hier Aphrodite:
Dort kränzt sie Sternenglanz, hier Rosenblüte.

Und sie empfingen, als zu ird'schem Strande
  Sie her auf holdbewegter Woge schwamm,
Des schönen Hellas blüh'nde Meereilande,
  Wo ew'ger Lenz mit ihr den Wohnsitz nahm.
D'rum blühte dort das Leben, nah' dem Brande
  Der Schönheitssonne, doppelt wundersam.
Wie nirgends kam zu göttlicher Entfaltung
In solcher Nähe jegliche Gestaltung.

Heroen streben, werth des Götterranges,
  Wildnisse wandeln sich zur Blütenau:
Aufgeht wie nie die Blüte des Gesanges,
  Im Kunstgebild steht reinstes Sein zur Schau.
Und hehre Allmacht des Begeisterungsdranges
  Erschuf ein Bild der schönsten Götterfrau.
Wie sie erschaut geweihte Menschensöhne,
Steht vor dem Volk sie nun in ihrer Schöne.

Ihr fügt der Marmor sich zu Tempelzinnen,
  Eurhythmisch, steingeword'ne Melodie:
Die Wellen zaudern, die vorüberrinnen,
  Sie spiegelten so hehre Wunder nie:
Und doch im heil'gen Raume thront sie d'rinnen,
  Und Eros schmiegt sich lächelnd an ihr Knie:
Der hatte schon der Urnacht sich entrungen,
Doch war er neu aus ihrem Schooss entsprungen.

Vor sel'ger Feste Jubelschall und Glanze
Verstummt' uralten Schmerzes wilder Grimm;
Auf Bergeshöhen ward vom Rasetanze
Der Bacchen übertobt sein Ungestüm,
Und wie gescheucht von einer Todeslanze
Entwich vor Musensang das Ungethüm.
In Höhlen lag's, ein Drache, hingekauert,
Der schlummert halb, und halb auf Beute lauert.

Und doch — nicht ewig hält den dunklen Graus
Gebannt der Zauberstab der Charitinnen;
Nicht stets zerrinnt dem Blick wie Tropfen Thau's
In heit'rem Licht, was düst're Parzen spinnen:
Allmälig bei des Lebens gold'nem Schmaus
Sinkt manches Haupt in grübelerisches Sinnen;
Und leise tönt die ew'ge Räthselfrage
Des Daseins durch die heit're Göttersage.

Und Stimmen, uralthe il'ge, die da klangen
Am Indus, Euphrat, im Ägypterland,
Sie schollen leis' herüber, düster drangen
Sie widerhallend an hellen'schen Strand,
Daß bleich empor entsetzte Zecher sprangen,
Und von den Lippen sank der Becher Rand.
Das Irdische gleich einem Kinderspiele
Hinwerfend, blickten sie nach höh'rem Ziele.

Aufwärts erhebt sich Platon's Glutverlangen,
  Ein neues Heil zu suchen in der Höh':
Und es erscheint ihm hehr in lichtem Prangen,
  In heil'gem Himmelsglanze die Idee.
Und wie verkündend seine Worte klangen,
  Durchdringt die Welt ein neues Sehnsuchtsweh.
In Staunen ist aufs Neue sie verloren,
Wie einst, als Aphrodite ward geboren.

Und vor dem Glanz, der herrlich über Sternen
  Aufgeht, erscheint der irdische trüb und fahl:
Doch ach, er flammt in ew'gen Geisterfernen,
  Und Geistern nur glänzt seiner Schöne Stral.
Der Menschengeist strebt solchen Flug zu lernen,
  Ihn aber bannt der Leib ins ird'sche Thal.
Da flucht er, wahnbethört, von Qual durchdrungen,
Dem Leib, von Anbeginn mit ihm verschlungen.

Abstirbt der Mensch der Welt, nach Tod verlangend,
  Hochaufgerichtet steht des Schmerzes Kreuz,
Auf welchem, zwischen Erd' und Himmel hangend,
  Hinschmachtend seufzt der Träger alles Leid's.
Und diesem Seufzer bebt die Erd' erbangend,
  Und hinwelkt jeder irdischen Blüte Reiz.
Es findet Eros fürder kein Genüge
Auf Erden — Platon lehrt ihn höh're Flüge.

Auf dem Olympos die Uranionen
  Erbleichen, untergeht ihr heit'res Reich,
Und Venus steigt von ihren gold'nen Thronen,
  Und geht von hinnen, ird'schem Weibe gleich.
Verbannt und ewig einsam muß sie wohnen,
  Ihr Götterantlitz wird vom Grame bleich.
Unsterblich schwebt sie hin im Zeitenstrome,
Dem Menschen aber ward sie zum Phantome.

Und unter'm Fluche der Verkennung schmachtet
  Die Göttin des Exiles Zeiten hin:
Ihr göttlich Wesen wird verkannt, mißachtet,
  Nicht mehr erkannt von nordisch dumpfem Sinn!
Die Sage hat ihr hohes Bild umnachtet,
  Und sie gestempelt zur Bethörerin,
Zur Teufelin, mit buhlerischem Werben
Den Lustberauschten führend ins Verderben.

Das war sie nicht im sinn'gen Alterthume:
  Wol blühend stand sie da, von Reiz umflossen,
In Paphos' und in Knidos' Heiligthume,
  Doch von der Seele Zauber übergossen.
Als geistverklärten Lebens reinste Blume,
  Worin des Daseins Räthsel sich erschlossen,
Wo hold in göttlich heit'rem Selbstgenügen
Natur und Geist sich im Vereine wiegen.

Verkörpert blüht' als herrlichste der Frauen
  Die Hehre, die der Sphären Lied umtönt:
Denn in der Urwelt heil'gem Ahnungsgrauen
  Stand Venus noch vom Sternenkranz gekrönt;
Noch hatte nicht ein minder reines Schauen
  Die irdische von der himmlischen getrennt —
Unsel'ge Trennung, deren Fluch das Streben
Der Zukunft lange ringen wird zu heben! —

Verkannt auch und geschmäht läßt Aphrodite
  Noch stets die liebgeword'ne Erde nicht:
Sie ruht auf ödem Fels in Stromesmitte,
  Im Waldesgrund, beglänzt von Mondeslicht.
Nur selten lenkt ein Sterblicher die Schritte
  Nach ihr und schaut ihr lockend Angesicht.
Die Sag' von tödtlich zauberischer Schöne
In Waldesnacht verscheucht die Menschensöhne.

Und mancher hat, gelockt von ihrem Grusse,
  In ihrem Reich die Sinne nur berauscht,
Und ferne wahrhaft göttlichem Genusse
  Nur Überdruß für Sehnsucht eingetauscht.
Drum endet mit so kläglich schnödem Schlusse
  Die Sage, der das Ohr des Volkes lauscht. —
Entstellt und unbegriffen tönt die Kunde,
Zur Schmach der Göttin in des Volkes Munde. —

Erkennst du nun, o Freund, wer dir erschienen?
  Wer jenen Todesschlund um dich betrog?
Dich angelockt mit süßen bleichen Mienen,
  Wo Nachtgevögel schwarz dein Haupt umflog?
Wirst du durch hohen Lebensmuth verdienen,
  Daß lieb'voll dich zu sich die Göttin zog?
Bist du entronnen ganz den ird'schen Schauern,
In meinem Reiche selig auszudauern?

In meinem Reiche quillt der Lethebronnen,
  In den der Schmerz der Creatur versinkt;
In meinem Reiche springt der Quell der Wonnen,
  D'ran sich der Sterbliche zum Gotte trinkt.
Mir tönt der Sphären Harmonie, die Sonnen
  In einen sel'gen Liebeschor verschlingt.
Zu dieses Glückes hohem Vollgenusse
Berief ich dich mit meinem Liebesgrusse.

Doch nicht im Maß nur Eines Augenblickes
  Reich' ich dir aller Wonnen Überschwang:
In stetem Streben nur wird sich des Glückes
  Der Mensch bewußt, und nur im Stufengang
Bringt ihn zum Ziele seligen Geschickes,
  Von Götterhuld geführt, sein Liebesdrang.
Von Stufe sollst du auf zu Stufe steigen,
Und nur zuletzt nenn'st Höchstes du dein eigen.

So will ich mich noch einmal von dir wenden, —
Ein dunkler Traum nur war, was dir gescheh'n;
Doch will ich nun dir einen Führer senden,
Dich leitend aus den Tiefen zu den Höh'n.
So wirst du deines Strebens Bahn vollenden,
Und wahrhaft mich auf reinster Höhe seh'n.
Getrost, ich lenke sanft in süßen Schmerzen
Dich durch mein Reich heran zu meinem Herzen!"

Dritter Gesang.

Das Reich der Schönheit.

Ὑμνέομεν σειρὴν πολυώνυμον Ἀφρογενείης.

Proclus

„Auf den Spuren Aphrodite's
 Gilt's zu steigen, gilt's zu gehen,
Wandernd nimmermüden Schrittes
 Durch die Thäler, auf die Höhen"

Dritter Gesang.

Das Reich der Schönheit.

Der Wanderer (in der Waldschlucht):

Die Blumen schwelgen im Morgenthau,
Die Vögel in Lüften schweben,
Die Föhren und Tannen ins heit're Blau
Lustschauernd die Häupter heben.

Ich liege seufzend in waldiger Schlucht,
Wo an Felsen, die düster ragen
In finsterer Öde, mit grollender Wucht
Die stürzenden Wasser schlagen.

Mein Herz, und du, stürmender Flutenschwall,
Sind wir nur vom Geiste verstoßen,
Der sich ins bräutlich sehnende All
Mit Lieb' und Wonne ergossen?

Im rosigen Licht, auf prangenden Au'n
Blüht schönes, seliges Leben:
Wir wallen noch in nächtlichem Grau'n,
Wir müssen noch ringen und streben!

Knabe (dem Wanderer noch unsichtbar):

Schwermuth hält sein Haupt umfangen
Kaum verblieb ihm leises Ahnen:
Ihn ans hohe Ziel zu mahnen,
Diesen Demant streu' ich hin!

Wanderer:

Was erblick' ich hier im Dunkeln?
Blendend Blitzen, sprühend Funkeln!
Mich umfließt ein Stralenmeer.
Glanzgewölke, sterndurchwoben,
Haben leise sich gehoben,
Weben, wallen um mich her!

Und wie sich's gemach verdichtet,
Sich zu holdem Bilde lichtet,
Faßt mich's, göttlicher Gewalt,
Niederstürz' ich, wiederkennend
Die ich schaute liebentbrennend —
Schwinde nicht, o Huldgestalt!

Knabe (hervortretend):

Wundersamen Glanzgebildes
Himmlisch holde Liebespracht
Soll sie weilen, soll sie dauern
Hier in wüster Waldesnacht?

Auf den Spuren Aphrodite's
Gilt's zu steigen, gilt's zu gehen,
Wandernd nimmermüden Schrittes
Durch die Thäler auf die Höhen;

Gilt zu suchen, gilt zu fragen,
Manche wissen dir zu helfen,
Manche wissen Rath zu sagen:
Frage nur erst bei den Elfen!

Wanderer:

Leg' ich doch an Waldespforten
Längst mein lauschend Ohr,
Faßte deutlich gern in Worten
Leiser Elfen Chor.

Hör' es lispeln, hör' es flüstern,
Höre Wipfel weh'n:
Geisterworten lausch' ich lüstern,
Kann sie nicht versteh'n.

Knabe:

Du legst an Waldespforten
Dein lüstern lauschendes Ohr,
Und faßtest gern in Worten
Aus Föhren der Elfen Chor?

Durchs Herz nur, soll sie dir gelten,
Nimmt Elfenrede den Weg;
Das Herz ist zwischen zwei Welten
Der schwebende Geistersteg.

Wem über der Sinne Schranke
Durchs Herz in die Seele sie drang,
Ihm wird sie im Geist Gedanke,
Und auf den Lippen Gesang.

Wanderer:

Weiche denn des Sinnes Schranke,
Werde so in tiefster Brust
Ohne Wort mir und Gedanke
Meines Geisterglück bewußt!

Knabe:

Um den Thron der Heißerflehten
Festlich kreist ein Geisterchor;
Muthig gilt es einzutreten,
Doch gehütet ist das Thor!

Siehe diese Perlentropfen:
  Wenn in rollend regem Lauf
An das Geisterthor sie klopfen,
  Thut es Sterblichen sich auf.

Sind geschöpft aus einem Bronnen
  Weicher, bittersüßer Flut,
Und zu Perlen festgeronnen
  In verzehrend sel'ger Glut.

Treuem Muthe wird gelingen,
  Was erstrebt ein hoher Sinn.
Auf, zu herrlichem Vollbringen
  Diese Perlen streue hin!

Wanderer (die Perlen hinstreuend):

Elfenchöre, flüsternd leise, traut befreundet grüß' ich euch
Nehmt mich auf in eure Kreise, führt mich ein ins Geisterreich!

Elfen:

Es klingen, es klopfen
Die heiligen Tropfen
Nicht immer vergebens
Sehnsüchtigen Strebens
Ans himmlische, geisterbehütete Thor!
Tritt ein in den festlichen heiteren Chor!

Beim Schimmer
Der Sterne
Verkünde dein Leid:
Die Elfen
Sind immer
Sind gerne
Zu trösten, zu helfen
Den thränengeweihten Betrübten bereit.

Wanderer:

Im Wald, am Strom, auf gold'nen Au'n,
In Träumen, süß und traut,
Ward Kunde mir in Wonnegrau'n
Von einer holden Braut.

Es bringen Grüße mir von ihr
Die Rosen und die Sterne,
Ihr süßes Bild, es folget mir
In alle Näh' und Ferne!

Wo glüht ihr süßes Angesicht,
Ihr Wangenrosenpaar?
Wo schimmert ihrer Augen Licht?
Wo weht ihr gold'nes Haar?

Ich suche sehnsuchtsvoll nach ihr
Mit nimmermüdem Streben:
Ihr trauten Elfen, könnt ihr mir
Nicht Kunde von ihr geben?

Die Elfen:

Wir haben an Bäumen
Auf waldigen Höh'n,
An rieselnden Schäumen
Sie ruhen geseh'n;

Doch Göttergestalten,
Sie thronen im Licht;
Und dauernd behalten
Wir unten sie nicht!

Doch banne den Kummer,
Und lag're dich hin
Zu lieblichem Schlummer
In blumiges Grün.

Wir flüstern, wir singen
Dir leise von ihr,
Vereinen und bringen
Im Traume sie dir.

Wanderer:

Traulich lockt's mit süßem Zwange,
 Schlaf umflort die Augenlider:
Stillung meinem Liebesdrange
 Find' ich, hingestreckt die Glieder.

Ruhe! Ruhe! — Könnt' ich liegen
 Stets am Quell, wo Blumen blüh'n,
Immer mich in Träume wiegen,
 Hingeschmiegt ins weiche Grün!

Knabe:

Wol ist's lieblich unter Bäumen
 Ruh'n an blumig weicher Stelle,
Und das Glück sich zu erträumen
 An krystall'ner Murmelwelle:

Doch es sei genug des Traumes,
 Nächtlich nebelhafter Schau;
Freun uns länger nicht des Schaumes
 Statt der schaumentstiegnen Frau.

Wanderer:

Weiter drängt aus euren Kreisen,
 Traute Elfen, mich mein Sehnen;
Könnt ihr mir die Pfade weisen
 Nach dem Wohnsitz jener Schönen?

Wißt ihr Bürgschaft mir zu geben,
Daß mein Schau'n kein leerer Traum?
Daß erreichbar meinem Streben
Hier sie weilt auf ird'schem Raum?

Die Elfen:

Sicherheit singen wir
Holden Geschickes,
Bürgschaft auch bringen wir
Lieblichen Glückes.

Siehst du die Rose hier?
Hold in die Nacht
Glänzet im Moose dir
Purpur'ne Pracht.

Wäre die Liebe nicht,
Ewige Güte,
Irdisches triebe nicht
Himmlische Blüte.

Nimm sie zum Pfande dir,
Daß im Gebiet
Irdischer Lande dir
Himmlisches blüht!

Wanderer:

Dank, o Elfen, eurem Chore,
Der ins Herz mir Ruhe goß,
Und die hohen Geisterthore
Schön'rer Welten mir erschloß.

Was ich hier erlauscht,
Was auf Waldeswegen
Hold mir zugerauscht,
Folgt mir tröstend als ein Segen.

Knabe:

Muthig, hohes Pfand in Händen,
Laß auf nächt'ger Geisterbahn
Uns nunmehr die Schritte wenden
Steiles Waldgebirg hinan.

Leiser Elfen Lieder schweigen,
Echo trägt ins tiefe Thal
Fernher wie von Jubelreigen
Festlich lauten Widerhall.

Schaue nun auf Bergeshöhen,
Irdischem Bereich entrückt,
Was, jahrtausendlang, zu sehen
Keinem Auge mehr geglückt!

Wanderer:

Über höchsten Waldeswipfeln,
  Wo der Sturm in Ästen schnaubt,
Dehnt sich zwischen schnee'gen Gipfeln
  Mondbeglänzt ein Bergeshaupt:

Und in kahlem Felsenkranze,
  Riesig hoch umhergethürmt,
Seh' ich, wie in wildem Tanze
  Fesselloser Taumel stürmt.

Cymbeln oder Thyrsusstäbe
  Schlagend, schwingend in den Händen,
Um das Haupt das Laub der Rebe,
  Pantherfelle um die Lenden,

Lustentflammten Angesichtes,
  Angeglüht vom Widerschein
Wildgeschwung'nen Fackellichtes
  Schlingen sie den Taumelreih'n.

Schneebedeckte Gipfel glänzen,
  Ueberwallt von Rauch und Glut,
Himmelan in Maientänzen
  Schlägt des Jubels tolle Wuth.

Knabe:

Wie auf dem Tmolus er gebraus't
  In längstverklung'ner Zeit,
Der Bacchen wilden Tanz, ihn schau'st
  Du heute hier erneut.

Chor der Bacchen:

Rasend und berauscht, errettet
  Von dem Ich, dem Druck des Bandes,
Das den Gott an Klippen kettet,
  Und der Schranke des Verstandes,

In entzückter Jubelfeier
  Kreisen wir um unsern Gott,
Dionysos, den Befreier
  Aus der ird'schen Lebensnoth.

Höchste Lust wird dem zu eigen,
  Der an unsre Schar sich reihte,
Doch es bleibe fern dem Reigen
  Jeder, den der Gott nicht weihte.

Schwelgen mag er, und wie Heerden
  Seelenloser Lust sich freu'n:
Selig im Genusse werden
  Wir, die Göttlichen, allein!

Wanderer:

Die ihr hier im Schein der Sterne
Nächtlich froh den Reigen schlingt,
Weist den Pfad mir, der mich ferne
Zum ersehnten Ziele bringt!

Oder gebt mir freundlich Kunde,
Wo der Zauberbecher winkt,
D'raus ihr in beglücktem Bunde
Seliges Vergessen trinkt.

Die Bacchen:

Laß die Sehnsucht, laß die Schmerzen,
Banne deinen trüben Sinn;
Gib dich mit entflammtem Herzen
Heißem Wonnetaumel hin.

Stille du, ein sel'ger Zecher,
Deines Durstes heiße Glut,
Schlürfend aus der Freude Becher
Süße gold'ne Lebensflut.

Leben bringt sie deinem Herzen,
Daß es, wie ein Götterkind,
Nimmer sich auf seine Schmerzen,
Und sein trübes Ich besinnt:

Dem Verstande Tod, dem Wächter,
Der die Seele hält in Haft,
Und mit kaltem Hohngelächter
Ihres Flugs Versuche straft.

Diese Flut, sie winkt zur Stunde
Dir zu wonnigem Genuß,
Quillt als Kuß von süßem Munde,
Rauscht dem Ohr als Liebesgruß,

Glänzt als farb'ge Tageshelle,
Duftet aus der Rose Schoos,
Ringt als Flammenzauberwelle
Sich aus gold'ner Traube los.

Wanderer:

Die labende Flut,
Die so lieblich die Glut
Im Herzen mir stillt,
Sie sehn' ich mich glühenden Durstes zu nippen,
Doch mich umstarren nur finstere Klippen;
Goldene, labende Welle, den Lippen
O sagt wo sie quillt?

Die Bacchen:

Siehe mit dem Thyrsusstabe
  Schlägt des Dionysos Priester
Selbst an dieser öden Stelle
Gold'ne Lebensflammenwelle
  Aus den Felsen, kahl und düster:
Schlürfe sie zu süßer Labe!

Dieses Wonnerausches Gluten
  Wandeln stets des Menschen Wesen!
Machen ganz zum Gott den Guten,
  Und zum Thiere ganz den Bösen:
Dieser haucht sie aus im Schlamme,
  Jener im erhab'nen Schwung,
Im Erguß der Himmelsflamme
  Schaffender Begeisterung!

Wanderer:

Den Labebecher führ' ich kühn
  Zum lustberauschten Munde,
Doch plötzlich mit bewölktem Sinn
  Blick' ich nach seinem Grunde.

Und Ahnung naht sich trüb und schwer,
  Die flüsternd mir verkündet:
Der Becher deiner Lust wird leer,
  Der süße Rausch entschwindet!

Kann wol die Freude göttlich sein,
Die, ach, so kurz, so flüchtig?
Ein sel'ger Traum, ein gold'ner Schein
Doch wandelbar und nichtig!

Die Bacchen:

O miß das Licht der Sonne nicht
Im Strome nach der Welle,
Und so die Lebenswonne nicht
Nach Pendelschwunges Schnelle!

Nimm hin der kurzen Stunde Lust,
Du selbst ein Kind der Stunde:
Bleib', heit'ren Wechselglücks bewußt,
Mit frohem Sinn im Bunde!

Der Wanderer:

Doch wie mich hoch und höher trägt
Die Leiter sel'gen Glückes,
Stets heißer'n Wonnedrang erregt
Die Lust des Augenblickes:

Und so wird aller Ueberschwang
Von flüchtigem Genusse
Nur Stufe meinem Liebesdrang
Nach höchster Wonne Kusse.

Die Bachen:

So hat der Wonne heil'ger Stral
Dich nicht umsonst berührt:
Er ist's, der aus dem dunklen Thal
Dich hoch und höher führt.

Was dich so süß und hold erquickt,
Es war der Zauberquell,
Aus welchem, was die Erde schmückt,
Geflossen, stralend hell.

Was ird'schen Geistern Schwingen gab
Zu hehem Sonnenflug,
Die Flut war's, die der Thyrsusstab
Aus kahlen Felsen schlug.

Knabe:

Dank auch du den Zauberfluten,
Die dir wonnig flossen:
Nicht verlodern laß die Gluten,
Dir ins Herz gegossen

Sie erhellten deinen Sinn,
Klärten deinen Blick:
Frohbegeistert ziehe hin
Auf der Bahn zum Glück! —

Wanderer:

Welche wundersamen Töne
Klingen mir so hold von oben,
Mich berührend wie die Schöne
Einer neuen fremden Welt?
Ist mir doch, als käm' das Toben
Jener bacchischen Gesänge
Von den mächt'gen Felsenkanten
Leise widerhallend nieder,
Hold verklärt zur Melodie,
Und im Zauber dieser Klänge
Flammen meines heißentbrannten
Herzens Triebe, wie noch nie!

Knabe:

Muthig aufwärts, rastlos weiter!
Folge mir mit treuem Sinn:
Jene Klänge sind uns Leiter
Auf dem Pfad zum Ziele hin!

Wanderer:

Neues Wunder, wie noch keines,
Seh' ein Glanzmeer ich erscheinen,
Schillernd wie des Sonnenscheines
Widerstral in Edelsteinen.

Blitzend, klingenden Kristallen
Ähnlich, wogt es regsam, tönend.
Und heran in Wogen wallen
Glanz und Klang, das All verschönend.

Auf den Wellen kommt gezogen,
Ernst und räthselhaft, ein Knabe,
Den gemess'nen Gang der Wogen
Lenkend mit dem Zauberstabe.

Knabe:

Schon hat uns die Flut umronnen,
Sieh den holden Knaben winken!
Laß uns froh in diesen Bronnen
Sel'ger Melodie'n versinken!

Wanderer:

Schmeichelnd, kosend, sanft umschmiegt uns
Dies Gewog von Klang und Schimmer,
Hebt sich, senkt sich, trägt und wiegt uns,
Wundersam, beglückte Schwimmer!

Doch was mag der Knabe sinnen?
Plötzlich taucht er seinen Stab
Wie zu magischem Beginnen
Flüsternd in die Flut hinab.

Rhythmischen Getöns die Wellen
Sich symmetrisch fügen, theilen,
Und sie steigen, und sie schwellen,
Thürmen sich zu schlanken Säulen:

D'rüber aus dem Flutenschwalle,
Aus dem Harmonienschalle,
Hochgewölbt zu Stein gerinnen
Wunderbare Tempelzinnen.

Weiche Flut, die uns getragen,
Klingend schmeichelte dem Ohr,
Seh'n wir starr, doch prächtig ragen
In die blaue Luft empor.

Knabe:

Holder Sang ertönt von innen,
Treten muthig wir hinein:
Hoffnung magst du hier gewinnen,
Stillung deiner Sehnsuchtspein.

Wanderer:

Wie ein Werk von Götterhänden
Herrlich steht der Wunderbau:
An geschmückten Tempelwänden
Öffnet sich entzückte Schau.

Knabe:

Und im Innern siehe thronen
Eine himmlisch holde Schaar,
Auf der Erde froh zu wohnen,
Welche sie doch nicht gebar:

Haben hier mit Wohlgefallen
Aller irdischen Wesenheit
Bilder in den Tempelhallen
Anmuthsvoll um sich gereiht.

Bilder sind es, ohne Leben,
Doch das Auge staunt entzückt,
Wie vom wahrsten Sein umgeben,
Wenn es staunend auf sie blickt

Idealischer Gestaltung Fülle
Steht in lichter Herrlichkeit,
Wie gelös't von ird'scher Hülle,
Und zu ew'gem Sein befreit

Wanderer:

Schauend dünt ich mir zu schweben,
Schmerzentrückt, im Himmelsäther,
Selbst erlös't zu ew'gem Leben,
In dem sel'gen Reich der Götter!

Die Musen:

Der du so kühn genaht
Verborgen heil'ger Stelle,
Was lenkte deinen Pfad
Zu unsres Tempels Schwelle?

Wanderer:

Noch wallt die Locke jugendlich,
Glüht jugendlich mein Herz,
Schon traf mit Todespfeilen mich
Der Liebe heil'ger Schmerz.

Die herrlichste der Götterfrau'n
Will aus dem Sinn nicht weichen;
Sie sehn' ich ewig mich zu schau'n,
Und kann sie nicht erreichen.

Die Musen:

Wol kennen wir die hehre Frau,
Sie hat, mit uns geflüchtet,
In nordisch wüstem Dämmergrau
Geheimes Reich errichtet;

Doch schlingt sich in der Wildniß hier
Um sie ein höh'rer Reigen:
Wir können nur ihr Bildniß dir
In ew'ger Schöne zeigen.

Wanderer:

Ihr zeigt mir ewig blühende
Natur im Spiegelbild,
Doch stets wird so das glühende
Verlangen nicht gestillt.

Soll ich im Liebesdrange sie,
Sie selber, nie umarmen?
Im Wonneüberschwange nie
An ihrer Brust erwarmen?

Die Musen:

Es springt zum Troste hier ein Quell
Dem Herzen, liebekrank!
In diesem Becher, glühendhell,
Nimm hin den Zaubertrank!

Wanderer (trinkend):

Wie wird mir? Ich bebe,
Im Äther ich schwebe!
Beseligend fluten
Elysische Gluten
Durchs Herz mir, ein Bronnen
Hat heiß mich durchronnen,
Unsterblichkeitswonnen
Und schöpf'rische Lust.

Als lichte Gestalten
Sich lieblich entfalten
Die dunklen Gewalten,
Die trüb sich gedrängt in den Tiefen der Brust!

Die Musen:

Ich bin, ein heil'ger Bote,
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen!

Wanderer:

Ich will mit Liedestönen
Mein sehnend Herz erheitern,
Ich will im ewig Schönen
Mein enges Sein erweitern.

Zum Trotz den Todesgluten
Der Liebe will ich leben,
Will auf des Lebens Fluten
Wie Schwäne selig schweben.

Kann ich auch nie vergessen
Die süßen Sternenaugen,
Was sollen mir Cypressen
Statt Ros' und Lorber taugen?

Ich will im ewig Schönen
Mein enges Sein erweitern,
Ich will mit Liedestönen
Mein sehnend Herz erheitern!

Die Musen:

Nun ziehe hin mit freud'gem Muth,
Dein Ziel, es ist nicht ferne,
Ein Menschenherz in Liebesgluth
Zieht himmelab die Sterne.

Die Götter hegen keinen Neid:
Hat nicht den Ganymed
Zu des Olympos Herrlichkeit
Einst ihre Huld erhöht?

Du trägst die Ros' aus Eisenhand,
Als Pfand von Seligkeiten:
So sei ein Lied der Muse Pfand,
Das möge dich geleiten.

Bürgschaft bewahrt der Muse Sang
Für künft'ge gold'ne Tage:
So töne dir mit trautem Klang
Von Ganymed die Sage:

Auf schweigendem Bergesgipfel
Der Knabe des Thales ruht,
Und blickt in die ziehenden Wolken,
In die sterbende Sonnenglut:
„O schwebt' ich wie Götter im Bronnen
Des Äthers, im Sternenraum!“ —
Er entschlummert — olympische Wonnen
Umfangen ihn hold im Traum.

Es wogt sein Busen, voll Sehnen
Nach der Uran'onen Glück,
Und es öffnet sich, trüb' vor Thränen,
Noch halb im Traume sein Blick:
„Was hör' ich so lockend klingen?
Was rauscht mir so wunderbar
Ums Haupt mit goldenen Schwingen?
Was willst du, kreisender Aar?“

Und er fühlt sich auf Fitt'gen gehoben:
„Ach, träum' ich noch immer? o Glück!“
Es trägt ihn, es reißt ihn nach oben,
Tief weichen die Berge zurück:

„O süßes Sehnen und Hoffen!
Fahr' wohl, du nächtliches Thal!
In ewigem Blau steht offen
Der stralende Göttersaal!“ —

Wanderer:

Nun mir im Lied so holder Trost erklungen,
Daß Götter hold zu sich die Menschen zieh'n,
Streb' ich, von hoher Zuversicht durchdrungen,
Nach meinem letzten Ziele freudig hin.
Noch steh'n des Himmels gold'ne Pforten offen,
Und Götterhuld entrückt uns ird'schem Loos:
Es ringt vielleicht mein Sehnen auch, mein Hoffen,
Empor sich in olymp'scher Wonne Schoos.

Knabe:

Nah' ist schon die Wonnestunde;
Nah' die göttlich hohe Braut,
Und du hörst auf heil'gem Grunde
Ihrer Stimme süßen Laut.

Sel'ge Ahnung im Gemüthe,
Lenke fürder Schritt und Sinn
Zu des Daseins reiner Blüte,
Auf des Lebens Gipfel hin!

Siehst du dort auf lichten Höhen
Maiig blühendes Gefilde,
Wo sich Haine, Flur und Seen
Einen wie zum Zauberbilde?

Lockend winken Wunderblüten,
Und die leichtbeschwingte Luft
Trägt herab von heißerglühten
Rosen süßen Würzeduft.

Wanderer:

Nahe mit beschwingtem Schritte
Kamen wir den sel'gen Auen,
Und es ist in ihrer Mitte
Eine holde Schaar zu schauen.

Jungfrau'n, reizende Gestalten,
Seh' ich sich zu Tänzen reihen,
And're unter Blumen walten,
And're sich im Hain zerstreuen.

Zwischen ihnen flattern, springen
Knäbchen, lieblich, zartbeflügelt,
Heit're Wonnelieder klingen,
Freude waltet ungezügelt

Nymphen:

Wir schlingen den Reigen als fröhliche Schwestern,
Beseligt um unsere Göttin gereih't,
Nicht fragend nach Morgen, vergessend das Gestern,
Uns freuend der rosigsten Blüte des Heut'.

In jugendlich rosiger Blüte des Heute
Der süßesten Ahnung erschloß sich die Brust:
Und wären wir morgen dem Tode zur Beute,
Heut' sind wir des Seins uns, des höchsten, bewußt.

Eroten (lockend zum Wanderer):

Holderblühtem Menschenbilde
Wolle nicht vorüberschweifen,
Nicht umsonst zu höchster Milde
Mag der Schönheit Apfel reifen.

Himmlisches an ird'schem Orte
Staun' in freud'ger Andacht an,
Und des Paradieses Pforte
Siehst du weit dir aufgethan.

Stürze dich in Schönheitsfluten,
Bade dich in Liebesflammen,
Ird'sches schmilzt in solchen Gluten
Mit dem Himmlischen zusammen.

Hoher Schöne zugewendet,
Liebeselig hingegeben,
Hat dein Wesen sich vollendet,
Und du lebst ein neues Leben.

Amoretten:

Willst du nicht ein holdes Wesen
Dir zu Lieb' und Treu erlesen?

Must're sie mit off'nen Sinnen!
Eine wird dein Herz gewinnen!

Sehnst du dich nach blonden Locken,
Wäng'lein, weiß wie Blütenflocken?

Liebst du schwarzer Flechte Prangen
Über süßgebräunten Wangen?

Willst aus dunklen Flammenaugen
Heiße Lebenswonne saugen?

Oder lockt mit sanfter Bläue
Dich ein Blick voll Lieb' und Treue?

Willst du Eine dir von diesen
Wunderholden Frau'n erkiesen?

Oder wie ein Falter wandern
Von der einen hin zur andern?

Wanderer:

Wundersam berührt die Blüte,
  Die vereinte Herrlichkeit
Solchen Reizes mein Gemüthe,
  Und verbannt ist alles Leid.

Sind vereint hier in der Wildniß
  Alle Schönsten heut' erschienen?
Reizberühmte Frau'n, im Bildniß
  Mir bekannt, sind unter ihnen.

Auch vertraut aus Knabenzeiten
  Zeigt ein liebes Bild sich mir;
Ach, wie kommt's? am liebsten gleiten
  Meine Blicke hin nach ihr.

Knabe:

Aller Länder schönste Frauen,
  Die die Erd' hervorgebracht,
Darfst du hier versammelt schauen
  Durch der Göttin Zaubermacht.

Doch zu höchstem Vollgenusse
  Winkt uns rauschend dieser Hain;
Folgen wir dem leisen Grusse,
  Treten muthig wir hinein.

Wanderer:

Traut von Waldesdämmerungen
Wie von einem Zauberschleier
Fühl' ich mich gemach umschlungen,
Ahnend hohe Liebesfeier.

Hier, wo alle Stimmen schweigen,
Auf geheimsten Waldeswegen
Blitzt mir zwischen grünen Zweigen
Hellkrystall'ne Flut entgegen.

Und mein Blick, dahin gewendet
Durch die Eichen, durch die Föhren,
Haftet plötzlich starr, geblendet,
Und vergißt zurückzukehren.

Es heben aus den Tiefen
Sich holder Frauen drei:
Die Rabenlocken triefen,
Und flattern los und frei.
Anschmiegt sich wonnebebend
Die Welle mit Gekos'
Und löst nur widerstrebend
In Perlen sanft sich los.

Hinweggeküßt von Lüften
  Ist bald der Rest der Flut.
Gesalbt mit Blumendüften
  Der Leiber frische Glut.
So glänzt in reinster Schöne
  Der weißen Glieder Pracht,
Sanftglüh'nde Farbentöne
  Durchsprüh'n die Waldesnacht.

Frisch blüh'n die süßen Wangen,
  Ihr Aug' ist Sternenschein,
Hals, Schultern, Arme prangen
  Wie glänzend Elfenbein:
Die Brüste wogen quellend
  Entgegen süßer Schau,
Es trägt die Hüfte schwellend
  Den stolzen Wunderbau.

Erst zeigen sie die Glieder
  Ruhend im vollsten Glanz,
Verschlingen dann sich wieder
  Zu holdem Reigentanz.
Ihr Wort ist selige Güte,
  Ihr Wandeln ist Musik,
Ihr Lächeln Himmelsblüte,
  Ein Wonneblitz ihr Blick.

Nicht Wort, noch Pinsel malte
Die Formenmelodie,
Der Schöpfung gottentstrahlte
Urhöchste Poesie,
Die holdgeschwung'nen Wellen,
Wie sie als Götterleib
Dem Blicke dar sich stellen
In schön erblühtem Weib.

Knabe:

Bei diesem Anblick frage
Dein Herz nun noch einmal:
Sind alle Schranken Plage?
Ist alles Dasein Qual?

Wanderer:

Im Schau'n geh meinem Streben
In neuem Lebenslauf
Von höchstem Glück und Leben
Hier das Verständniß auf.

Hier halten sich umschlungen,
In seligstem Verein,
Materie, nachtentsprungen,
Und reinstes Geistersein.

Was wie ein Todgedanke
Mich quält' ohn' Unterlaß,
Der Creaturen Schranke,
Hier ward sie holdes Maß,

In welchem schön und selig
Geschaffnes ruht und lebt,
Und schön erblüh'nd allmälig
Zu Göttersein sich hebt.

Das Räthsel alles Lebens,
Gelöst erscheint es hier:
Es winkt das Ziel des Strebens
In höchstem Glanze mir.

Schon wie von Götternähe
Fühl' ich mich froh berührt,
Und wie aus Himmelshöhe
Mein Glück herabgeführt!

Stimme der Venus:

Von meinem Liebesworte hergerufen,
Hast du vollendet, hohen Muth's, die Bahn,
Schritt'st unermüdet über alle Stufen
Herauf, an meinen ird'schen Thron heran.

Knabe (als Eros herantretend):

Ich wies ihm von den Tiefen zu den Höhen
Die Pfade, wie dein Wille mir gebot:
Zum Lohn laß unvergänglich ihn umwehen
Des höchsten Glückes gold'nes Morgenroth!

Wanderer:

Dich sucht' ich immerdar mit heißem Streben,
In allem Glück, in jeglichem Genuß:
In hoher Liebe bin ich dir ergeben,
Laß sterben mich in deinem Wonnekuß!

Stimme der Venus:

Wo hast du dich geschwungen,
Ein kühner Menschensohn,
Durch Erdendämmerungen
Herauf zu meinem Thron:

Gelingt dir's, auszudauern
Auf diesen reinsten Höh'n,
Wird nie mit seinen Schauern
Der Schmerz dich mehr umweh'n.

Hier trockne deine Thränen,
An Wonne Göttern gleich:
Beschwichtigt wird dein Sehnen
In meinem Zauberreich.

Doch darf ich's noch nicht stillen
Mit höchstem Liebesglück:
Erst muß sich ganz erfüllen
Dein irdisches Geschick.

Erst muß dein Sinn sich läutern
Von irdisch trüber Noth,
Und sich dein Herz erweitern
Dem neuen Morgenroth.

Ganz muß die Schranke fallen,
Die Mensch und Götter schied,
Eh' dich in sel'gen Hallen
Ans Herz die Göttin zieht.

Den Wonnen und dem Glücke
Eröffne deinen Sinn;
Mein Reich wird dir die Brücke
Zum Götterziele hin:

Dann trittst in sel'ge Reihen
Unsterblicher du ein.
Willst du die Göttin freien,
So streb' ein Gott zu sein!

Vierter Gesang.

Das Weib.

Heilige Kypris — —
Jegliches Weib ist deine Gestalt, dein Herz mit der süßen
Liebe gefüllt — —

L. Schefer.

„Karg ist Natur, ein Schein die Kunst; dem Triebe
Der Sehnsucht schenkt Gewährung nur die Liebe!"

Vierter Gesang.

Das Weib.

„Es streut um mich in tausend Wonnefunken
Das Reich der Schönheit seinen Zauberglanz,
Vollzählig schau' ich Schönstes wonnetrunken
Um mich gereih't in blühend reichem Kranz:
In Lethe's Flut ist all mein Leid versunken,
Und hold umkreist mich sel'ger Horen Tanz.
Es führet durch des Glückes Wunderlande
Die Schönheit mich an gold'nem Liebesbande.

Was je entzückt beglückte Menschensöhne,
Vereint entzückt mich's hier auf sel'gen Au'n:
Natur entfaltet ihre reichste Schöne,
Hold blüh'n um mich die Reize schönster Frau'n.
Die Muse singt mir süße Zaubertöne,
Und läßt mich reinster Formen Wunder schau'n.
Mit Bacchen schlürf' ich süßen Taumels Schäume,
Und Elfen wiegen mich in gold'ne Träume.

Was unerreichbar nur in Traumesstille
  Mir winkte wie ein ferner Geistergruß,
Es ging mir auf in blüh'nder Lebensfülle,
  Und aller Lust vereinten Vollgenuß
Reicht mir der Liebesgöttin Zauberwille,
  Und krönt ihn bald mit ihrem Wonnekuß:
Schon stehen meiner Liebe, meinem Hoffen,
Des höchsten Glück's ersehnte Pforten offen.

So hätt ich meines Herzens Schatz, die Thränen,
  Wie Perlen aufgelös't im Wein der Lust?
Es bliebe nicht Ein Wunsch, Ein leises Sehnen
  Mehr übrig in den Tiefen meiner Brust?
Ich wäre hier im Zauberreich des Schönen
  Auf ewig mir des reinsten Glück's bewußt?
Was steigt der Zweifel in geheimer Stunde
Wie Blasen auf von gold'nem Bechergrunde?

Ist's nur ein augenblickliches Ermatten,
  Das sanft beschleicht den kummermüden Sinn?
Streift manchesmal ein leiser Wolkenschatten
  Auch über Götterauen flüchtig hin?
Beruft durch neuen Drang den ird'schen Gatten
  Die Göttin zu noch höh'ren Glück's Gewinn?
Doch still, mein Herz, o still! du wirst vom Sehnen
Im Schooß der Freude wol dich bald entwöhnen.

Wiegt mich in Schlummer, leise Elfenlieder,
  Besänftigt ird'scher Drangsal letzten Rest;
Schon schwingt der Traum um mich sein Goldgefieder,
  Und schließt mein Auge, müd' vom Wonnefest.
Was aber schwebt so hold zu mir hernieder?
  Welch holdes Bild, herangeweht vom West?
Ein Mädchenbild umschwebt mich, grüßt mich innig,
Vollprangend nicht, doch lieblich, zart und sinnig.

Dies Bild berührt mich wundersam und eigen,
  Aus erster Jugendzeit ist's mir vertraut;
Und wieder hab' ich blühend es im Reigen,
  Der um der Göttin Thron sich schaart, geschaut.
Willst du dein süßes Haupt nicht zu mir neigen?
  O grüße mich mit sanfter Rede Laut.
Welch süßer Traum! Was wacht ihr auf, o Augen,
Statt träumend ihren Liebreiz einzusaugen?

Doch wachend auch glaub' ich noch stets zu träumen,
  Und off'nen Aug's das liebe Bild zu seh'n.
Ich kenne mich nicht mehr. Hier unter Bäumen
  Welch' Wunder ist im Traume mir gescheh'n?
Stieg Zauberduft aus dieser Quelle Schäumen?
  Wirkt magisch hier der Lüfte leises Weh'n?
Habt, Elfen, ihr mit neckendem Umschwirren
Gewagt im Schlaf den Sinn mir zu verwirren?

Wo ist mein göttlich heit'rer Sinn geblieben?
Zur Göttin blick' ich wie beschämt hinauf,
Hat sie aus ihrem Himmel mich vertrieben?
Beruft sie mich zu neuem Lebenslauf?
Ein neues Sehnen und ein neues Lieben
Geht mir im tiefsten Herzen mächtig auf.
Doch süßer hat dies Sehnen mich durchflossen
Als alle Wonnen, die ich je genossen.

Die Göttin, ach, ich muß es mir gestehen
In aller Wonnen sel'gem Ueberfluß,
Sie bleibt mir ewig fern in Wolkenhöhen,
Wie traut mir auch ertönt ihr Liebesgruß.
Und müßte nicht der Sterbliche vergehen
An ihrer Brust, in ihrem Wonnekuß?
Ich soll, so fordert sie, zum Gotte werden,
Doch wer erreicht so hohes Ziel auf Erden?

Doch jenes Bild, die liebste der Gestalten,
Die ich erblickt, ihr fühl' ich mich so nah',
Sie sehn' ich mich umfangend festzuhalten
Mit freud'ger Liebe, seit mein Aug' sie sah:
Und folgen muß ich dieses Drang's Gewalten,
Dem Zauber, der im Traume mir geschah:
Es reißt mich fort im sel'gen Zwang der Liebe,
Ob Segen blüht, ob Fluch aus diesem Triebe."

Er ruft's, und fühlt der tiefgeheimen Stätte
  Des Reichs der Göttin plötzlich sich entrückt:
Er steht auf wald'ger Höh', wo rings die Kette
  Von kahlen Bergeshäuptern niederblickt,
Und sich ein Gießbach bald vom Felsenbette
  Herabstürzt, bald durch moos'ge Schluchten drückt
Der Wand'rer folgt in nimmermüdem Drange
Der Flut ins Thal hinab vom Bergeshange.

Da steht ein einsam Haus im Waldesgrunde,
  Holdsel'gen Friedens trauter Aufenthalt;
Noch ruht es still in früher Tagesstunde
  Im Morgenglanz, und rings kein Laut erschallt
Schlaftrunk'ne Wipfel schüttelnd in der Runde
  Regt thaubenetzt sich kaum der grüne Wald.
Süßathmend grüßt die junge Morgensonne
Der Jüngling, und sein Herz geht auf in Wonne.

Vor Allem lockt ihn eine traute Stelle,
  Wo sich der Tag durch laub'ge Kronen stahl,
Aus Blumengründen rieselnd eine Quelle
  Sich weiterschlängelte durchs grüne Thal.
Dort spiegelt ruhend sich in reiner Welle
  Ein Mädchen, hold beglänzt vom Morgenstral:
Ein Bild, gewebt aus Jugend, Reiz und Güte,
Stellt sie sich dar in süßer Lebensblüte:

Schön wie die Rose, nicht getrennt vom Stocke,
Geküßt von Lüften, leise, lind und lau,
Frisch wie die nachterblühte Liljenglocke,
Zum ersten Mal benetzt vom Morgenthau,
Rein wie des Schnee's in Lüften weh'nde Flocke,
Bevor sie niedersinkt auf Feld und Au.
Der Jüngling staunt und glüht — die holden Mienen,
Sie sind's, die lächelnd ihm im Traum erschienen.

Sie ruht, von Bäumen überdacht, im Moose,
Sanft hingelagert an der Quelle Rand.
Waldblumen, frisch gepflückt, ruh'n ihr im Schooße:
Ein Täubchen wiegt sich hold auf ihrer Hand,
Und streckt das Schnäblein, pickend mit Getose:
Schalkhaft belächelt sie den süßen Tand.
Ihr Antlitz glüht, den Busen Seufzer heben,
Ermattet scheint der holde Leib zu beben.

Hat sie nach Blumen müde sich geklettert?
In Wellen mattgekühlt die Jugendglut?
Sie läßt das Täubchen flattern, still entblättert
Die Blumen sie, wie träumerisch, und ruht:
Schon hört sie nicht mehr, wie die Lerche schmettert,
In Träume wiegte sie die Murmelflut.
Süß träumt sie: pflegen Träume doch den Reinen
In lieblichen Gestalten zu erscheinen.

Der Jüngling naht entzückt und schaut das Prangen
  Der jungen Glieder, lieblich hingeschmiegt:
Lauschend schwebt über ihr sein Glutverlangen,
  Wie sich ein Falter über Blumen wiegt.
Was lispelt sie? Was ist's, das ihre Wangen
  Wie Rosenschein holdselig überfliegt?
Die süße Lippe scheint sich sanft zu regen,
Als glühte sie dem ersten Kuß entgegen.

Ihn hält gebannt die süße Zauberschlinge:
  Sich niederbeugend streift er unbedacht
Mit sanfter Hand die gold'nen Lockenringe:
  Sie duldet's arglos, nun schon halb erwacht;
Denn es berührt sein Schmeicheln wie die Schwinge
  Des Täubchens sie, so zärtlich und so sacht.
Nun aber, in der Liebe kühner'm Drange
Haucht er ein Küßchen leis' auf ihre Wange.

Sie lächelt, zugedrückt die Augenlider:
  „Du böses Täubchen, wart', ich fange dich!"
So lispelt sie, und hascht nach dem Gefieder
  Des Täubchens, das mit zarter Schwinge sich
Oft nahte, wenn sie schlief, sie hin und wieder
  Hüpfend umspielt', und nie von ihr entwich.
Doch hascht umsonst sie diesmal nach der Taube,
Und arg getäuscht fand sich ihr holder Glaube.

Sie hebt das Köpfchen sanft, die gold'nen Locken
Sich schüttelnd aus dem holden Angesicht;
Der Jüngling steht vor ihr — sie bebt erschrocken
Zurück, und traut dem eig'nen Blicke nicht.
Sie fühlt des Athems Quell im Herzen stocken,
Erzitternd trübt sich ihres Auges Licht;
Es ringen sich zu sammeln die Gedanken,
Die zweifelnd zwischen Traum und Wachen schwanken.

Ist's Wahrheit, oder schwebt noch ihrer Träume
Verstol'nes Glück im Traumgebild ihr vor?
Sie blickt um sich, da rauschen traut die Bäume,
Melodisch wirbelt heit'rer Vögel Chor.
Das sind nicht Träume, Bilder, farb'ge Schäume, —
Er steht vor ihr, den längst ihr Herz erkor.
Sie rafft sich auf, um Scham und Liebeswonne
Fliehend zu bergen vor dem Stral der Sonne.

„Geliebtes Kind, o fliehe nicht von hinnen,"
Ertönt ihr traut sein Wort, „o fliehe nicht!
Dich sucht' ich ja, dich strebt' ich zu gewinnen,
Du warst ja meiner Seele süßes Licht,
Seit mir erschien in träumerischem Sinnen
Verklärt dein holdvertrautes Angesicht.
So glühend hab' ich dich ins Herz geschrieben,
Dir aber ist von mir kein Bild geblieben?"

Hold zögert sie, dem fleh'nden Worte weichend,
Und blickt mit süßem Liebesdrang auf ihn,
Und lispelt, ihm die Hand zum Gruße reichend:
„Dein Angedenken lebt in meinem Sinn,
Und fester hielt ich's, seit, dem deinen gleichend,
Ein holdes Bild im Traum auch mir erschien
Du nah'st, da lächelt mir im Rosenscheine
Die Welt, und freudig fühl' ich mich die Deine!"

„Ach," ruft er, „wo in allen Himmeln lebet
So holder Klang, so süße Melodie,
Als in dem Wort die deine mich umschwebet?
So wundersam berührte Wonne nie
Mein glühend Herz, als jetzt mich heiß durchbebet,
Was auch mir Sel'ges Götterhuld verlieh.
Karg ist Natur, ein Schein die Kunst — dem Triebe
Der Sehnsucht schenkt Gewährung nur die Liebe.

O Glück mit dir zu sterben und zu leben,
In deinem süßen Bilde stets zu ruh'n!
Mich selbst vergessend, ganz dir hingegeben
Laß ich für immer alles eitle Thun.
Den Fluch des Seins abschütteln war mein Streben,
Den Weg zu solchem Glücke kenn' ich nun:
Kann nur im Tod das Herz sich Ruh' erwerben,
Wie könnt' es süßer als in Liebe sterben?

Doch mehr als Todeswonne wird entstammen
Dem süßen Bunde zwischen dir und mir:
Mir ist, als flößen aller Sehnsucht Flammen
In den gewalt'gen Sehnsuchtsdrang nach dir,
Und aller Reiz in deinen Reiz zusammen,
Und klar erscheint es meinem Sinne hier:
Unendlichkeit in reichster Lebensfülle
Halt' ich umfaßt in deines Bildes Hülle!

Unendlichkeit — das ist des Geistes Streben,
Doch stets umschränkt das Hier ihn und das Heut;
Zersplittert ist der Schönheit karges Leben,
Und kein vollendet Glück die Erde beut.
Da naht die Lieb', und ihre Zauber weben
In Eins die Himmelsstralen, weit zerstreut:
Wir schau'n in Einem Bild mit süßem Triebe
Das All des Glücks, der Schönheit und der Liebe.

So halt ich dich mit glühendem Verlangen
Umfaßt, und preise dich mein höchstes Glück.
In deiner Schöne wonnigem Umfangen
Vollendet sich mein seligstes Geschick.
Laß meine Lippe ruh'n auf deinen Wangen,
Und ziehe nicht dein süßes Haupt zurück.
Froh tauschen, ganz einander hingegeben
So Herz um Herz, und Leben wir um Leben.

Ich halte dich entzückt in Liebesarmen,
Und fühle, wie die reichste Wonne quillt,
Wenn nicht bloß stolz vom Himmel aus Erbarmen
Herniederschwebt ein hohes Götterbild,
Nein, selbst sich sehnt am Freunde zu erwarmen
Nicht fremdes Sehnen nur, auch eig'nes stillt.
Süß ist's, wenn liebend uns das Ich entschwindet,
Doch süßer, wenn's geliebt sich wiederfindet.

Liebend Geliebtes heiß ans Herz zu drücken,
Zu seh'n ein holdes Bild, das göttergleich
Und unerreichbar schien, nun vor Entzücken
In unsern Armen zittert, mild und weich,
Und dann an uns, beglückt uns zu beglücken,
Sich liebbedürftig drängt und wonnereich,
Das ist olymp'sche Lust. Mir winkt im Leben
Das Höchste: Liebe nehmend Liebe geben!"

Er ruft's, und schmiegt an sie sich mit Gekose,
Freut spielend sich an seligstem Gewinn,
An gold'ner Flechte, süßer Wangenrose,
Und an der Lippe glänzendem Rubin.
Sie weiß nicht, daß sie ruht in seinem Schooße,
Und gibt dem trauten Spiel sich arglos hin.
Halb Liebestraum, halb Kindersinn im Herzen,
Wie bebte sie zurück vor süßen Scherzen?

Und fester seine Arme sie umschlingen,
Sie bebt und glüht, und wehrt dem Kusse nicht;
Umwallt von aufgelöften Lockenringen
Birgt sie an ihm ihr glühend Angesicht.
Ach, wie geläng's, den Drang zurückzuzwingen,
Der flammendhell aus jungen Herzen bricht?
In Wonnen reißt der Liebe Macht die Herzen
So willenlos dahin, wie in die Schmerzen.

In Seufzern stirbt das Wort, in Liebesflammen
Gedank' und Wille; zehrend sel'ge Glut
Schlägt über ihren Häuptern hell zusammen,
Wiegt sie, und hebt sie, eine Zauberflut,
Und trägt, ein stürmisch Meer, in dem sie schwammen,
Sie brausend, bis die wilde Woge ruht,
Bis, aufgetaucht aus heiligdunklem Bronnen,
Das Herz sich erst besinnt auf seine Wonnen.

Da plötzlich leise Flüsterhauche klangen,
Ein seltsam Regen tief im Laub erwacht;
Der Jüngling blickt dahin mit stillem Bangen —
Und siehe, seinem Sinn wie Mondespracht
Dämmert das Zauberbild, daß göttlich Prangen
Sein Herz entzückt in jener sel'gen Nacht.
Erschreckt entringt er sich den Liebesbanden,
Die ihn so zart, so wonnetraut umwanden.

Das Bild entschwebt; auf seiner flücht'gen Triebe
  Genossin blickt er hin in banger Qual.
Sie starrt ihn an mit Augen, hohl und trübe,
  Es schwankt ihr Leib, gespenstisch, welk und fahl.
Die süße Wunderblume seiner Liebe,
  Gebrochen welkt sie vor der Göttin Stral.
Ein Schauder faßt ihn an, — von Qual durchdrungen,
Stürzt er dahin durch Waldesdämmerungen!

Fünfter Gesang.

Venus Urania.

„So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
Der Creaturen heil'ger Lebenswille."

Fünfter Gesang.

Venus Urania.

„Wohin entschwandet ihr, o süße Wonnen?
Wo seid ihr, meiner Hoffnung gold'ne Sterne?
Ach, daß zu spät, nachdem mein Glück zerronnen,
Das Wort der Göttin ich verstehen lerne:
Bis ich zum Gotte würd' am Zauberbronnen
Des Lebens, bliebe höchstes Glück mir ferne.
Auf immer geb' ich schmerzlich es verloren,
Zum Götterloos ist nicht der Mensch geboren.

Nach reinstem Glücke, voll und unbeschränkt,
Rief laut mein schmerzlich ruheloses Sehnen:
Und sieh', was ich ersehnt, ward mir geschenkt,
Die Göttin stillte meine bittern Thränen:
Doch in der Wonnen reiches Meer versenkt,
Strebt' ich, gelockt von süßen Liebestönen,
Unfähig zu genießen in der Weise
Der Götter, nach beschränkten Glückes Kreise.

Mir ward auch dies. Doch als ich mit Gekose
  Die traut Erkor'ne an mein Herz gedrückt,
Da welkte sie an meiner Brust, der Rose
  Vergleichbar, die der Hauch des Nord's gepflückt.
Der Göttin Schönheitspracht, die wandellose,
  Erschien mir, wie sie einst mein Aug' entzückt.
Wie sollte nicht vor dieser wonnereichen
Erinn'rung jeder ird'sche Glanz erbleichen?

Wol ist das höchste Glück im Erdenthale
  Der Liebe selige Bezauberung;
Doch ach ein Blick nach jenem Ideale,
  Nach jener Göttin, ewig schön und jung,
Entzaubert ird'schen Reiz mit Einem Male,
  Wie Sonnenglanz verscheucht die Dämmerung.
Erst wähnt' ich, daß ein Liebstes mir genüge,
  Nun wagt mein Herz der alten Sehnsucht Flüge.

Ins Grenzenlose streben die Gedanken,
  Doch sehnt, von keiner Grenze mehr umschrieben,
Das Herz zurück sich wieder in die Schranken,
  Und fühlt aus diesen neu sich fortgetrieben.
Und so verzehrt sich in unsel'gem Schwanken
  Das Herz mit seinem Sehnen, seinem Lieben,
Nach aufwärts immer und nach abwärts strebend,
Sehnsüchtig zwischen Erd' und Himmel schwebend.

Der Drang zur Sonne hält im Ätherdome
Schwebend den Stern, er kreis't um sie beschwichtigt;
So hält uns Sehnsucht über'm Lebensstrome,
Doch ihre Ford'rung, ach, wird nie berichtigt.
Wann endet dieser Streit? Wenn die Atome
Des Herzens in die Winde sich verflüchtigt?
Nur der ruht weich, aus Müh'n und Leid errettet,
Der still im eig'nen Staube sich gebettet.

Nun faß' ich jenes mystische Versenken
Des Inders, jene Flucht ins leere Nichts:
Weltmüde tödtet er sein Ich, sein Denken,
Und blickt ins Leere, starren Angesichts.
So meint er seinen Flug zu Gott zu lenken,
Zu tauchen in das sel'ge Meer des Lichts:
Des Geistes höchstes Ziel will er erwerben,
Und all sein Drang ist doch nur der — zu sterben.

Ja, Sterben — Schlafen — Ruhen — in die Stille
Des Todes, los der Schranke, hinzutreten,
Das bleibt der Creaturen letzter Wille,
Was auch sie strebend sonst vom Glück erflehten.
Wie reich uns auch der Born des Lebens quille,
Wir suchen uns zuletzt ins Nichts zu retten.
Ob wir in Lust, ob wir in Gott versinken,
Wir suchen Selbstvergessenheit zu trinken.

Was ich genoß, die holde Lebenslust,
  Der sel'ge Rausch, die gold'nen Liebeswonnen,
Es waren, ach, nun wird es mir bewußt,
  Momente süßen Tod's, ein Lethebronnen:
Und ach, sie heilten nicht das Leid der Brust,
  Der holde Trug ist allzubald zerronnen
Was leer' ich denn nicht ganz mit durst'gen Lippen
Des Todes Becher, statt daran zu nippen?

Schon fühl' ich lebensmüde meine Glieder,
  Weltsatt und todeslüstern meinen Sinn:
Es senken schwer sich meine Augenlider,
  Ich lagerte zur Ruhe gern mich hin;
Zu ew'gem Schlummer streckt' ich gern mich nieder,
  Und Sterben scheint mir köstlichster Gewinn.
Wo find' ich Ruh'? Wo winkt mir eine Stätte,
Daß ich den matten Leib zur Ruhe bette?

Ich ruhte sanft einst unter Blütenbäumen,
  An blum'gem Quell, in stiller Waldesschlucht:
Doch ach, dort läßt sich's schlafen nicht, nur träumen—
  Traumloser Schlaf ist's, was mein Sehnen sucht.
Hin will ich zieh'n, wo Meereswogen schäumen,
  Wo wild ans Ufer braust der Wasser Wucht.
Am stillsten ruh'n von Allen, die entschliefen,
O heil'ges Meer, die ruh'n in deinen Tiefen!" —

Er ruft's, und tritt die stille Wallfahrt an.
  Es leitet ihn die traute Mondeshelle
Durch Wälder, über Höh'n, auf rauher Bahn:
  Nun tritt sein Fuß auf eine eb'ne Stelle:
Da ragen finst're Klippen himmelan,
  Und endlos, endlos braust heran die Welle.
Im Sand verrauschend kommen Wog' auf Wogen
In breitem Schwall mit Schaum und Duft gezogen

„So rauscht mir denn das ew'ge Meer zu Füßen?
  (Ruft er entzückt), nun schweigt mein tiefstes Leid.
Willkommen, Wellen, die mich nahe grüßen,
  Willkommen auch ihr andern, die so weit
Auf hoher See kein grünend Ufer küssen,
  In grenzenloser Meereseinsamkeit!
Unendlichkeit — sie ward mir zum Idole,
  Du, *Meer*, zu seinem herrlichsten Symbole.

Schön bist du, wenn dich mächtig bis zum Kerne
  Des brausenden Orkanes Hauch durchtos't:
Doch schöner, wenn du glühst im Kuß der Sterne,
  Wenn nächtlich traut der Himmel mit dir kos't.
Da flammst du, schlingst du bräutlich nah und ferne
  Schaumrosen um die Felsen, grau bemoost.
Entstieg, entsprungen solchem Liebesbunde,
Nicht einst Cythere deinem feuchten Grunde?

Sind unfruchtbar geworden deine Tiefen?
  Ringt keine Göttin mehr aus dir sich los?
Der Zeit gedenk' ich, wo mich Stimmen riefen
  Aus Stromes Grund zu wonnigem Gekos':
Und ach, von alter Sehnsucht Drang ergriffen
  Ahn' ich ein neues Glück in deinem Schooß.
Gieb, heil'ges Meer, die Herrliche mir wieder,
Zieh mich zu ihr in feuchte Tiefen nieder!"

So tönt sein Ruf, und unter Sternenküssen
  Flammt höher glühend auf die gold'ne Welle:
Ein Dämmerschein bricht aus den Finsternissen
  Des Meeresabgrund's, morgenröthlich helle,
Und wie aus Rosenschleiern losgerissen
  Titan betritt des Ätherdomes Schwelle,
Entsteigt ein Weib den Purpurdämmerungen,
Ein Sternendiadem ums Haupt geschlungen.

„Bist du's, o Venus," ruft er, „die im Tanze
  Der Wellen hold heranschwebt? bist du da?"
„Wol," tönt's ihm, „zeigt dir Venus sich im Glanze,
  Wie früher nicht dein sterblich Aug' sie sah:
Nicht Aphrodite mehr im Rosenkranze
  Im Sternendiadem Urania!
Venus Urania — sie bringt zur Blüte,
Was sie gepflanzt als Venus Aphrodite.

Du hast des Lebens ird'schen Lauf vollendet,
Wie du gemußt, wie menschlich Streben kann;
Es lenkt' ein Führer, ungeseh'n gesendet,
Selbst als von mir sich deine Lebensbahn,
Dein Menschenloos erfüllend, abgewendet,
Doch nah und näher dich zu mir heran:
Was du erlebtest, Sehnsucht, Lust und Schmerzen,
Ward Stufe dir herauf zu meinem Herzen.

Du hast des Lebens Wonnen durchgenossen,
Und wenn von ihnen eine dir entschwand,
So hat sich eine höh'r'e dir erschlossen;
Und jetzt auch zog dich meine Liebeshand
Zu höher'm Glück als jenes, das zerflossen,
An Sehnsuchtsbanden her an diesen Strand:
Auf neue Bahnen soll dein Auge schweifen,
Dein Herz zum höchsten Wonnekusse reifen!"

Sie spricht's, da legt, gewebt aus Morgenröthen,
Aufs Meer sich purpurhell ein Nebelflor;
Die Göttin hat den Wolkenthron betreten,
Der Jüngling schwebt vereint mit ihr empor;
Da sieht er in den Wirbel der Planeten,
In kreisender Gestirne Riesenchor
So schnell, wie Bahn sich bricht in Finsternissen
Ein Sonnenstrahl, sich mit emporgerissen.

Von Pol zu Pol erschließt den Ätherbronnen
Der Himmel, ins Unendliche hinan:
Inmitten schwimmt die stralendste der Sonnen
In ihres Lichtes glüh'ndem Ocean.
Der Welten jede folgt in Liebeswonnen,
Ein Riesenphönix, flammend ihrer Bahn:
Brausend in ew'ger Harmonien Strome
Wälzt sich ihr Chor dahin am Himmelsdome.

„Nun schaust du hier in meinen höchsten Reichen,"
So ruft die Göttin, „mich in vollstem Glanz:
Vor diesem muß der ird'sche Reiz erbleichen,
Vor'm Sternendiadem der Rosenkranz:
Dem Lied der Sphären muß die Muse weichen,
Dem Weltenreigen der Bacchanten Tanz:
Hier schäumt, wie du gewünscht, dem sel'gen Zecher
Unendlichkeit in grenzenlosem Becher.

Ersättige dein Aug', das, wie des Raumes,
So auch der Zeit Unendlichkeit durchschweift:
Blick in die Zukunft, wo nicht mehr des Traumes
Gebild der Mensch in trübem Sinn ergreift,
Wo süß die Frucht des ird'schen Lebensbaumes
Zu herrlich prangender Vollendung reift,
Nimm schauend Theil mit wonnetrunk'nem Blicke
An jenem fernen, himmelfernen Glücke.

Die Wolke trägt uns nieder von den Höhen,
Und lieblich wie aus Morgendämmergrau'n,
Im blitzenden Geschmeid der Ström' und Seeen
Erscheint die Erde mit verjüngten Au'n.
Aurorens Schleier bräutlich um sie wehen, —
Wem denkt sie liebentglüht sich anzutrau'n?
Dem Bräutigam, der los von ihrem Herzen
Sich riß, und einsam lang sie ließ in Schmerzen.

Den längst schon ihrer Sehnsucht Stimmen riefen,
Er senkt aus gold'ner Morgenwolkenpracht
Auf Liebesfittigen sich in die Tiefen,
Und zieht ans Herz das arme Kind der Nacht:
Und sel'gen Lebens Keime, die da schliefen,
Erschließen sich, in seinem Kuß erwacht
Wie auf den Wassern einst im Uranfange,
So schwebt er über ihr im Liebesdrange.

Er sinkt herab aus Himmelsdämmerungen,
Wo er sich einsam in sich selbst verlor,
Und hält sie fest auf ewig nun umschlungen,
Die er zur Braut vom Anbeginn erkor:
Nun hat er sich ins Dasein losgerungen,
Und schwebt, ein Held, ins Reich des Lichts hervor,
Und pflanzt, zum Pfande seiner ew'gen Minne,
Der *Schönheit* Banner auf die Weltenzinne.

Da schwebt erlös't empor in sel'ge Höhen
Die Vielgeschmähte, die, der Schöpfungsthat
Zum Hohne, Stoff und Abbild der Ideen
Der Denker nannt', und doch mit Füßen trat:
Sie blüht verklärt, und glänzend anzusehen
Geht fürder sie des Lebens gold'nen Pfad.
Und so vollzieht, was einst in hehrer Stunde
Du ahntest, sich in einem neuen Bunde!" —

So deutet wundersam mit Flammenworten
Urania das kommende Geschick,
Und öffnet fernster Zukunft gold'ne Pforten
Des Hochentzückten staunend weitem Blick:
Da hellt sein Sinn, den Schmerz und Tod umflorten,
Sich auf, und öffnet sich dem höchsten Glück.
Und wie vor seinen Blicken und Gedanken,
So fallen auch von seinem Sein die Schranken.

„Unendlichkeit hat sich um mich ergossen,
(Ruft er entzückt) mit reichster Lebensflut:
Ich fühle selig mich in Eins verflossen,
O All, mit dir, in hoher Liebesglut.
Ich schaute als mein eig'nes Heil erschlossen
Das Heil der Welt, das noch verborgen ruht.
Das künft'ge Glück, so wonnig vorempfunden,
Läßt mich vom Schmerz der Gegenwart gesunden.

Es hebt aus schweren Träumen sich mein Haupt,
Des Einzellebens banger Traum entschwindet:
Allleben, das ich ewig fern geglaubt
Der Creatur, hat sich in mir entzündet;
Und solches Glück wird nimmer mir geraubt,
Weil nicht in meinem irdischen Sein es gründet.
Allwille lebt in mir, ihm fügt ergeben
Mein Eigenwille sich, mein ird'sches Streben.

Was ich ersehnt, errang ich. Nicht vergebens
Erstrebt' ich heiß, in Lust und Schmerzgewühl,
Ein unbekanntes höchstes Glück des Lebens.
Nun endlich krönt's die Stirn mir, labendkühl:
Dies höchste, letzte Ziel des Glückbestrebens,
Es ist des Allbewußtseins Hochgefühl;
Und herrlich, wie der Göttin Wort versprochen,
Ist dieser Wonne Tag mir angebrochen!

„Du schöpfest nicht im Maß des Augenblickes,
(So klang mir's) aller Wonnen Überschwang;
In stetem Streben nur wird sich des Glückes
Der Mensch bewußt, und nur im Stufengang
Bringt ihn zum Ziele seligen Geschickes,
Durch Götterhuld geführt, sein Liebesdrang.
Von Stufe sollst du auf zu Stufe steigen,
Und nur zuletzt nennst Höchstes du dein eigen."

O Göttin du der Schönheit und der Liebe,
So lenktest du mich höher stets und weiter
Am Zauberbande meiner Sehnsuchtstriebe
Der Schönheit und der Liebe Stufenleiter,
Hinan aus irdisch endlichem Getriebe
Zu Geisteshöhen, ewig rein und heiter,
Von irdischer zur schrankenloser Schöne
Des Alls, zum Einklang aller Lebenstöne!

So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
Der Schmerz der ird'schen Mühsal, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt ins All gewendet,
Erscheint versöhnt nun alles ird'sche Loos.
Es wird mir wundersam ein Trost gespendet,
Der hold mich lockt, wie in der Liebe Schoos,
Und labend aus verborg'nen Geistertiefen
Hervorquillt, vom Verstande nicht begriffen.

Warum ich in den Abgrund ird'schen Seins
Gestürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele schwimme,
Ich weiß es nicht. Gewiß nur ist mir Eins:
In meinem tiefsten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Loos des Lebens willigt,
Und dieses irdische Geschicke billigt!

Der Dornenkranz ist nicht hinwegzuscherzen,
  Der aller Staubgebor'nen Häupter krönt.
Doch ist *unläugbar* auch die Stimm' im Herzen,
  Die Schmerz und Todesqualen übertönt:
Sophismen sind, was sonst als Trost in Schmerzen
  Der Mensch ersinnt, sein Leid bleibt unversöhnt:
Nur jene Stimme hebt mit leisem Worte
Geheimnißvoll des Räthsels dunkle Pforte.

So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
  Der Creaturen *heil'ger Lebenswille*,
Und nimmer kann am Todesriffe stranden,
  Wer sich durch ihn, ob Lust ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
  Und selber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit siegesstolzem Blicke:
Mein eig'ner Wille billigt mein Geschicke!

Vor diesem Zauberworte seines Mundes
  Stürzt sich des Daseins Räthselsphynx, dem Zwange
Der Lösung weichend, in die Nacht des Schlundes:
  Erzitternd flieht die alte Todesschlange,
Und es ertönt im Dom des Weltabgrundes
  Dem Ohr der Sphären Lied im reinsten Klange:
Gestillt versiegt der Thränen reicher Bronnen,
Und Sehnsucht wandelt sich in Liebeswonnen.

Und ich errang dies göttliche Genügen:
  Mit jenem Zauberwort der Billigung
Sieht sich mein Geist nach mühevollen Flügen
  Ans höchste Ziel geführt in sel'gem Schwung;
Als ob mich Adlerschwingen aufwärts trügen,
  Grüß' ich olymp'schen Lebens Dämmerung:
Es hat mit jenem Worte, kühn gesprochen,
  Der Gott in mir die Schranke nun durchbrochen.

Des ird'schen Lebens Glück, es ist gescheitert,
  Doch hinter mir auch liegt des Lebens Noth;
Mein Sinn vollzog, in hoher Schau geläutert,
  Was einst dein Wort, o Göttin, mir gebot:
Zum Allsein ward mein endlich Sein erweitert,
  Ich ward, um würdig dich zu frei'n, zum Gott:
So bin ich werth geworden deines Kusses,
  Den du versprachst im Hauch des ersten Grusses!" —

„Der Göttin Arme steh'n dir liebend offen,
  (So tönt ihm Antwort), und ihr Weihekuß
Erfüllt im Tode nun dein schönstes Hoffen,
  Das lockend einst geweckt ihr Liebesgruß.
Was du, von ew'ger Sehnsucht Pfeil getroffen,
  Erstrebt, es wird dir an des Lebens Schluß!" —
Sie spricht's; auf brechend sel'gen Auges Lider
Senkt sich der Kuß der höchsten Wonne nieder.

Beglückt, wer so die Göttin ohne Schleier
Erschaut, wen sie zum Liebling sich erkor:
Uns grüßt ihr Bild im Stein, im Klang der Leier,
Nur Wen'ge zieht sie hold zu sich empor:
Einst aber eint in heit'rer Wonnefeier
Sie Alle noch zu Einem sel'gen Chor:
Dann ruh'n gestillt in aller Sehnsucht Triebe,
Und segnend herrscht die Schönheit und die Liebe!

Schlußbemerkung.

Der Verfasser hat den in seinem „Sangesgruß vom Strande der Adria" (Triest, Schimpff, 1857) mitgetheilten Proben aus vorstehender Dichtung folgende Bemerkung vorausgeschickt:

Diese Dichtung entlehnt ihre Motive den deutschen Sagen von der „Frau Venus," „Loreley," „Waldfrau" u. dgl., vertritt aber zugleich die Reaction des modernen Bewußtseins gegen jene mittelalterlich trübe Auffassung der Schönheits- und Liebesgöttin, und möchte diese aus einer „Teufelin," aus einer verlockenden Göttin der Sinnlichkeit, was sie im Alterthume nicht war, und wozu erst die nordische Sage sie gestempelt, wieder zu dem machen, was sie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, seligen Daseins in sinnlich-geistiger Harmonie. Noch mehr, es wird auf die Auffassung des höheren Alterthumes zurückgegangen, welcher die himmlische und irdische Venus noch Eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania sind ein

und derselbe Begriff, nur im ersten Falle in Beziehung auf das irdisch-menschliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. — Diese Göttin nun lockt den Helden unserer Dichtung, welchen der Schmerz der creatürlichen Beschränkung peinigt, zunächst mit sinnlichem Anreiz an sich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmonischen Daseins dem einseitig spiritualistischen Sinne zuerst sich darstellen — und läßt ihn sodann von Eros durch ihr Reich führen, die erotische Stufenleiter hinan. *Natur*, *Kunst* und *Leben* gießen ihre Beseligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt von Allem ist aber die *Liebe*, deren Zauber seinem unendlichen Sehnen ein *Unendliches* vorspiegelt. Doch dieser Zauber währt nicht ewig. Venus erscheint, nachdem der höchste Liebesmoment erfüllt ist, und vernichtet durch ihren Anblick jene selige Bezauberung. Das will sagen: *Ans Ideal* gehalten erscheint das *Idol* wieder in seiner Endlichkeit und Beschränkung, und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun ist der Stufengang des *irdischen Glücks* vollendet; doch der unendliche Geist ist ja noch *höherem* berufen. Venus erscheint dem bereits Verzweifelnden wieder, und zwar jetzt in ihrer uranischen Herrlichkeit, als himmlische Venus, und öffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des *Kosmos* geht vor seinen Blicken auf: die Schranken der Zeit und des Raumes fallen; er schaut das künftige Reich der Schönheit, die Versöhnung von Geist und Materie auf Erden. Vor diesem Anblick versinkt sein creatürliches Leben gleich einem Traumbilde: er fühlt sich theilhabend am Allleben, Allbewußtsein, und so erscheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchsten, unendlichen Glückes. — Dem denkenden Leser entgeht nicht, daß hierin weniger eine bestimmte philosophische Tendenz, als das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe sich darstellen will.

Lyrischer Anhang.

Lieder.

Am Strande.

Was ruh ich am Strande,
  Den Märchen zu lauschen,
Die flüsternd im Sande
  Die Wogen mir rauschen?
Sie nähren im Herzen
  Mir linde den Harm,
Und weichlicher Schmerzen
  Traumseligen Schwarm!

O trügen die Wellen
  Mich lieber an Riffe,
Wo donnernd zerschellen
  Verlorene Schiffe!
O schwände das Land mir,
  Und zeigte die See
Den einsamen Strand mir,
  Wo schwiege mein Weh!

Auf felsigen Klippen,
Wo brausend die Rede
Verschlüge den Lippen
Der Sturm in der Öde,
Da thront' ich und schaute
Tief unten das Meer.
Der Himmel umblaute
Mich glänzend und hehr!

Ins Meer hinab rollte
Die letzte der Thränen,
Und fürder nicht zollte
Tribut ihm mein Sehnen:
Frei hob' ich die Stirne,
Und labte den Muth
An lichter Gestirne
Uranischer Glut!

Mit dem Strome.

Ewig, ach, in weite Fernen,
Über Länder, über Meere,
In die Höhe, zu den Sternen,
Strebt das Auge, strebt der Sinn.

In der Brust der Sehnsucht Speere,
Die wir nicht verwinden lernen,
Starren wir ins ewig Leere
Nimmermüden Dranges hin!

Und wir suchen, und wir schauen
Ewig nach den gold'nen Zinnen
Der Unendlichkeit im Blauen,
Fragen nach dem reinen Glück:
Flügel möchten wir gewinnen,
Doch zu den verlass'nen Auen
Kehrt das Sinnen, kehrt das Minnen
Ewig leer und arm zurück! —

In den vollen S t r o m d e s L e b e n s
Stürze dich, nicht einsam grollend;
Schwimmend wandelst du des Strebens
Müh'n dir in ein holdes Spiel:
Seiner Flut Vertrauen zollend
Schwimme hin — nicht ist's vergebens;
Ihre sich'ren Bahnen rollend,
Trägt sie dich ans gold'ne Ziel!

—

Gondelfahrt.

Wonnig ist's, auf blauer Flut,
Wenn sie spiegeleben
In des Mondes Glanze ruht,
In der Gondel schweben;
Wenn der Sterne gold'nes Bild
Durch die Woge zittert,
Und ein Hauch der Liebe mild
Land und Meer umwittert!

O wie oft auf blauer Bahn,
Wenn die Sternenhelle
Leise glühend niederrann
In die Silberwelle,
Wiegtest, schwanke Gondel, du,
Glutenübersponnen,
Tiefgeheim in guter Ruh'
Traute Liebeswonnen!

Ach, ein Liebchen lockt mich nicht,
Um mit Wonnebeben
Nachts mit mir im Mondeslicht
Übers Meer zu schweben:
Dennoch in der Gondel Sammt
Schmieg' ich stolz die Glieder,
Und der Sternenhimmel flammt
Nicht umsonst hernieder!

Meß' ich doch in Liebesmuth
Tiefen, Höh'n und Fernen,
Kose mit der Meeresflut,
Kose mit den Sternen:
Und, wie rein des Himmels Bild
Durch die Woge zittert,
Fühlt von ew'ger Schöne mild
Sich mein Herz umwittert!

Der Kreislauf der Liebe.

Welch' glüh'ndes Liebeleben
Berauscht mir doch den Sinn,
Wenn Rosendüfte schweben
Durch Lenzesauen hin?
Was haucht aus dir, o Blume?
Was ringt aus deinem Schooß,
Gleich einem Heiligthume
Der Liebe, hold sich los?

Gesellt der Rosenblüte
Tönt mir des Vögleins Lied,
Das still durch mein Gemüthe
Als holde Deutung zieht:
Des Vögleins, das zu singen
Sich hebt ins lichte Blau,
Und badet seine Schwingen
Im reinsten Himmelsthau!

Hoch oben schlürft's, umsponnen
Von Himmels-Glanz und -Schein,
Aus *ew'ger Liebe Bronnen*
Ein Tröpflein selig ein;
Und still hinab gesunken
Ins blumig dunkle Thal,
Verhaucht, was es getrunken,
Es dann in süßem *Schall*.

Des Klanges Hauch umwittert
Die *Rosenknospe* mild;
Sie trinkt ihn lustdurchzittert,
Von süßem Drang sie schwillt:
Und prangt sie dann erschlossen,
So steigt als *Zauberduft*,
Was erst als *Lied* erflossen,
Entzückend in die Luft!

Und wie die Düfte schweben
Durch Lenzesauen hin,
Ergreift ihr himmlisch Leben
Berauschend mir den Sinn:
Als *Liebe* sich entzündet
In mir des Duft's Arom,
Die still zurücke mündet
In *ew'ger Liebe* Strom!

Erinnerung.

Ihr kurzen, flüchtigen Minuten,
Wo heiter mir die Sonne schien,
Schnell zogt ihr hin wie Stromesfluten,
Doch spurlos zogt ihr nicht dahin:
Noch denk' ich jedes flücht'gen Glückes,
Das dieses glüh'nde Herz gewann,
Und jedes sel'gen Augenblickes,
Den golden mir die Parze spann!

Dankbar gedenk' ich jeder Stelle,
Wo ich gehalten süße Rast,
Und jeder leisen Murmelquelle,
Daran ich trank als müder Gast,
Und jeder Blume, d'raus in Düften
Ein Gruß mir in die Seele drang,
Und jedes Vögleins, das in Lüften
Mir Trost und Lenzesfreude sang.

Dankbar gedenk' ich jedes Mundes,
Der traut und milde zu mir sprach,
Und jedes lichten Augengrundes,
D'raus mir ein Stral der Liebe brach:
So laß ich ewig in mir leben,
Was mich mit holdem Reiz gegrüßt,
Und still mich im Vorüberschweben
Mit flücht'gem Liebeshauch geküßt.

Von allem Sehnen, allem Lieben,
Blieb meiner Brust ein theurer Hort,
Gleichwie ins tiefste Herz geschrieben
Mit Flammenschrift ein Liebeswort.
Und keine Zunge kann sie schildern,
Die Zauberwelt, die mich umschwebt,
Wenn von den tausend süßen Bildern
Die stille Nacht den Schleier hebt.

Da zieh'n sie lockend mir vorüber,
Berühren mich so mild und weich,
Und meine Seele schwebt hinüber
In der Erinn'rung Himmelreich:
Da freu' ich still mich jedes Glückes,
Das einst mein glühend Herz gewann,
Und jedes sel'gen Augenblickes,
Den golden mir die Parze spann!

Minnelied.

Theures Bild, das mir erschienen,
Engelgleiches Angesicht,
Stralend mit verklärten Mienen
In der Liebe holdem Licht!
Solche Schöne, wähnt' ich, schwebe
Nur um uns im Traum der Nacht,
Doch nie ahnt' ich, daß sie lebe,
Diese hohe Liebespracht!

Schwebtest du vom Himmel nieder?
Stiegst du aus des Meeres Schoos?
Rangen deine Liljenglieder
Sich im Lenz mit Blumen los?
Welche ewig blüh'nden Zonen
Haben diesen Reiz gereift,
Der durch ird'sche Regionen
Wie verlor'ner Schimmer streift?

Jauchzend dankt' ich dem Geschicke,
Das so Wunderholdes lebt,
Und vor meinem sel'gen Blicke
Über diese Erde schwebt:
Doch wie faß' ich erst die Wonne,
Daß sie dieses Herz erkor,
Das, ein Phönix in der Sonne,
Sich in ihren Glanz verlor?

Reizumfloß'ne Wunderblüte,
Staunend bebt mein Herz vor dir,
Neigt in Liebeshuld und Güte
Sich dein schönes Haupt zu mir:
Ach, ich fürcht' in vollstem Glücke,
Wenn dich meine Hand berührt,
Daß dich mir des Schicksals Tücke
Wie ein Traumgebild entführt!

Die Brücke.

Über die Klüfte weg
Baut sich die Liebe
Nächtlich den gold'nen Steg,
Schönste, zu dir!
Mitten im nächt'gen Graus
Fördern die Triebe
Selig des Wunderbau's
Prangende Zier!

Sehnsucht, sie legt den Grund,
Sie, die so offen
Auch aus geschloss'nem Mund
Immer dich ruft!
Aber die Wölbung spannt
Mächtiges Hoffen
Muthig von Rand zu Rand
Über die Kluft!

Bindende Liebesglut
  Eint das Gefüge,
Stockende Thränenflut
  Kittet es fest.
Aber daß wunderbar
  Ganz es genüge,
Zaubert der Träume Schar
  Leise den Rest!

So über Klüfte weg
  Baut sich die Liebe
Nächtlich den gold'nen Steg
  Schönste, zu dir!
Mitten im nächt'gen Graus
  Fördern die Triebe
Selig des Wunderbaus
  Prangende Zier!

O trockne diese Thräne nicht!

O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe war's, die sie gebar,
Der sel'ge Schmerz der Liebe;
D'rum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell —
Mich rührt ihr flüchtig Leben:
Ach, daß, was aus so heil'gem Quell
Geflossen, muß verschweben,
Daß, was der reinsten Seele Schacht
Entblühte, schmerzumwittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar,
In deinem Aug', dem blauen,
Und immer lockt mich's wunderbar,
In ihren Glanz zu schauen!
Du schonst der Perle sonst, die licht
Im Kelch der Rose flimmert —
O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert!

In deiner Liebe Zauberbann.

In deiner Liebe Zauberbann
Behagt mir's allzuwohl,
Ich denke nicht von fern daran,
Daß ich ihn lassen soll:
Es hält sein Glück der Weise fest,
Und bettet d'rin sich weich,
Und läßt der Liebe wonnig Nest
Nicht um ein Königreich.

Ist nicht dein Auge süß und klar,
Die Wange weich und rund?
Ist glänzend nicht dein gold'nes Haar
Und honigsüß dein Mund?
Ist nicht erquickend und gelind
An deiner Brust die Ruh'?
Bist du nicht ganz ein Götterkind,
Du holde Kleine du?

Da draußen wogt die wilde See,
Da weh'n die Winde kühl;
Du bettest mich, o milde Fee,
In blumiges Gewühl!
Da draußen ist das Leben hohl
Und leer und blütenarm,
Bei dir so traulich freudevoll,
So reich und liebewarm!

D'rum denk' ich nicht von fern daran,
Daß ich dich lassen soll;
In deiner Liebe Zauberbann
Behagt mir's allzuwohl.
Es hält sein Glück der Weise fest,
Und bettet d'rin sich weich,
Und läßt der Liebe wonnig Nest
Nicht um ein Königreich!

O gib die Seele mir zurück!

„O gib die Seele mir zurück,"
Klagt' ich, „die du geraubt!"
Da neigte sie, o Wonneglück,
Zu mir ihr lockig Haupt.
Sie lächelte: „Doch sage mir,
Wo nimmt sie wohl den Weg?"
„O komm," sprach ich, „ich zeige dir
Der Seelen Purpursteg!

Berühre mit der Lippe leis'
Und linde meinen Mund!"
Sie that's, — da flammte glühend heiß
Ein Kuß aus Herzensgrund:
Und eine Seele zog berauscht
Ins Herz im Kusse mir —
Doch war's die ihre, holdvertauscht,
Die meine blieb bei ihr!

Liebesdithyramben.

I. Ihre Stimme.

Ach jene lieblich lockenden,
  Wie vor der eig'nen Schöne
Verschämten, leise stockenden,
  Herzinnig süßen Töne,
Sie locken, gleich verschwebenden
  Akkorden sel'ger Lust,
Mit Klängen, süß erbebenden,
  Das Herz mir aus der Brust!

Und ach schon hat das tauschende
  Mit ihren Lispelwogen
Die Zauberflut, die rauschende,
  Befangen und umzogen:
So folgt das süß umronnene
  Dem Bann der Töne stets,
Und fällt ins klanggesponnene
  Leidvolle Liebesnetz!

O Flut, in Perlen rinnende,
Darin ich lauschend schwimme,
Verlockend herzgewinnende,
Bethörend süße Stimme!
Vereinte selbst zum Chore sich
Des Klanges Zauberreich —
Nicht drängt es mir zum Ohre sich
So lockend und so weich!

---

11. Ihr Auge.

Ach jene mächtig lodernden,
In aller Näh' und Ferne
Den Zoll der Liebe fodernden,
Tiefdunklen Augensterne,
Sie schleudern, wie der prächtige
Demant'ne Sternenkranz,
Ins ird'sche Grau'n, ins nächtige,
Der Schönheit Wunderglanz.

Sie glüh'n, als geistdurchleuchtete
Kristall'ne Zauberbronnen,
Von ird'schem Thau befeuchtete,
Gedämpfte Himmelssonnen!
Mir ist, als ob sich spiegelte
Im Wunder ihres Scheins
Das nie so rein entsiegelte
Geheimniß höchsten Seins:

Die Welten, sie durchdringen sich,
Und seit dem ersten Werde
In Liebesdrang umschlingen sich
Der Himmel und die Erde;
Doch schöner nie entzündete
Sich dieser hohe Bund,
Als er sich mir verkündete
In deines Auges Grund!

III. Ihr Kuß.

Ach jene lieblich schwellende,
In minnigem Gekose,
Von Honig überquellende
Purpur'ne Lippenrose,

Sie reißt mir den verlangenden
Sehnsuchtbethörten Sinn
In jauchzenden und bangenden
Entzückungstaumel hin.

Im Kuß, dem wonnesprühenden,
Lodern zwei Schwesterflammen
Vor'm Liebeshauch, dem glühenden,
In Einen Strom zusammen:
Den Brand, den hold verklärenden,
Preis' ich, der uns ergreift,
Der uns den Trank, den gährenden,
Olymp'scher Wonne reift.

Laßt alles Erdentrückende,
Und aller Wonne Gluten,
Und alles Herzentzückende
Hoch ineinander fluten:
Nicht stärker trifft's, nicht flammender
Des Herzens tiefsten Sitz,
Als solch' ein liebentflammender
Berührungs-Wonneblitz!

Sonette.

Von wannen?

Meerüber strebt das Vöglein, und berühret
Die Woge nicht mit seinen müden Schwingen:
Zum ersten Mal meerüber strebt's zu dringen,
Von unbewußtem Herzensdrang geführet.

Da weht von Küsten, die der Lenz erküret,
Ein Duft herüber und ein lockend Klingen:
Das Vöglein staunt und jauchzt: Woher entspringen
Die Wonnen, die mein Herz so lieblich spüret? —

So liegt, ein Abgrund, unter uns das Leben,
Ein trübes Schicksal, das die Parzen spannen,
Und d'rüber hin geht unser sehnend Streben:

Oft aber rauscht der trübe Sturm von dannen,
Und neuer Welten Wunder uns umschweben
Im Dämmerschein — wir wissen nicht von wannen?

Sehnsucht.

Ich sehne mich nach gold'nen Glückes Zielen,
Nach süßem Munde, holderblühten Wangen:
Von weichen Armen wär' ich gern umfangen,
Und meine Lippen fänden gern Gespielen.

Ich möchte nicht umsonst mit Blicken zielen
Nach einem schönen Auge voll Verlangen:
An einem zarten Halse möcht' ich hangen,
Und fessellos in seid'ner Locke spielen!

Wohl reizt mein sehnend Auge manch' ein lichtes
Gebild, das tausend Reize hold beleben;
Doch ach, kein süßes Wort der Liebe spricht es.

Es hält nicht Stand dem glüh'nden Liebestreben:
Der Zauber eines holden Angesichtes
Berührt mich stets nur im Vorüberschweben!

Im Dienste des Schönen.

Wer immer sich dem Dienste weiht des Schönen,
Bereite sich, des Leides Kelch zu trinken:
Den Wunsch, nicht ruhmlos einst hinabzusinken,
Wird quälend ihm des Schicksals Neid verpönen.

Entfacht dein Aug' die Flamme der Kamönen,
Wird oft auch d'rin der Glanz der Thräne blinken;
Wenn Lorberkränze deinem Haupte winken,
So sei gefaßt, daß Dornen auch es krönen!

Wie selig oft auch deine Pulse beben,
Nicht immer wirst du dich auf Blumen wiegen,
Nicht immer hoch auf gold'ner Wolke schweben.

Der Muse Liebling kann den Tod besiegen,
Doch beugt dafür den Nacken ihm das Leben,
Und zwingt ihn, schnödem Joche sich zu schmiegen!

Das Schöne.

Der Schönheit Götterleib ist wie zerstücket,
Zerstreut die Blumen ihres Zauberkranzes,
Den noch kein sterblich' Auge sah als Ganzes,
Der voll nur der Chariten Häupter schmücket!

Welk flattert morgen, was uns heut entzücket,
Dahin im Wirbelwinde, flücht'gen Tanzes;
Heut strahlt ein Höchstes uns voll lichten Glanzes,
Und morgen war's ein Schein, der uns berücket.

Fortunens Kugel gleich, entrollt im raschen
Umschwung vor uns der gold'ne Schein des Schönen;
Wir folgen ihm, und können ihn nicht haschen.

Und nur die Muse reicht geliebten Söhnen,
Die in kastal'schem Thau das Auge waschen,
Holdsel'gen Trost in Farben und in Tönen!

Sterben für ein Schönes.

Wohl ist mein Herz aus leicht entzündbar'n Stoffen,
Doch selten thut mir Frauenreiz Genüge:
Kalt weht mich an als eine schöne Lüge,
Was erst wie Himmelszauber mich getroffen.

Und doch ist Liebe noch mein höchstes Hoffen,
Auf ihrer Spur geh'n meiner Sehnsucht Flüge:
O fänd' ich liebenswerthe, theure Züge,
Und säh' der Schönheit ganzen Himmel offen!

Bleib' ferne mir das holde Bild, verhöhn' es
Mit stolzem Sinn mein trautes Liebewerben,
Und keinen meiner heißen Wünsche krön' es:

Gern füg' ich diesem Loose mich, dem herben,
Ich will ja nichts als schau'n ein wahrhaft Schönes
Und wär' es auch nur, um dafür zu sterben!

Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen,
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet.
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet,
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, d'ran die Bienen sogen,
Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihn gereuet,
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hingab ich, was die Einzelnen erfreuet,
Doch dir nun schenk' ich dies gesammte Prangen,
Dein Herz versamm'le, was ich rings zerstreuet!"

Seliges Leid.

Ein flüchtig Nah'n, ein eiliges Entschweben,
Ein kurzer Blick, dann langes Nichtbeachten:
Gesenkten Haupt's ein träumerisches Trachten,
Dann wiederum ein stolzes Sicherheben:

Im Aug' ein zartes Glüh'n, ein holdes Beben,
Dann wieder trotzig blickendes Verachten:
Im Mund ein Lächeln, ein geheimes Schmachten,
Dann kalter Ernst und strenges Widerstreben:

So zeigt sich mir, so lohnet mich die Holde.
Ich aber läch'le selig, still zufrieden,
Verlange kaum nach and'rem Minnesolde.

Hat auch mich Manche nicht so streng gemieden,
Mir aufgethan des Herzens Blütendolde,
So *sel'ges Leid* hat keine mir beschieden!

Spiel der Blicke.

Ach, meine Blicke, trunk'ne Vögel, spreiten
Die Schwing' im weiten Saal nach ihr alleine:
Ihr Auge aber meidet stets das meine,
Und scheut sich, Stern in Stern den Blick zu leiten.

Wol streift es mich in holder Näh' zu Zeiten,
Irrt spielend mir ums Haupt mit süßem Scheine,
Um, wenn ich ihn beglückt zu haschen meine,
Mit kühlem Stolze wieder abzugleiten.

Nur wenn der Schönen Kranz um sie verdichtet
Sich drängt, und mir verbirgt mein süßes Hoffen,
Dann aber sich der Schwarm ein wenig lichtet:

Da seh' ich durch ein Spältchen, lieblich offen,
Urplötzlich oft von fern auf mich gerichtet
Ein spähend Feuerauge, süß betroffen!

Besorgniß.

Was dieses Herz als höchste Wonne spüret,
Dein holdes Bild, ich schau' es oft mit Beben:
Wird es so rein mich immerdar umschweben,
Wenn auch dem Blick, doch nicht dem Sinn entführet?

Es stirbt die Flamme, noch so heiß geschüret,
Und Liebe selbst lebt oft ein flüchtig Leben:
Dem Sinn entschwindet wieder, was ihn eben
Gleichwie mit ew'ger Zaubermacht gerühret.

Ich hob manch holdes Bild auf lichtem Schilde,
Und mußte doch nur allzubald verneinen
Der jüngst gepriesnen Züge Reiz und Milde:

Weh mir, wenn jemals mälig auch die deinen
In mir erblassen gleich dem Nebelbilde,
Und selbst im Traume mir nicht mehr erscheinen!

Die Rosenknospen.

Sie wollte traut mir eine Rose reichen,
Doch blühte keine voll noch in den Hagen:
Sie aber pflückte Knospen ohne Zagen,
Und gab sie mir als süßer Liebe Zeichen.

Gebroch'ne Knospen, holde Blumenleichen,
Welkt ihr so früh in gold'nen Lenzestagen?
Um süßer Liebe Botschaft anzusagen,
Muß euer junges Roth so bald erbleichen?

Und dennoch preis' ich euch als selig todte:
Wohl habt ihr euch zur Krone nicht geründet,
Und seid nicht aufgeglüht im Purpurrothe;

Doch hat euch Todeswonne süß entzündet:
Denn selig stirbt, wer als ein Liebesbote
Gesendet ward, und Himmlisches verkündet!

Flatternde Locken.

O knüpfe los die langen, gold'nen Flechten,
  Und laß sie lieblich flatternd niederhangen!
  Viel süßer ist's mit wildumlockten Wangen
Der Küsse holden Wettkampf auszufechten!

Du zürnst? Wie magst du mit dem Freunde rechten
  Um eine Schleife, weichend aufgegangen?
  Des Haares Schleifen sind nicht Gürtelspangen:
Und läßt die Locke nicht sich wieder flechten?

O sieh, wie schön du bist — wie reizend fliegen
  Die Locken jetzt um deine Liljenglieder,
Um sich zuletzt in deinen Schooß zu schmiegen!

Die Liebesgötter nah'n im Glanzgefieder,
  Auf diesen gold'nen Seiten sich zu wiegen,
Und klettern lustig spielend auf und nieder!

Im Spiegel.

Die Liebesrede war gemach verklungen,
Wir ruhten Herz an Herz an trauter Stelle:
Und schweigend aus des Selbstvergessens Quelle
Trank ich, in Träume selig eingesungen!

Da fiel mein Blick, dem Wonnetraum entrungen,
Auf eines Spiegels blanke Silberwelle;
Und d'rin erblickt' ich in kristall'ner Helle
Mich selbst mit ihr, umschlingend und umschlungen!

An mich geschmiegt sah ich die Blütenflocken
Des Busens, sah der Augen lichte Sonnen,
Und niederwogend ihre schwarzen Locken!

So stand ich, ein Narciß, am Zauberbronnen
Der Schönheit, und bestaunte, süß erschrocken,
Das sel'ge Wunder meiner Liebeswonnen!

Oden.

Das Leben.

Des Lebens Springquell hebt die kristall'ne Flut
Vom Weltenabgrund ewig ins gold'ne Licht
  Des Himmels aufwärts, aber ewig
    Wieder zurück in die Tiefe stürzt er!

Die Säule steigt sehnsüchtigen Schwung's hinan:
Doch eh' des Urlichts Quelle sie ganz erreicht,
  Zerstäubt die Flut, ohnmächtig, ach, in
    Tausend verlorene lichte Perlen!

Die aber sprüh'n hellgoldig im Glanz des Tag's,
Und freu'n des Spiels sich, freu'n sich der kurzen Lust
  Des Ätheranhauch's, überm Abgrund
    Eine beglückte Minute schwebend!

Sie jauchzen steigend, jauchzen im Fallen auch,
Und wissen nicht mehr, taumelnd und glanzberauscht,
  Ob in den Schooß sie der Vernichtung
    Oder der ewigen Liebe sinken!

Der Adler.

Aufwärts rauscht er, und blickt kühn in die flammende
Morgensonne, der Aar, badet im heiligen
  Frühroth, nahe den gold'nen
    Stralenpforten Elysiums!

Selig preisen wir ihn, dem die Natur des kühn
Sich erhebenden Flugs Doppelbedingung lieh:
  Starker Fittige Schwungkraft,
    Und den sonnegewohnten Blick!

Oft auch menschlichem Sinn strebende Fittige
Gibt sie, aber gesellt Schärfe des Blicks ihm nicht,
  Oder schärfte das *Aug'* ihm,
    Und versagte *der Schwinge Kraft!*

Um Mitternacht.

Du liebes Kind, komm! lege das schöne Haupt
An meine Brust! Sieh, selber der Sterne Glanz
Erstarb, der Mond wich, Mitternacht zog
Zwischen der Welt nun und uns den Schleier!

Des Tages Last, Leid, quälende Sorge liegt
Nun hinter uns. Nein — ganz in den Schooß der Nacht
Versanken Raum, Zeit, Welt und Schicksal,
Rollten hinab in des Todes Abgrund!

O Liebste, sag mir's, gab es denn eine Welt?
Ein leerer Traum war's! Ach, und nur wir allein
Wir leben, wir nur lebten, träumten,
Schufen im Traume die bunte Welt uns!

Wozu auch wär' sie? Ist doch ein liebend Paar
Schon ganz die Welt, löst ganz schon des höchsten Seins
Geheimniß. Wenn wir Herz an Herz ruh'n,
Ist er geschlossen, der Ring des Lebens!

— —

Gasele.

Zwischen Erd' und Himmel gehen
  Boten schwebend auf und nieder;
Leise Liebeshauche wehen
  Kunde gebend auf und nieder!
Sehnend zwischen Erd' und Himmel
  Schwebt im Morgengrau die Wolke,
Zieht, aus purpurnem Gewimmel
  Rosen webend, auf und nieder!
Sehnend trägt die süßen Klänge
  Hoch ins Himmelsblau die Lerche,
Und es wogen ihre Sänge
  Herzerhebend auf und nieder!
Sehnend doch mußt du vor allen,
  Menschenherz, du kranke Taube,
Zwischen Erd' und Himmel wallen,
  Ewig strebend auf und nieder!
Von des Himmels gold'nen Thoren
  Weggescheucht ins wüste Dunkel,
Flatterst du, verirrt, verloren,
  Ängstlich bebend, auf und nieder!

Inhalt.

Venus im Exil.

Seite

Erster Gesang: Eros 1
Zweiter Gesang: Die Göttin 13
Dritter Gesang: Das Reich der Schönheit . . 27
Vierter Gesang: Das Weib 67
Fünfter Gesang: Venus Urania 83

Lyrischer Anhang.

Lieder: Am Strande 103
Mit dem Strome 104
Gondelfahrt 106
Der Kreislauf der Liebe 108
Erinnerung 110
Minnelied 112
Die Brücke 114

Seite
O trockne diese Thräne nicht 116
In deiner Liebe Zauberbann 117
O gib die Seele mir zurück 119
Liebesdithyramben: I. Ihre Stimme 120
II. Ihr Auge 121
III. Ihr Kuß 122
Sonette: Von wannen? 124
Sehnsucht 125
Im Dienste des Schönen 126
Das Schöne 127
Sterben für ein Schönes 128
Lenzesgabe 129
Seliges Leid 130
Spiel der Blicke 131
Besorgniß 132
Die Rosenknospen 133
Flatternde Locken 134
Im Spiegel 135
Oden: Das Leben 136
Der Adler 137
Um Mitternacht 138
Gasele: 139

Im demselben Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Julie Burow

(Frau Pfannenschmidt).

14 Bogen Miniaturformat, eleg. geheftet.
1 fl. 21 kr. = 27 Sgr.
Dasselbe in engl. Leinwand reich gebunden mit Vergoldungen nach L. Clasen's Zeichnung
2 fl. = 1⅓ Thlr.

Diese Sammlung enthält in ihren vier Abtheilungen: „Aus der Jugend", „Naturlieder", „Vermischte Gedichte" und „Im grauen Haar", soviel des Echtpoetischen und Zartsinnigen, verbunden mit einer seltenen ungekünstelten Meisterschaft in der Handhabung des Verses, und durchhaucht von der Reinheit höchster Weiblichkeit, daß die zahlreichen Freunde der Erzählerin Julie Burow dieselbe gewiß auch als Dichterin liebgewinnen werden.

Ahasverus in Rom.

Eine Dichtung in sechs Gesängen

von

Robert Hamerling.

Zweite, durchgehends verbesserte Auflage.

Mit einem Epilog an die Kritiker.

Hamburg und Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1867.

Yw

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

Yw 2732

Ahasverus in Rom.

Eine Dichtung in sechs Gesängen

von

Robert Hamerling.

Zweite, durchgehends verbesserte Auflage.

Mit einem Epilog an die Kritiker.

Hamburg und Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1867.

Kgl. ... Bibl.
...rlin

„Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt
Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
Mitleid'gen Auges an, und sieht die Stunde
Beflügelt nah'n, die sein Geschick erfüllt.

Der edlen Frau

Genofeva von Milborn

widme ich

diese zweite Auflage des „Ahasverus in Rom."

Graz im Februar 1867.

R. H.

Erster Gesang.

Die Schenke Locusta's.

Wär's noch vergönnt, ein Heldenlied zu singen?
O fürchtet nichts! Mein Lied will diesmal nicht
Auf hochpathetischem Kothurne schreiten;
Und keinen Helden hab' ich mir erwählt,
Um dessen Hüfte Schwert und Panzer rasseln:
Nein, einen, der so stumpf ist, so blasirt,
Und so ironisch als ihrs wünschen mögt!
Gesell' ich meinem zeitgemäßen Helden
Den ernsten *Ahasver*, nehmt an, es sei
Der vielbeliebten Contrastirung willen!
Wollt ihr Pikantes? O, pikant sein will ich,
Wie eure Lieblingsdichter an der Seine!
Wollt Bilder ihr von reichstem Lebensprunk
Und tollster Schwelgerei? Ich gebe sie.
Wollt ihr titan'sche Laster und Verbrechen?
Ich gebe sie. Soll euren stumpfen Sinn
Ich stacheln? soll Calliope, die ernste,
Euch tanzen einen epischen Cancan
Auf leicht beschwingtem Fuß des Jambus? Nun!
Ich weiß nicht, ob ich es zu Dank euch mache:
Doch singen will ich eine Epopöe
Des Sinnentaumels, des Genusses euch,
Der Sättigung und — *Uebersättigung*,
Des Lasters — nah' dem Punct, wo sichs *erbricht* . . .
Den Prüden aber, denen meine Weise
Zu kühn erscheint, sag' ich: Zum Schattenriß
Hab' ich die Farben Juvenals gedämpft!
In meinem Liede soll *kein* Ton erklingen,

Den meinem Blatter nicht entreißt die Muse
Gebieterisch für ihres Sanges *Wahrheit*,
Für ihres Sanges *Zweck*, den großen Zweck:
Das Leben euch an einem Ziel zu zeigen,
Wornach vielleicht es wieder einmal steuert! —
    Empört euch manche Scene meines Lied's,
Und wendet ihr davon mit Unmuth euch,
Ich dank' euch — denn so hab' ichs ja gewollt!
Und wenn im Sang des Dichters euch entsetzt,
Was unbekümmert oft euch läßt im Leben,
So darf der Sang den Dichter nicht gereu'n! —
    Habt ihr gehört von Fliegen und von Spinnen,
Die man gefunden öfters hat in gelben,
Durchsicht'gen Stücken Bernsteins eingekrustet?
Die Masse, flüssig noch, ergriff das Leben,
Das Eintagsleben des Insects, und hält's
Erstarrt im helldurchsicht'gen Sarge fest:
Nun ist das Ungeziefer ein Juwel,
Und leiht dem Steine Werth, wie ihm der Stein.
So laßt mich gleicherweise denn das Grause,
Das Häßliche, das ich bezwingen soll,
Euch geben in durchsicht'ger Bernsteinhülle
Der Poesie!
                Folgt mir in's *alte Rom*!
Wo trümmervoll sich die Campagna jetzt
Hinausstreckt gegen die Albanerberge,
Da stand's in hoher Pracht; und nun noch einmal
Beschwör' ich's aus dem Grab; doch wahrlich nicht
Um mit dem Moderwust des Alterthums
Euch einzustäuben, nein: im Bilde Roms,
Im Spiegelbild neron'scher Eigensucht
Zu zeigen euch, *was wieder sich erneut* —
Nur daß, verglichen jenem Ueberschwang
Des Römerdaseins, jener Lebensfülle,
Wir schnöde Bettler sind und Hungerleider! —

Da glänzt sie, seht, die kaiserliche Roma,
Die gold'ne — seht, da dehnt sie sich, die Prachtstadt,
Mit ihren blinkend weißen Marmortempeln,
Mit ihren Säulenhallen, riesigen
Amphitheatern, stolzen Mausoleen,
Stadtgleich gedehnten Bädern, Gärten, Weihern!
Dies steingebau'ne Zauberlabyrinth
Von Säulen, Kuppeln, Giebeln, seht, wie schlängelt's
Von Hang zu Hang sich reizvoll prangend hin!
Geschwungen überall seht ihr das stolze,
Das holde Linienspiel, die heit're Curve
Des Römerbogens — süße Augenlust
Des Schönheitsfreundes! — In den Niederungen
Die prächt'gen Foren, wo der Springbrunn plätschert,
Und auf den Höh'n die stolzen Colonnaden —
Dahier die Burg des Capitols, und hier
Die Kaiserzinnen auf dem Palatin,
Und hier der Tempel Jupiters am schroffen
Tarpejerfels! Und wie die Marmorbilder
Erschimmern, seht! Ein Volk von Statuen
Füllt neben einem Volk von Sterblichen
Die weite Stadt! Und überall durchschlingt
Den weißen Quaderprunk das holde Grün
Der Gärten, Lorbeer und Platane dunkelt,
Von Dächern und Balkonen selber streu'n
Die Blumen und die Sträucher süßen Duft.
Die Hügel Roms, sie schimmern und sie grünen;
Wohin das Auge blicken mag, nur Marmor
Und Blumen! Und dies üpp'ge Panoram,
Vom Glanz ital'schen Aethers übergossen,
Verbirgt dem Aug', was etwa häßlich noch,
Was arm und klein und schmutzig ist im Innern.
Doch tauchen lieber wir in's Volksgewimmel!
Vom reichen purpurschimmernden Senator,
Der da mit Sclaven- und Clientenschwärmen
Vorüberprunkt, zum widerwärt'gen Triefaug',

Das an der hohen Tiberbrücke bettelt —
Und von der Dame, die in gold'ner Sänfte
Sich lässig wiegt, bis zu der phryg'schen Dirne,
Die mit getünchter Wang', erstorb'nem Aug'
Noch schweifende Quiriten will berücken —
Welch' endlos reiche Zwischenstufenleiter!
Welch' bunte, wildbewegte Menschenbrandung!
Sieh, wie hier auf dem lauten Markt der Wechsler
Neronisch Silber schüttet auf den Tisch!
Sieh, wie dort vor dem Tribunal des Prätors
Die Togamänner zanken! Und dazwischen
Die Fremdlinge, so bunt an Farb' und Sprache:
Sabäersöhne hier, dort struppige
Sarmaten, Syrer hier und dort Sycambrer.
Da, siehe, sprengt ein schmucker Reitertrupp
Hellblonder Nordlandssöhne von des Kaisers
Leibwache hin — wie glänzt die blanke Rüstung!
Da führen Mohrensclaven Elephanten
Vorüber aus den kaiserlichen Zwingern!
Hier ficht ein Grieche, malerisch den Mantel
Um sich geschlungen, dort der tätowirte
Britanne, der die bunte Pracht bestaunt.
Da näselt der Hebräer, und da schleichen
Mit kahlgeschornen Köpfen, linnenem
Talar, in Prozession, Gebete murmelnd,
Aegypter mit dem Bild der Isis.

Schlendern
Durch Romas Gassen weiter wir, und lassen
Des Abends Schatten dämmernd niedersinken.
Ob auch ihr Netz die Dämm'rung dichter spinnt,
Noch immer wälzt ein breiter Strom sich hin
Durchs weite Rom, ein Schwarm von Müssiggängern.
Der Abendhauch des Südens, o wie schmeichelt
Den Wangen er nach heißem Tagesbrand!
Wie summt und schwirrt es in den Säulengängen!

Wer ist die edel kräftige Gestalt,
Die dort durchs dichteste Gewühl sich drängt,
Das Antlitz voll umrahmt von langem Bart,
Den Leib in einen Mantel dicht gehüllt?
's ist etwas Keckes, und doch Edles, ja,
Was Königliches ist im Gang des Mannes!
Der lange Bart ist *unecht*, und der Mantel,
Der schlichte, dunkle Philosophenmantel,
Deckt einen Wandrer, der aus *Prunkgemächern*,
Aus einem stolzen *Kaiser-Palast* kommt,
Vom Palatin herab . . . es ist mein Held,
's ist *Nero*. Ihm zur Seite wandeln drei,
Vermummt wie er, gehüllt in Mäntel, bärtig.
Zur Rechten ihm die Herkulesgestalt
Ist *Burrus*, Führer seiner Leibtrabanten.
Und hier, die dünne, schlangenhaft behende
Figur des Zweiten? Sie gehört
Dem Mohren *Tigellin*, dem schlimmsten Wicht,
Den ausgebrütet hat das heiße Nubien,
Und Rom gesäugt wie eine gift'ge Schlange:
Der sich gemach von Nero's Lieblingssclaven
Empor zum Freunde und Vertrauten schwang;
Und jener dritte, hastig trippelnde
Unscheinbare Gesell ist *Seneca*,
Ein Männlein, das mit klugen Aeuglein blickt —
Von *denen* einer, die vom Hinterhaupt
Herauf das Haar, das spärliche, sich kämmen,
Die Glatze zu bedecken — Seneca,
Der immer trieft von stoischen Sentenzen,
Und zähe doch den Platz an Nero's Seite
Festhält als Rather und als — *Zechgenoß*.
Die Vier, sie wandeln durchs Gewühl dahin.
Ein aufgeregtes Meer scheint dies Gewühl
Und wirft zuweilen sonderbare Wellen.
Auftaucht in Nero's Näh' ein Greis, gehüllt
In braun, zerrissen flatterndes Gewand.

Die Schläf' umfliegt ihm langes Silberhaar,
Sein Vorhaupt scheint verwittert Felsgestein,
Und seine Augen nisten d'rin wie Adler.
Urwüchsig scheint er, wild, cyclopisch fast,
Ein Mann, der aufgewachsen, fremd den Menschen,
In Wüsten, Wäldern, rauher Bergesöde:
Wahnwitzig rollt sein Auge bald, bald scheu
Wie eines Bettlers, doch dann leuchtet's wieder
Wie Geistesmacht darin, schier übermenschlich.
Und zwischen Nero und den Seinen geht
Die wechselnde Vermuthung hin und her:
„Es ist ein Schiffer wohl, der unterm Mast
Weltfahrender Sidonier ergraut!" —
„Ein greiser Löwenjäger aus dem Atlas!" —
„Nein, ein Prophet, ein Seher muß es sein!" —
„Ein Charlatan vielleicht, vielleicht auch ist's
Ein fluchgetrieb'ner Mörder!" — „Nein, so wandelt
Nur ein entthronter König, den sein Unglück
In Wahnsinn stieß!" — Rasch wie die Rede wechselt
Des Fremdlings rastlos schreitende Gestalt.
„Seht, wie er groß, titanisch aufgerichtet
Hinwandelt!„ — „Nein, er schleicht schon wieder tiefgebückt,
Hinfällig, hüstelnd." — „Tiefer Gram durchfurcht
Sein Angesicht!" — „Nein, seht, es zuckt ein Strahl
Geheimer Freude d'rin." — „Uralt erscheint er!"
„Nein, nein, sein Aug' blitzt jugendlich!" — Ei, spielt
Der Widerschein der Lichter, die da wechselnd
Ihn treffen in der Dämmerung, so seltsam?
Ist dieses wunderliche Bild Natur,
Ist es nur Maske? Solcher Zweifel ist's,
Der allzumeist des Nero Neugier stachelt.
Er bleibt gebeftet an des Alten Ferse
Mit seinen drei Begleitern. Immer sucht
Das dichteste Gewühl der Greis; wo leerer
Die Straßen sind, beflügelt er den Schritt.
Und tiefer, immer tiefer wird das Dunkel.

Die Nacht ist eingebrochen. „Ei, wie munter
Der Alte schreitet!“ ruft mit Lächeln Nero:
„'s ist ein vermummter Jüngling, etwa gar
Ausgehend auf ein Liebesabenteuer!“ —
Da fällt ein Lichtschein plötzlich auf die Züge
Des Wanderers, und dieser flücht'ge Schein
Beleuchtet grell, gespensterhaft, ein Antlitz,
So grauverwittert, fahl und starr und beinern,
Wie eines modernden Aegypterkönigs,
Der seinem Pyramidengrab entstiegen,
Worin er ein Jahrtausend lang geruht.
Entsetzt zurück prallt Nero, gleich als blickt' er
In's Schreckensantlitz der Meduse. —

Doch

Nur um so stärker fesselt jetzt ein Zauber
Ihn an die Spur des räthselhaften Wand'rers.
Durchschritten ist das Marsfeld, ist das Forum,
Ist der Suburra lärmendes Gewog'.
Der Pfad wird öde, Roms Bewohner weilen
In den Behausungen, sie ruh'n bei späten
Gelagen, oder schon in Schlaf gesunken.
Doch unermüdlich wandelt noch der Greis,
Und unermüdlich folgt ihm Nero. Schon
Beginnt der müde Seneca zu seufzen:
„Den halben Tag,“ so klagt er „saßen wir
Am See, wie Frösche um den Sumpf, zu schau'n
Die Naumachie — beim Jupiter, ich holte
Mir einen Schnupfen in dem Wasserdunst —
Und nun, nun laufen wir die halbe Nacht
Noch hinter diesem tollen Bettler her?“ —
Doch Nero lächelt nur und folgt der Spur
Des Fremdlings, der wie Proteus die Gestalt,
Wie das Chamäleon die Farbe wechselt.
Der Nachtwind fegt schon durch die öden Straßen
Und durch zeriss'ne Wolken bricht der Mond —
Einsam verhallt der Tritt — 's ist späte Nacht:
Der Alte wandert stets noch unermüdet.

Zuletzt am öden Ende Roms, wo niedrig
Die Häuser stehn am breiten Weg gen Süden,
Tritt unser Greis in eine Weintaberne,
D'raus später Lärm noch schallt. Und hinter ihm
Setzt auf die Schwelle der Taberne stracks
Den Fuß auch Nero. Abmahnt Seneca
Vom Eintritt in den schmutz'gen Ort, doch folgt er
Zuletzt den Andern, wie er immer pflegt,
So oft er abmahnt. In dem Qualm der Stube,
Wo weingeröthete Gesichter glänzen,
Und wüst' Gelächter schallt und Sang und Lärm,
Wählt unbemerkt der Greis im stillsten Winkel
Sich seinen Platz. Ihm gegenüber lassen
Sich nieder die vermummten Vier. Der Blick
Des Nero schweift vom Alten zu den Zechern:
Da sitzen Lungerer und Tagediebe,
Roms feile, müßige Plebejerbrut;
Da sitzt der thierisch-rohe Gladiator,
Da sitzt der trunk'ne, prahlende Soldat,
Da Nautilus, der Dicke, dermaleinst
Seeräuber, jetzt ein angeseh'ner Schiffsherr;
Hier ein brutaler Sclavenhändler; hier
Ein brauner, schweigsam lauernder Aegypter,
Der Tags, die volkbelebte Stadt durchwandernd,
Zur Flöte seine Schlange tanzen läßt.
Ein Abenteurer auch, Kleinasiens Sohn,
Sitzt hier, ein Mystagog für Geld, der Kranke
Heilt durch Besprechung, und dem Pöbel Roms
Verkauft Arcana, Gifte, Liebestränke.
Ein Griechlein auch, gesprächig, prahlerisch,
Ein fortgejagter Pädagog, ist hier,
Durch langen Philosophenbart ehrwürdig,
Und doch nichtsnutziger als all' die Andern.
Es spukt in der Gäste Schwarm Locusta,
Die Wirthin, sich, ein zahnlos häßlich Weib,
Unheimlich zwinkernd mit den grauen Aeuglein.

Sie weiß ganz andre Tränke noch zu brau'n,
Als die sie jetzt dem Zecherschwarm kredenzt,
Und oft sieht sie bei sich im tiefsten Schleier
Der Mitternacht vermummte Kundschaft, die
Goldstücke heimlich flüsternd rollen läßt
In ihre Knochenhand für winz'ge Fläschchen
Und für *Verschwiegenheit*. Man murmelt selbst,
Sie habe Kaiser schon und Kaiserinnen
Bei sich gesehn. —
Es unterhalten lärmend
Locustas Gäste sich von *Thiergefechten*
Und *Wagenrennen*, auch von goldnen Schätzen,
Die Dieser, Jener riesig aufgehäuft —
Sieh, wie's dabei in Aller Augen funkelt
Von Neid und Habgier! — doch die rechte Würze
Fehlt dem Gespräche noch.
Da, siehe, hält
Mit seinem Esel vor der Schenke draußen
Ein später Wandersmann, ein droll'ger Kauz;
Wer ihn erblickt mit seinem Langohr, meint
Silen zu sehen: ein Dickbauch, Spindelbeine,
Weinsel'ge Aeuglein, große Funkelnase,
Ein spitzes Köpflein, dünn mit Haar besetzt,
Ein fettig glänzend Vollmondangesicht.
Und wie er schmunzelnd in die Stube tritt,
Aufschreit Locusta: „Siehe da, mein Dickwanst,
Mein Söhnlein Saccus, treibt dich's einmal wieder
Nach Rom, von meinem Faß zu kosten? Ei,
Wo kommst du her?" — „Schnurstracks von Benevent,"
Versetzt der dicke Kleine, „doch, beim Bacchus,
Nicht Sehnsucht war's nach deinem Faß, du alte
Heuschrecke, was mich herzog; hast du nicht,
Obgleich du immer mich dein Söhnlein schiltst,
Das letzte Mal mich arg betrogen, da
Du *ungewässert* deinen herben Kräter
Mir eingeschenkt, den erst des Wassers Mischung

Genießbar macht?" Die Zecher lachen herzlich.
Locusta aber schmäht, nicht träg, den Kleinen:
„O schnöder Bösewicht, o Weinschlauch, wandelnd
Auf dürrem Bocksfuß, taumelnd wie die Rübe,
Die man auf ihre schmale Spitze stellt . . ."
„Still, Alte," ruft das Männlein, „liegt dir doch
Noch stets im Mund die böse Lästerzunge
Gleich einem gift'gen Drachen in der Felskluft!
Still, Rabenmutter! Hast du nicht mehr Haare
An Kinn und Nas' und Lippe als am Scheitel?
Mehr Falten im Gesicht als im Gewand?
Sind deines Busens Ueberreste nicht
Ein hängend Spinngeweb? O Scheusal du,
Wenn sich im Nilstrom spiegelte dein Antlitz,
Meinst du denn nicht, daß alle Krokodile
Scheu würden, und ihr weitgeschlitzter Rachen
Sich ehrfurchtsvoll versteckte vor dem Deinen?" —
So neckt das edle Paar sich unterm Beifall
Des Zecherschwarms. Nun setzt sich zu den Gästen
Der Kauz, von denen Mancher ihn erkennt
Und grüßt mit Lachen als das immerlust'ge,
Großnas'ge Schusterlein von Benevent.
Und nun beginnt ein wechselndes Gespräch.
„Wie geht das liebe Rom?" fragt Saccus. „Ei,"
Versetzt ein Witzbold ihm darauf: „wie du —
Just wie ein Schmerbauch geht auf Schlotterbeinen!
Rom ist nur mehr ein Wanst, der nach und nach
So alle andern Glieder aufgefressen,
Die in der That, erwägt man es genau,
Entbehrlich sind für ein behaglich Leben." —
„Und was macht Nero?" — „Der schlägt Köpfe ab,
Verführt die Weiber, musizirt, und läßt
Als Sänger sich vor allem Volke hören;
Er bläs't die Flöte, spielt den Pantomimus,
Und zeigt im Circus sich als Wagenlenker:
Ei, man muß einen langen Athem haben,

Um aufzuzählen Alles, was er thut!"
„Ja wohl," fährt fort ein Zweiter, „'s ist erstaunlich
Was dieser Mann in sich vereint; er ist
Ein Bluthund und ein Lüstling, wie sich's eben
Geziemt für einen Kaiser, doch zuweilen
Hat er ganz überflüssig ernste Grillen;
Da sammelt er um sich die Astrologen,
Beguckt mit ihnen die Gestirne, gibt
Den Weisen Fragen auf und läßt sie köpfen,
Wenn sie nur eine halbe Antwort haben." —
„Und welche Pläne," fügt hinzu ein Dritter,
„Wie riesig, ungeheuer, wälzt sein Kopf!
Den griech'schen Isthmus will er heut durchstechen,
Das Meer denkt er bis Rom heranzuleiten,
Dann wieder trägt er sich mit einem Plane,
Roms sämmtliche Geschichten zu besingen
In einem unerhörten Riesenepos.
Zum Glücke kreuzen die Gedanken sich
Schneeflocken gleich in seinem Hirn — so kommt er
Zu keiner That — und das ist wahrlich gut:
Das Unterste zu oberst kehrt' er sonst." —
„Er ist ein N a r r," fällt ein der Pädagog,
„Ein Narr vor Allem. Weiß doch jedes Kind,
Was in den Straßen Roms in später Nacht
Mit seinen wilden Spießgesellen er
Für Streiche macht! Verkleidet treibt er sich
Umher, die Leute neckend in den Straßen,
Sucht Händel, dringt sogar in Häuser ein
Zu schönen Weibern, mischt sich unter Strolche
Und zecht mit ihnen."
„Ist's denn möglich," ruft
Der dicke Schiffsherr Nautilus, „ist's möglich,
Daß solch' verwöhnter Schlemmer sich bei Nacht
Fortstiehlt aus seinem schimmernden Palast,
Verruf'ne Orte sucht und in Spelunken
Sich setzt, wie unsereins, um Staat

Und Flöhe unbekümmert? denkt er nicht
An seine Herrscherhoheit?'" „Ja das kommt,'"
Versetzt der Grieche keck verächtlich, „ja,
Das kommt davon, wenn man ein **Römer** ist!
Selbst eure großen Feldherrn waren **Bauern**;
Nur **Hellas** hatte **Helden** . . ."
„Ei," fällt ihm
Mit Hohn ins Wort der Schiffsherr Nautilus:
„Ihr Griechen habt doch immer was voraus . . .
Rom ist jetzt überschwemmt von Hungerleidern,
Die eitel sind auf ihren griech'schen Ursprung
Und sich für echte Stamm-Athener halten,
Wenn auch in Cappadocien geboren —
Die hier in Rom an unsern Knochen nagen,
Und dennoch alles besser wissen wollen . . ."
Auffährt der Grieche zornig, doch es mischt
Begütigend sich drein das Schusterlein:
„Gemach, ihr Leute, haltet Frieden! Hier
Im Bann der Schenke ziemt kein andrer Wettstreit,
Als der im Trinken. Haltet Frieden, sag' ich!
Und auf den Nero wiederum zu kommen,
Ihr meint wohl, daß er immer unverwandt
In seinen goldnen Sälen sitzen soll,
Mit Kron' und Scepter, ein gemalter König?
Ein Kerl meint ihr, voll Lebensdrang, wie Nero,
Dem's immerdar in allen Nerven zuckt,
Soll wie ein alter Dickwanst von Proconsul
Nur stets daheim im weichen Rollstuhl sitzen,
Soll sich damit begnügen, wie's jetzt Brauch
Bei Reichen, stundenlang sein Aug' zu laben
An kostbar'n Citrustischen, selt'nen Platten
Des Thujabaums, gefällt im fernen Atlas,
Mit Kennerblick zu prüfen ihre Masern,
Sich drum zu kümmern, ob sie tigerartig
Gefleckt sind, oder wellenlinienförmig,
Ob nach der Pfauenfeder Art gemustert?'" —

„Je nun," versetzt ein Anderer, „ich denke
Ihm blieben wohl noch sonst der Dinge g'nug,
Daheim sich zu ergehen. Hat er doch
In seinem Haus vereint das Seltenste.
In seinen Hallen steht, so hört' ich oft,
Manch Kunstgebild des Phidias, des Zeuxis,
So sprechend, so lebendig, daß man es
Anbinden muß, damit es nicht davon läuft.
Er läßt von zahmen Elephanten sich
Bedienen und es folgt ihm wie ein Hündlein
Ein junger Löwe nach auf Schritt und Tritt.
Er hat sogar ein zahmes Krokodil.
Das naht auf seinen Ruf, sperrt auf den Rachen
Und läßt von ihm sich still mit Zucker füttern.
Die Raritäten aus der ganzen Welt
Versammelt er um sich — nein, er versammelt
Sie nicht, von selber kommen sie, sie fliegen
Ihm zu, wie Eisenspäne dem Magnet:
Demanten, groß wie Hühnereier, neues
Gethier und Pflanzenwerk wird aufgefunden —
Und Mißgeburten gabs noch nie so viel
Als seit in Rom regiert der große Nero!" —
„Möcht' er," fährt fort ein wackerer Barbier,
„Möcht' er doch seinen tollen Launen folgen;
Wär' er nur nicht ein blutiger Tyrann
Und nimmersatter Weiberheld: so eng
Schloß Grausamkeit und Wollust nie den Bund
Auf Romas Kaiserthrone!" — „Seht einmal,"
Entgegnet drauf ein Spötter, „seht das Männchen,
Das spricht so angstvoll zimperlich vom Morden,
Weils feig ist und kein Blut erblicken kann!
Er laßt den Nero die Patrizier köpfen,
Was thut das uns?" — „So ist's," fällt Sarcus ein,
„Weißt du denn nicht, o Freund Barbier, daß Leber
Und Galle Nachbarn sind? Der blut'ge Mars
Läßt mit der süßen Venus gern sich fangen

In Einem Nero. Im Tödten und im Küssen
Zeigt sich des Mannes höchste Kraft. Du schiltst
Ihn grausam, sagst er schont kein Menschenleben.
Was ist ein Menschenleben werth in Rom?
Hier öffnet ja der Prasser, der Verschwender,
Mit Stoikergleichmuth sich die Adern selbst,
Sobald er nur mehr hundert Millionen
Sesterzen hat und nicht mehr Citrustische
So kostbar als sein reich'rer Nachbar zahlen,
Und nur mehr fünfzig Sclaven halten kann.
Und was betrifft die Liebesabenteuer,
Die du ihm schwer verargst, — o wackrer Mann,
Setz' du dich erst auf einen Kaiserthron,
Sei du an Kraft und Schönheit ein Apoll,
Laß du die Weiblein alle für dich schwärmen,
Und zeichne durch Enthaltsamkeit dich aus!" —
Der Schwarm der Zecher lacht. Ein Stadtkind Roms,
Ein eingeborner Müßiggänger ruft:
„Ja, lassen wir den Nero ungescholten;
Er thut so ziemlich, was wir alle thäten,
Wenn wir nur erst an seiner Stelle wären.
Wenn unsre alten Herrn, die Consuln, Feldherrn,
Die Haut zu Markte trugen, ehrlich dumm,
Für Ruhm und für Vergrößerung des Reichs,
So machen es die neusten wahrlich besser,
Die lustig leben auf dem Kaiserthron."
„Ja," spricht noch Mancher in der Runde, „ja,
Laßt's ihn so treiben, wie er eben mag;
Gewiß ist's, daß wir unter keinem Kaiser
So glänzend reiche Circusspiele sahn;
's ist eine lust'ge Zeit fürs Volk." —
„Was ist's,"
Fragt Saccus jetzt, „was ist's mit Agrippinen?
Mit diesem lockend schönen Ungeheuer,
Mit diesem Dämon, diesem Fabelwesen
In Weibertracht? führt sie noch stets das Ruder?

Ist die geheimnißvolle Zaubermacht,
Mit der sie selbst den wilden Sohn umstrickt,
Noch immer nicht *gebrochen*?" — „Endlich hat,"
Erwiedert Nautilus, „der mütterlichen
Zuchtruthe, die zum Zauberstab geworden,
Entwunden sich das wüste, wilde Söhnlein,
Und fern auf ihrem Landgut grollt sie jetzt,
Die stolze Kaisermutter; freilich nur
Um früher oder später triumphirend
Zurückzukehren; ist sie doch das schlau'ste,
Ehrgeizigste, und — das muß auch der Neid
Ihr zugestehn — trotz ihrer vierzig Jahre
Noch stets das *schönste* Weib in Rom!" —
„Laßt das,"
Wirft Saccus ein: „in einem Weiberrock
Verfängt doch auf die Dauer sich kein Mann,
Der schon der ganzen Welt ein Schnippchen schlägt,
Und sich mit seinem Schatten raufen möchte,
Weil er es wagt sich neben ihn zu stellen ..."
„Ja, und doch voll ist," wendet ein der Grieche,
„Von kleinlich schnöder Künstlereitelkeit.
Er will vor aller Welt als großer Künstler,
Als unvergleichlich großer *Sänger* gelten,
Und alle Welt weiß doch, daß ihm vor Allem
Die *Stimme* fehlt, er krächzt ja wie ein Rabe ..."
Kaum ist das Wort dem Mund entfahren, arglos,
Da schnellt empor mit einem Wuthblick Nero
Von seinem Sitz. Er hat das Schlimmste lächelnd
Mit angehört, das man von ihm gesagt —
Doch bei dem Wort des Griechen fährt er auf,
Und faßt den schnöden Tadler an der Kehle:
So etwa dürfte wohl ein Panther fassen
Den Kläffer, der entgegen ihm gebellt,
Wie sich der schreckensbleiche Kritiker
Gepackt von Nero sieht. Vorquillt sein Aug,
Die Kniee schlottern ihm und lautlos streckt er

Den Arm zur Abwehr aus, ein Jammerbild.
Nun aber werfen And're sich dazwischen,
Faust prallt an Faust erbittert, und alsbald
Erdröhnt das weite qualmende Gemach
Vom Lärmen einer wüsten Schlägerei.
Der starke Nero und der stärk're Burrus
An seiner Seite, wie ein Büffelpaar
Mit einem Hunderudel kämpfen sie.
Wo bist du, Saccus? Komm, um Oehl zu gießen
Mit heitrem Scherzwort in empörte Wogen!
Zufällig hat er vor des Streits Beginn
Sich in des Herdes Raum hinausgeschlichen
Zur emsigen Locusta. Sieh, der alten
Spürnase blüht ein Fund hier unverhofft:
Ein Mägdlein findet er, im Winkel sitzend,
Das kindliche Gesicht von Rabenlocken
Umflattert, träum'risch in die Kohlen blickend
Mit Augen, schwarz und feurig wie die Kohlen:
Ein wundersames, reizend schlankes Kind,
Zwölfjährig kaum, doch schön wie eine Hebe.
Hei, wie da mit erstaunten Aeuglein blinzelt
Der dicke Saccus: „Ei, wo kommst du her,
Du schmuckes Kind, erles'ne Augenweide?
Sieh mich doch an — was blickst du in die Kohlen?
Willst du mit deinen großen Feueraugen
Sie etwa noch zu heiß'rer Glut entfachen?
Komm mit!“ Er ruft's, und schmunzelnd, augenzwinkernd,
Zerrt er, Locusta's Einspruch nicht beachtend,
Die Kleine mit sich fort ins Gastgemach.
Da findet er die Stube voll Tumult.
Unwillig ruft er in den Streiterknäu'l:
„Laßt ab, ihr Bursche, seid ihr toll geworden?
Seht, welch' ein Schätzchen ich hier aufgestöbert!“
Ablassen von einander die Entbrannten
Und plötzlich aller Blicke Mittelpunct
Wird jenes wundersame schlanke Kind.

Halb ängstlich und halb kindisch-trotzig schüttelt
Es aus dem feinen marmorblassen Antlitz
Sein pechschwarz glänzend wirres Haargelock'
Und blickt um sich im Schwarm der fremden Männer
Mit Augen, groß und schwarz und langbewimpert.
Fast größer scheint des Mädchens Feueraug',
Als seines zarten Mund's geschloss'ne Knospe.
Darüber schwungvoll ausgebreitet sind
Die dunklen Brau'n, geschwungen stolz und hoch,
Ein ausgebreitet Adlerflügelpaar
Ob einer Lilienstirn. Doch kindlich *herb*
Erscheint noch dieser Mädchenblüte Reiz,
Und ein geheimer, melancholischer Hauch
Umschattet ihn — ist's stille Sehnsucht etwa
Nach einem fernen schönen Heimatland?
Ist's jene Schwermuth, jene unbewußte,
Die alle Schönheit wunderbar umschwebt,
Vorahnend, daß auf dieser Erdenflur
Das Loos des *Schönen* stets ein *Trauerloos*? —
Schön ist, doch rührend fast des Mädchens Anblick,
Und ringsher steht die wilde Schaar erstaunt.
Doch keifend drängt sich schon heran Locusta,
Die Kleine bei der Hand erfassend: „Ei,
Das ist kein Bissen für Plebejergaumen;
's ist eine junge Gaditanerin,
Ja, ein hesperisch' Früchtchen aus *Hispanien*,
Das, wie ihr wißt, dem kunstverständ'gen Rom
Die feurigschönsten der Sylphiden sendet.
Des Mägdleins Mutter auch war Tänzerin;
Sie sucht' in Rom ihr Glück, und ließ, wegsterbend,
Dies Töchterlein hier nackt und bloß zurück
In fremder Leute Hand. Mitleidig nahm ich
Mich seiner an. Manch' schöne Gabe hat
Das Mädchen von der Mutter, tanzt auch schon
Wie eine kleine Göttin, sag' ich euch;
Nur fühlt es sich nicht heimisch noch in Rom.

Spricht oft im Traum von Strömen fremden Klangs,
Und von Granatbaumgärten seiner Heimat,
Ruft Schwestern und Gespielen. Und dann tröstet
Am Morgen sich's mit Tänzen und mit Liedern.
's ist auch ein Schönheitswunder, wie ihr seht,
Nur noch nicht flügg': ein Jährchen mag die Kleine
Bei mir noch weilen im Verborgenen.
Dann werden wohl die Götter ihr verhelfen
Zu einem Glück, wie sie's verdient, und auch
Mir armem Weib zu den Erziehungskosten."
So spricht Locusta und will an der Hand
Entführen rasch die Rabenlockige.
Doch stürmisch durcheinander ruft der Schwarm:
„Halt! laß sie uns ein kleines Pröbchen geben
Von ihrer Tänzerkunst!" — Locusta schüttelt
Das Haupt versagend: „Sucht euch and're Waare!"
Da wirft ein Goldstück der vermummte Nero
Der Alten zu, ausrufend: „Laß die Kleine!
Sie soll uns tanzen!" — „Tanzen!" wiederholt
Der Stube jubelnd Echo, bis willfahrend
Die Alte grinst, dem Zwang unwillig weichend.
Actäa — dies des holden Kindes Name —
Verschwindet einen Augenblick, hinweg
Geleitet an Locusta's Hand; doch bald
Kehrt in verschoss'nem leichtem Flitterkleid
Sie wieder — einem mütterlichen Erbstück —
Und hochgeschürzt, wie's ziemt der Tänzerin.
Inzwischen hat der Schlangenzauberer
Das Flöteninstrument hervorgeholt,
Zu dem er seine Schlange tanzen läßt.
Und sanfter erst zu sanften Tönen regt
Die kleine Gaditanerin die Glieder;
Doch mehr und mehr den sich beflügelnden
Accenten der Musik folgt, selbst beflügelt,
Mit freud'gem Schwunge sie — ihr Auge blitzt,
Ihr dunkelglänzend Haargelock', es wallt

Um's Haupt ihr, ihre zarten Glieder schwellen,
Und ihres Leibes Formen ründen sich.
Ist dies das ernste, stille, blasse Kind,
Das eben noch fast schüchtern um sich blickte?
So innig folgt sie mit des Tanzes Schwung
Der lieblich weichen Flötenmelodie,
Daß fast es scheint, als ob sie selbst erklänge,
Als ob mit ihres Leib's Bewegung sie,
Wie Kunde gebt von gold'nen Himmelssphären,
Im Umschwung klingend wirkte die Musik.
Fragt nicht, wer sie den bacch'schen Schwung gelehrt?
Nicht *Kunst* ist, nein, *Natur* ihr Schwebetanz,
Natur, wie ihres Auges reiner Schimmer,
Und ihrer Locke Dunkel. — O Hispanien!
O Land, worin wie nirgends zur *Bacchantin*
Die Grazie wird, und stets doch *Grazie* bleibt!
War *deine* Sonne doch, die feurige,
Des glüh'nden Blutes Amme, das pulsirt
In dieser kleinen, holden Tanzmänade!
Seht, wie die reine Formenmelodie
Der kindlich zarten Glieder plötzlich nun
Aufwogt in einen lebensfreud'gen Hymnus!
Doch dieses Hymnus Weise, sie versteht
Sich selbst noch nicht — es trägt das *Herz* des Mädchens
Den Text noch nicht zu dieser Melodie —
Noch *unbewußt* gibt sie dem Gott sich hin,
Dem schönen Gotte der Begeisterung,
Der ihren frischen Jugendreiz berührt
Zu eig'ner Wonne, wie ein Saitenspiel!
Nur halb ist sie *Mänade* — halb noch *Kind*!
Der süße Hauch der Unbewußtheit ruht
Noch über der bewegten Huldgestalt,
Und würzt mit höherm Reiz die holde Scham!
Geendet ist der Tanz. Mit Beifallsjauchzen
Belohnt die kleine Herzbezwingerin
Der Schwarm, vor den sie Schönheitszauber streute,
Wie Perlen vor der Circe Heerdentroß.

Fortführen will Locusta sie. Die Zecher,
Berauscht von Wein und von dem Wunderschauspiel,
Verwehren ihrs. In ihre Mitte ziehn
Das zarte Mädchen sie. Der Frechste reißt es
An sich und hebt es lüstern auf sein Knie
Und drückt den strupp'gen Bart ihm in's Gesicht,
Ein wüster Polyphem, der eine Nymphe
Des Meer's gehascht und plump und roh sie küßt.
Aufschreit das Kind erschreckt — in seinen Gliedern
Nachzittert noch der wildbewegte Tanzschwung,
Und doppelt jetzt vor Angst erzittert es;
Erglühend, athmend, sträubt sich's wie die Taube —
Da fällt ein Schlag, von kräft'ger Faust geführt,
Auf den Verweg'nen nieder. Nero ist's,
Der mit dem Schlag befreit die scheue Taube.
Nun aber drängen auf den Unbekannten,
Der sich so keck in alle Dinge mischt,
Die Zecher ein, ein neuer Streit entbrennt —
Ein wüst' Geschrei durchgellt den Raum auf's Neue.
Gehob'ne Stühle drohn, und Becher fliegen,
Und Jener steht fast überwältigt schon
Im Handgemeng: der stramme Nautilus
Hebt einen Mischkrug, und das Steingefäß
Will hirnzerschmetternd eben niederkrachen —
Da schreit, von Schreck ergriffen, Seneca,
Der bleiche Zeuge dieses wüsten Kampfes,
Wie unwillkührlich auf: „Halt ein, halt ein,
Du triffst das Haupt des Nero!" — Innehält
Der Drohende — und jetzt erschrickt er erst
Vor'm Funkelblick des unerschrock'nen Gegners —
Und in den ganzen Kreis fällt dieser Blick
So blitzend, daß am Wort des Seneca
Rings in erstarrter Gruppe Keiner zweifelt . . .
Ja, die noch eben, drohend wilde Kämpen,
Gedrängt sich um den Einen, sind gelähmt,
Versteinert, eine stumme Tafelrunde.

Und wer sich eines freien Wort's bewußt ist,
Gesprochen über Nero, der erbleicht . . .
Doch Einer, seht, ist in dem Schwarme noch,
Der gute Miene macht zum bösen Spiel:
Das lust'ge Schusterlein von Benevent.
Schuldunbewußt, und darum muthig, tritt er
Vor Nero hin und spricht mit keckem Scherz:
„Der Götter Segen auf dein hohes Haupt,
Erhab'ner Herrscher! Sei uns demuthsvoll
Gegrüßt in dieser schlechten Weinspelunke,
Die deiner ist so wenig werth, und wo
Du sauren Wein nur fand'st und obendrein
Noch unbedacht' Geschwätz verschlucken mußtest
Von uns armsel'gen Schuften, die wir Alle,
Bezecht, umnebelt durch den schlechten Kräuter
Locustas, faselten ich weiß nicht was.
Locusta, Herr, sie trägt allein die Schuld:
Denn ihr Getränk hat uns den Sinn verwirrt,
Und darum siehst du auch sie reuevoll
Hier vor dir stehen, bebend, stumm, als ob
Sie sagen wollte: Herr nimm meinen Kopf,
Den Kopf der todeswürd'gen alten Vettel,
Für all' den schnöden Frevel, der geschehn!
Thu' ihr den Willen, Herr, und laß sie köpfen!
Die Alte gibt sich anders nicht zufrieden.
Uns aber, Herr, gewähre Amnestie!
Verschmäh' es, dich an solchen armen Schuften
Wie wir es sind, zu rächen — und damit
Besiegelt sei die tröstliche Versöhnung
Mit feierlichem Unterwerfungs-Act,
So liefern wir demüthig dir hiermit
Den Gegenstand des Streites aus, die kleine
Hispanierin, das reizend liebe Kind.
Herr, nimm sie hin zur Sühne für uns Alle,
Und wenn du's nicht verschmähst, wir führen dir
Die Kleine feierlich für diese Nacht
Als Bräutchen zu mit allen [illegible]

Das sollte werden eine lust'ge Nacht!
Zwölfjährig ist sie, das ist eher wohl
Ein Vorzug als ein Mangel — o du liebes
Arom der Jugend! Glattgespannte Haut
Wie eine Apfelschale — morgenfrisches
Und spiegelklares Aug' — das ganze Mägdlein
Frisch, rundlich wie ein Mandelkern — fürwahr
Ein Bräutchen ist's, nicht unwerth eines Kaisers!"
So spricht der schlaue Possenreißer, sich
Geheim verbündend gegen Nero's Zorn
Mit Nero's Lüsternheit. „Als Bräutchen?" ruft
Mit Lächeln dieser, dem des Kauzes Rede
Geglättet schon die zorngefurchte Stirn.
„Hör', Tigellin, mich dünkt, es überbietet
Der Kahlkopf dich in glücklichen Gedanken!
Solch' prächt'gen Einfall hatt'st du lange nicht,
Und manche Nacht durchgähnt' ich schon! — Dies Mägdlein
Mir angetraut hier in Locusta's Schenke?
Wohl gäb' es eine lust'ge Nacht! — Es sei!
Zu Liebe dieser lieblich schlanken, jungen
Gazelle, die wie unter Wölfen ich
Gefunden unter euch, sei euch verziehn!
Mit feinem Kennerblick, o Saccus, hast du
Die Würdigkeit des Bräutchens mir entwickelt:
So scheu sie blickt, der Kleinen Mund vergeistigt
Die Charis schon — frühreif ist stets die Schönheit.
Ich will sie nicht verschmäh'n, die würz'ge Blüte
Vom goldnen Tagusstrand — ich will ihn schlürfen,
Den jungen Schaum von diesem Feuerwein:
Dies reizend frische Kind, dies edle Blut,
Dies unerschloss'ne, reine, süße Leben —
Das Alles ist ja eben gut genug,
In Nero's Sein ein Stündchen auszufüllen.
Nach Römerbrauch will ich mich ihr vermählen
Und ihr sollt meine Hochzeitgäste sein!
Locusta, spute dich, uns zu bereiten

Ein Hochzeitsmahl und schenke Wein in Strömen;
Du, Saccus, ordne mir den Hochzeitsbrauch!"
    Ein Jubelruf der schreckerlösten Gäste
Begleitet Nero's fröhlichen Entschluß.
„Hoch," rufen sie, „hoch Nero und Actäa!"
Verschüchtert blickt das holde, schlanke Mägdlein
Um sich im Schwarm der Rufer, unbewußt
Des Schicksals noch, das seiner harrt; empor
Zu Nero blickt mit stillem Grau'n die Zarte,
Zum Jüngling, der so schön, und doch so furchtbar,
Zum Jüngling mit den tiefen, glüh'nden Augen,
Und mit dem Zug des Hohnes auf der Lippe
Der jetzt so seltsam ihr ins Auge schaut,
Daß Blut und Seele schüchtern ihr zurück
Bis in das Innerste des Herzens flieht . . .
    Berechnet hat indeß Locusta still
Was ihr für heut an blankem Golde wohl
Abwerfen mag die kaiserliche Kundschaft.
Doch eifert sie verstellt: „das arme Kind!
Was wollt ihr doch mit solch unreifer Traube?
Noch ist sie grün und herb!" — „Ei, siehe da,"
Fällt ein der Schuster, „einen kaiserlichen
Brautwerber denkst du abzuweisen? Ha,
Du faselst! Unreif sagst du? dauert dich
Vielleicht so früh gepflückte Jungfrauschaft?
Je nun, man muß sich eben sehr beeilen,
Will man die Frucht noch frisch vom Stengel pflücken;
Die Mädchen reifen heutzutage früh.
Zu jung Actäa? Kennst die Mädchen schlecht!
Denk' an die Göttin Isis, welche schon
Im Mutterleib von ihrem Zwillingsbruder
Osiris schwanger ward!" —
                                    Des Männleins tollen
Erguß belächelnd, zieht von seinem Finger
Der heit're Nero einen Demantring
Und wirft ihn in den Schoß der Alten. Grinsend

Gibt ihren Segen zur Vermählung sie.
„Nur seht," so fügt mit widerlichem Lachen
Locusta noch hinzu: „nur seht euch vor:
So sanft sie scheint — oft ist ein Tollkopf sie,
Geberdet störrig sich und eigenwillig,
Und in den Finger biß sie jüngst den reichen
Fabullus, der die Wang' ihr streicheln wollte." —
Fortführt Locusta nun das stumme Mädchen,
Um bräutlich es zu schmücken; ihr gesellen
Sich Saccus, Tigellin, vorzubereiten
Der Brautnacht Posse. — Fröhlich lagern wieder
Die Zecher sich indeß, und Nero's Wort
Entfesselt aller Feuerweine Quellen,
So viel beherrscht die häßliche Najade
Locusta. Preis und Lob erschallt dem Kaiser
Im Kreise rings, und sieh, der Grieche, bang
Noch denkend seiner frühern bösen Rede,
Schreibtafeln zieht er und den Griffel jetzt
Hervor, und nur ein wenig sich besinnend,
Zu hören gibt er einen Hochzeitshymnus
Voll Griechenfnada, eine schmeichlerische
Palinodie. Wie tummelt er das Roß
Der Musen, wirbelt auf bei jedem Schritt
Staubwolken von Metaphern und Hyperbeln,
Zur Lust des Hörerschwarms!
Bald kehrt zurück
Der lust'ge Saccus, meldend, hold geschmückt
Sei schon die Braut und harre des Entführers.
Vom Zechertroß geleitet jetzo stürmt
Gewaltsam Nero — so will's Romas Brauch —
Die Thür der Kammer, wo Actäa sich,
Die liebliche, verwundert selbst betrachtet
In Kranz und Schleier, bräutlich, um den schlanken
Aetherischen Leib den jungfräulichen Gürtel
Geschlungen.
Nachgeäfft wird nun die Sitte
Der Väter; scherzhafte Auspicien

Beginnen, Nero's und Actäas Hände
Legt ineinander man mit Segenssprüchen.
Dann wird die Braut entführt. Mit Blumen ist
Bestreut die Schwelle, drüber man sie hebt,
Und eine Fackel trägt man bis zur Thür
Des Thalamus voran der Lieblichen,
In deren großem, rührend schönem Aug'
Die Frage glänzt, was dieses Spiel bedeute?
Noch blasser als zuvor ist jetzt ihr Antlitz.
Wo bleibt er nun, der kecke Mädchentrotz,
Den des Fabullus Finger blutend spürte?
Das arme Kind — es steht in *Nero's* Bann!
Wie vor der Riesenschlange Blick das Vöglein,
Das Blümlein vor der stürzenden Lavine,
Sieht sie vor dieses Mannes Blick, worin
Ihr *unverstanden* aufblitzt eine *Welt*
Von Lieb' und Haß, von Gier und Ueberdruß,
Von Weichlichkeit und von Titanenstolz,
Von Lebensdurst und von Vernichtungslust! . .
    Horch, vor der Thür des Thalamus alsbald,
Die hinter diesem selt'nen Paar sich schloß,
Wird angestimmt von den bezechten Gästen
Priapisch keck ein wüster Hymenäus,
Wie Nero's Zeit ihn nur ersinnen mochte.
Seltsame Götter sind es, die sie rufen:
Den Subigus, die Prema, die Pertunda,
Priap und Venus nennt ihr Scherzgesang
Und feiert den Moment, zu überbieten
Bemüht mit frechstem Wort die frechste That . . .
    Dem Tigellin ward heimlich Nero's Auftrag:
Zu wachen, daß kein Gast den Ort verlasse
Vor Tagesgraun und seiner Wiederkehr.
Ihn kümmert es, den *Alten* noch zu finden,
Den wunderbaren Alten, deß' Geheimniß
Sich seine Neugier spart zum *Morgenimbiß*.
Und der, in seinem Winkel einsam sitzend,

Aus dunklen Höhlen unter busch'gen Brau'n
Die Blicke flattern läßt wie nächt'ge Vögel.
    Indeß die frevle Brautnacht Nero feiert,
Bezechen lustig sich die Hochzeitsgäste.
Daß nicht der Schaum dem Trank der Orgie fehle,
Ruft man herbei auch Citherspielerinnen,
Und Tänzerinnen, schweifend Buhlgezücht.
Und die soeben jungfräulicher Schöne
Liebreizend Glanzgebild geschaut, bejauchzen
Noch dankbarer Hetärenfrechheit jetzt,
Und eines Tanzes Ausgelassenheit,
Die nicht den Geist der Wonne wiedergibt,
Nein, ihre thierisch rohen Zuckungen.
So geht dem Zecherschwarm in trunkner Lust
Und wildem Taumel Stund' um Stunde hin.
Gelächter schallt, Gesang und roher Scherz,
Dann wieder kurzer Zank, den stets beschwichtigt
Mit seiner unbezwinglich heitern Laune
Das kluge Schusterlein von Benevent.
Der schwimmt im Moste wie ein Weinbeerkern:
Krebsroth im Angesicht, weit vorgequollen
Das weinigtriefende Glotzaugenpaar,
Singt er mit schwerer Zunge schmutz'ge Lieder,
Durch glucksend Rülpsen öfters unterbrochen,
Wobei von einem Ohr zum andern ihm
Das Hütlein drollig auf dem Kopfe schwankt —
Ein Anblick, den die ganze Zecherschaar
Bejubelt stets mit wildem Lachgewieher.
Je mehr vorrückt die Nacht, der Morgen naht,
Nur um so mehr wächst Lärm und Uebermuth
Der wüsten Scenen in Locusta's Schenke:
Und wer in dies verthierte Treiben blickt,
Blickt in die Römerwelt: Locusta's Schenke
Ist nur ein kleiner bunter Wassertropfen
Der ungeheuren röm'schen Lasterpfütze:
Doch in dem kleinen bunten Wassertropfen
Abspiegelt schon die ganze Roma sich.

Nur *vier* der Zecher haben sich dem Braus
Entzogen, willig oder unfreiwillig:
Der Grieche liegt schon schnarchend unter'm Tisch,
Wohin er sank, besiegt von Saccus, der
Den Lästerer des Römervolks zum Wettkampf
Im Trinken keck herausgefordert: Hellas'
Und Roma's Ehr' vertraten sie voll Eifer
In diesem Saufduell — und glänzend siegte
Für diesmal Rom. Abseits vom Schwarm der Gäste
Still mit Locusta flüstert Tigellin:
Und wer den Mohren sieht mit diesem Weibe,
Der schwört, daß nimmer wohl sie flüstern können
Von Anderm als von Gift und Zaubertränken.
Als Dritter sitzt vom Schwarm der Zecher abseits
Der weise Seneca: ihm gellt der Lärm
Ins Ohr verhaßt und widerlich — er liebt
Gelage, doch auf weichen Purpurpolstern,
Nicht in Plebejerdunst. Mißmuthig, schweigend
Dasitzt er, zeichnet meditirend sich
Von Zeit zu Zeit in seine wächserne
Schreibtafel einen glänzenden Gedanken,
Mit dem ihn Langeweil' als Muse segnet,
Und schielt nur dann und wann mit halbem Blick
Nach einer hochgeschürzten Tänzerin,
Die feiner als die andern ihn bedünkt.
Und noch ein Vierter sitzt im lärmdurchhallten
Gemache schweigsam, doch nicht unaufmerksam:
Der düst're, bleiche, wildumlockte Greis:
Es fällt manch neugierkecker Blick der Zecher
Auf diese seltsam brütende Gestalt,
Die selbst im bunten Volksgewimmel Roms
Das Auge des Betrachters überrascht.
Man mustert den beharrlich Schweigenden,
Und Scherz und Spott wagt sich an ihn heran.
„'s ist ein verrückter Bettler", spricht der Eine,
„Und ein Hebräer," fügt hinzu der Andre;

„Man liest's an seiner Nase, seinen Augen,
Und seinem Bart.“ Und nun erwacht der Spott
Nur um so kecker gegen ihn, als Sohn
Vom Stamme der verachteten Judäer.
Man schilt ihn Jüdlein, neckt ihn mit dem Sabbath.
Am Bart ihn zupfen die Hetären — doch
's ist wunderbar, wie Graun befällt die Spötter,
Sobald sein Blick dem ihrigen begegnet.
Und die Gestalt noch immer wechselt er:
Harmlos erscheint er jetzt und jugendlich,
Dann wieder zeigt er plötzlich, wie zum Hohn,
Den Frechen mit gespenst'ger Neckerei
Das grauverwitterte Medusenantlitz,
Das einen Nero selbst zuvor erschreckt.
Und weichen dann sie scheu, da ists, als kläng'
Aus seiner Brust ein dumpfes wildes Lachen
Herauf, wie *Wahnsinn* oder *Rache* lacht . . .
Was schlängelt dort sich aus dem Dämmerwinkel
Des nächtlichen Gemachs, was ringelt sich
Am Boden hin in langen, wechselnden
Kreiswindungen? Was klingt dazwischen, horch,
Für ein bedrohlich Zischen? Siehe da!
Die Schlange des Aegypters, die zu tanzen
Pflegt in den Straßen Roms zum Klang der Flöte,
Sie hat sich losgemacht aus dem Behälter
Und züngelnd kriecht sie hin durch das Gemach.
Entsetzt bemerkt zuerst sie Seneca,
Und auf den Schrei des zagen Stoikers
Kehrt sich der Zecher Blick, so weit ein Blick
Noch lebt in ihren weinverglas'ten Augen,
Nach jenem giftigen Gewürme hin.
„Sieh da,“ ruft Saccus, weinestrunk'ner Laune,
„Sieh da, du Schlänglein auch erscheinst als Gast
Zu Nero's Hochzeitsfeste? sei willkommen,
Du glatter Schleicher — du geborner Höfling:
Es ist vom Mahl dir noch ein Rest geblieben

Und auch ein Becher Weins sei dir kredenzt!“
Er ruft's mit tollem Uebermuth und stellt
Hinunter auf den Boden seinen Becher,
Den vollgefüllten, in den Weg der Schlange.
Und nun, da, seht das wundersame Schauspiel:
Das Thier, es schleicht heran und naht dem Becher,
Und hebt den Kopf und taucht ihn in das Naß,
Das röthlichfunkelnde, des Weins, und gierig
Hinunter schlürft's die edle Bacchusgabe.
Nun aber plötzlich wie benebelt, seltsam
Beginnt's zu taumeln und, unsicher wiegend
Das weinbeschwerte Köpflein, strebt's zu tanzen:
Und immer mehr zu wunderlichen Sprüngen
Und Wendungen hebt die berauschte Natter
Den Leib, daß bald mit Grauß, bald mit Gelächter
Die Zecher auf sie blicken. „Selbst die Schlange,“
Ruft Saccus lachend, „selbst die Schlange, seht,
Bezechte sich zu Nero's Hochzeitsfest!
Hoch die betrunk'ne Schlange! hoch wir selbst,
Die Trunk'nen, und mit uns das ganze Rom,
Das selber eine alte trunk'ne Schlange,
Berauscht vom Göttertrank der Weltherrschaft,
Und zur Verdauung jetzt bacchantisch taumelnd!“ —
Wildlachend thut der ganze Schwarm Bescheid.
„Willst du die Flöte blasen, oder willst du
Den Thyrsus schwingen, schmiegsame Bacchantin?“
So rufend reizt den Wurm bedachtlos Einer
Mit vorgehalt'nem Stab, da fangen plötzlich
Des Thieres Augen gräulich an zu funkeln,
Den Rachen sperrt es auf, und streckt die Zunge
Bedrohlich vor — und geht nun, wie ein Krieger
Hochaufgerichtet auf den Nächsten los —
Es packt der Schreck die wilden Zecher — bebend
Ausweichen sie, nun schier ernüchtert; Weiber
Besteigen angstvoll kreischend Stühl' und Tische.
Wo ist der Magier, der die Schlange wohl

Zu bannen wüßte? Ei, der liegt gefesselt
Im schweren Bann schlafsücht'ger Trunkenheit,
Und keine Hand vermags ihn aufzurütteln.
Heran tritt jetzt der Mohr mit wucht'gem Holzstück
Und will das Unthier tödten — da erhebt
Sich plötzlich von dem Sitz der düst're Gast
Und schreitet ruhig auf die Schlange los,
Packt an dem Hals die Widerstrebende
Und steckt zurück in den Behälter sie
Mit sich'rer Hand. Hat nicht sie, zornvoll geifernd,
Erfaßt den Finger ihm, und ihn gestochen?
Der Greis doch achtets nicht. Mit Staunen blicken
Und mit vermehrter Scheu die Zechgenossen
Hin auf den Wundersamen, der schon wieder
So still, so stumm an seinem Platze sitzt,
Wie er die ganze lange Nacht gesessen.
Nun spotteln sie nicht mehr — ein Magier ist's,
Und, ängstlich von der Seite nach ihm blickend,
Zuflüstern sie sich grause Spuckgeschichten
Von bösen Zauberern und Zauberinnen . . .
Doch bald obsiegt des Weines Macht der Angst.
Es schöpft das Laster aus der trüben Hefe
Geleerter Krüge seine letzte Kraft:
Verdreifacht sieht die letzte der Vigilien
Den wilden Zechergraus. Und als von außen
Durch's Fenster bricht der erste Strahl, und still
Aus seinem Thalamus der Bräutigam
Der lieblichen Actäa tritt — da blickt er
Beim Scheine matter, übernächt'ger Lampen,
Die mählig mit verkohltem Dochte flackernd
Erlöschen, in die wüste Schenkenscene
Auf ihrem Gipfelpunct. Im Bann des Bacchus,
Der Venus sieht er Alle, sieht nun auch
Den weisen Seneca mit keckem Arm —
Die Hüften jener Tänzerin umschlingend,
Die er so lange wählerisch gemustert . . .

„Sieh da,“ ruft er, „ihr habt als wack're Bursche
Dem Freudengott geopfert, mir zu Ehren
Und meinem süßen Bräutchen. Habet Dank.
Und, wenn ich jetzt von euch mich trenne, wißt,
Daß wir uns wiedersehen. Denn so wie
Für diese Nacht ich euer Gast gewesen,
Sollt ihr die meinen für die nächste sein.
Ein Bacchanal in meinen Gärten feir' ich,
Ein Freudenfest, wie keins noch Rom gesehn.
Da will erscheinen ich als Dionysos,
Und ihr sollt als Bacchanten um mich sein!
Was fröhlich jetzt umschloß Locusta's Schenke,
Sobald der Abend graut, vereine sich's
In meinen duft'gen Gärten an der Tiber,
Wo Tigellin, mein wack'rer Festanordner,
Euch lehren wird — sofern ihr nüchtern seid —
Was Nero, seine Gäste zu ergetzen,
Von eurem Muth, von eurer Laune heischt!“ —
Es jauchzt die Zecherschaar: aus heisern Kehlen
Erschallt ein stürmisch' Lebehoch dem Cäsar.
Nur Einer sitzt noch abseits, schweigend, ernst.
Da wendet Nero lächelnd sich zu ihm:
„Willst du nicht auch bei meinem Fest erscheinen,
Du Schweigsamer? Wie, oder nennt man besser
Wahnwitzig dich?“ —
Aufrichtet sich der Greis —
Und jeder blickt mit Scheu nun auf die hohe,
Titanische Gestalt, die kurz zuvor
Dasaß gebückt und tief in sich versunken.
„Wer bist du?“ fragt, den Blick des grauen Fremdlings
Mit stolzer Festigkeit erwiedernd, Nero.
„Ich bin,“ versetzt der Greis, „ich bin ein Mann,
Der sterben will.“ „Wie, sterben?“ lächelt Nero,
„Und ich, sieh, bin der Mann, der leben will:
Es treibt mich unermeß'ner Lebensdrang!“ —
Und mich treibt unermeß'ne Todessehnsucht:

Mein Auge flieht der Tod und selbst der Schlaf.
Nun komm' ich, rastlos wandernd und die Spur
Des Tod's verfolgend, her nach Rom: Hier ist
Todreifes viel — ich ahn' ein großes Sterben,
Ein Sterben, zehrend an dem tiefsten Mark
Des Seins, wenn auch von Glanz noch übertüncht.
Vielleicht, vielleicht gelingt mirs, mitzusterben ..."
„Du wirst erfahren, lebensmüder Graukopf,"
Spricht Nero d'rauf mit Lächeln, „daß sich's hier
In Rom noch immer besser lebt als stirbt.
Du solltest mein Begleiter sein. Wir sollten
Hinwandeln so vereint durch uns're Zeit:
Die tiefste Todessehnsucht, zugesellt
Dem höchsten Lebensdrang!" — „Nicht dein Begleiter,
(Versetzt der Greis), nicht dein Trabant und Sclave
Denk' ich zu werden, doch dir nah sein will ich —
Denn deinetwillen kam ich, Herrscher Roms!
Mich zu verfolgen durch die Straßen Roms
Vermeintest du, und warst doch selbst mein Wild;
Ich zog mit einem Zauberbann dich nach,
Und fortan bleibst du mit geheimen Fäden
An mich geknüpft!" — „Ei, und was willst du mir?" —
„Ich will dir dein Geschick vollenden helfen!"
„Wie? mein Geschick? ich bin nicht alt genug ..."
„Und doch ist nah' die Zeit, wo sich's erfüllt ...
Als du durch einen unbewußten Drang
Gefesselt wardst an meine Spur, da sagte
Dir's schon des Herzens Ahnung, daß zusammen
Wir eine Sendung haben zu erfüllen!" —
„Du sprichst geheimnißvoll und düster, Freund,"
Ruft Nero, „und ich danke dir dafür,
Daß mein Begleiter du zu sein verschmähst.
Da lob' ich doch den lust'gen Saccus mir,
Das dicke Schusterlein von Benevent,
Das eben erst so wacker mich vertheidigt.
Wohlauf, begleite mich, mein lieber Saccus,

Du sollst mit mir an meinem Hofe leben:
Dein rundes Angesicht, es soll mir dienen
Als eine Sonnenuhr der Fröhlichkeit,
In der die festlich rothe Jubelnase
Als Zeiger steht. Verkürze mir die Zeit:
Der Dinge bestes ist ja Zeitverkürzung . . ."
„Ei freilich wohl," versetzt der Schuster, „wer uns
Die Zeit verkürzt, verlängert uns das Leben.
Nun, Herr, wie dirs beliebt, ich bin der deine!
Doch willst du, daß mein rundes Angesicht
Und diese festlich rothe Jubelnase
Dir leuchte stets in ungetrübtem Glanz,
So wisse, dieser Schein ist nur der Abglanz
Der Feu'rung, die mit Speis' und süßem Trank
Muß unterhalten werden im Kamin
Des edlen Menschenleibes, Bauch genannt." —
„Sei unbesorgt," versetzt ihm lächelnd Nero:
„Plagt mich zu sehr der Drang in's Unermess'ne,
So soll des Mannes Anblick mich beschwicht'gen,
Deß' Streben ganz im Bauche sich vereinigt . . ."
Der Morgensonne voller Glanz bescheint
Die Straßen Roms.
Aufbricht mit Tigellin,
Mit Burrus und dem weisen Seneca,
Und seinem neu geworbenen Begleiter,
Dem Saccus, Nero jetzt. Aufbrechen auch
Mit wein- und schlummertrunk'nen Augen alle
Die Zechgenossen, taumeln durch die Helle
Des frischen Morgens heimwärts, um zu ruh'n.
Aufbricht nun auch der finstre Greis, doch nicht
Um auszuruh'n: hinwandelnd sucht er still
Die neubelebten Straßen wieder auf,
Und stürzt sich in des Forums Volksgewimmel.

Zweiter Gesang.

Das Bacchanal.

In Nero's Gärten singt, am Tiberstrand,
Am stillen Aventin, die Nachtigall
Ihr schönstes Lied; in Nero's Gärten rauschen
Die Bronnen wunderbar; in Nero's Gärten
Greift in die Lorbeerwipfel süß aufregend
Der Zephyr wie in goldne Lyrasaiten.
In Nero's Gärten ragt wie nirgend sonst
Der Kegel der Cypresse stolz und riesig
Im Goldazur. Granatbaumwälder wiegen
Auf unabsehbar'n Strecken wunderbar
Den Scharlachflor, als hätte stolz der Berg
Sich einen Kaisermantel umgeschlagen
Zu prunkend rother Zier. In Nero's Gärten,
Da stäubt die Blütenfülle von den Bäumen,
Wie Funken von der Esse des Vulkan.
In Nero's Gärten sprüh'n aus Marmorbecken
Viel tausend Strahlen aufwärts, eine tolle
Verschwendung von Demanten, Tropfen Silbers,
Geschmolzen in der Sonne. Was da prunkt
In Nero's Gärten, übermüthig strebt
Es himmelan, und maßlos in die Weite.
Sieh, wie sich stolze, marmorblinkende
Terrassen himmelstürmerisch empor
Ins Blaue thürmen: ihrer Stufen jede
Trägt eine Blumenflur und weithin herrschend
Aufthut sich eine zaubervolle Schau.
Die Gipfel aber krönen Säulengruppen
Und Nero's erzgegoss'ne Riesenbilder.

Denn überall ist Nero's Bild zu schaun:
Hier blühts in bunter Blumenmosaik
Auf weiter Flur, hier dräut es schreckbar fast
Aus grünem Gartenraum, in Buchs geschnitten,
Wie ein Gigant zum ehr'nen Himmel auf.
Hold ruh'n im Glanz des Sonnentags die Gärten
Des Nero — doch wie lieblich nahet ihnen
Der stille Abend erst, wenn die Syringe
Berauschender den Duft streut und die Sonne
Hinuntergeht in sanfter Purpurglut!
Der Lorbeerwald, ein hellsmaragdnes Meer,
Wie wiegt er goldig nach dem Sommerregen
Im reinen Aether sein erfrischtes Grün!
Dann kommt der Vollmond freundlich ernst herauf.
O wonnevoller Götterfriede, der
Dann ruht auf dieser Flur! — doch heute, horch!
Was für ein seltsam Leben kündigt heut
Sich in den Büschen an? die Nachtigallen
Sie schmettern feuriger, die Wasser rauschen
Geheimnißvoll. Der Garten harrt des Fest's,
Des **Freudenfest's**, das seine Räume noch
In dieser Nacht durchtoben soll! Er harrt
Der Tausende, die Nero hat zu Gast.
Und tausendäugig schon beginnt's zu glühn
Im Dunkel, feurige Guirlanden schlingen
Um alle Beete sich, um alle Säulen,
Um alle Giebel, alle Marmorbecken:
Hinauf bis in die Wipfel aufgehangen
Sind bunte Feuerballen: riesigen
Glühwürmern gleich im Dunkel schweben sie.
Teppiche sind weichschwellend aufgeschlagen
Im Rasengrund, und hundert Purpurzelte
Erheben sich den Gartenraum entlang.
Die stillen Grotten, hold mit Moos und Epheu
Verkleidet und mit üpp'gen Schlinggewächsen,
Sind heute wundervoll von Purpurschein

Erhellt, mit kostbar'n Tüchern ausgelegt,
Zu bieten unbelauschte süße Rast.
Auf Weihern selbst ruhn weichverhüllte Gondeln,
D'rin sich verschwieg'ne Wonne schaukeln mag.
Und sieh, den blauen Strom herunter kommt
Gezogen durch die stille Sommernacht
Auf Prunkfahrzeugen eine schwimmende
Armada aller Schönheit, alles Glanzes,
Den Rom in seinem weiten Schoße birgt.
Die schönsten Frau'n, sie alle sind geladen,
Was edel ist entstammt und reich, es kommt
Auf Nero's Wink. Doch auch der Freigelass'ne,
Der Lieblingssclave des Cäsaren, mischt
Sich in der edlen Gäste Reih'n und prunkt
Nicht minder stolz. — O sieh, wie fährt der Schwarm
So wohlgemuth den schönen Strom hinunter
Entlang den flüsternden Platanenstrand,
Und trinkt berauscht den Duft, der niederweht,
Und wähnt, es trage sacht ihn Charons Nachen
Vom ird'schen Thal zum Strand Elysiums.
Nun steigt beim Glanze duft'ger Cederfackeln
Die Schaar aus ihren Gondeln, wogt sodann
Durchs blumenüberhang'ne Prachtportal
Empor vom Strand die sanften Porphyrstufen,
Bis wo die herrlichste der Gartenfluren
Einladend grünt. Gleich einem Wanderzug
Von zwitschernd heitern, bunten Vögeln, läßt
Der Schwarm sich nieder, harrend des Empfangs,
Den ihm der kaiserliche Wirth bereitet.
Da hebt Musik in rauschend wildem Klang
Ihr reizend Vorspiel an und füllt das Ohr
Mit einem hochgeschwellten Riesenstrome
Von stolzen Harmonie'n. Und während Alles
Den Klängen lauscht, da wandelt sich die Mitte
Des Plans, der hier sich dehnt wie ein natürlich
Amphitheater, in ein riesig Becken,

In eine colossalische Fontäne,
Die ungeheure Strahlen wirft. Dann plötzlich
Inmitten dieses Wasserstrahlenspiels
Schiebt sich empor ein Hügel, ein Vulcan,
Und speit aus offnem Krater in den dunklen
Nachthimmel aus ein Feuerwerk. Es sprühn,
Vermischt mit den Krystallen der Fontäne,
Die ringsumher sie blitzend noch umtanzen,
Die Funken wundersam! welch' Leuchten, Blinken!
Welch' Glanzwettstreit von Funken und von Tropfen!
Und während Alles gaffend, staunend jubelt
Vor diesem unerhörten Wunderschauspiel,
Da schwindet's plötzlich und es wandelt sich
Der Schauplatz zur Arena, wo sofort
Anhebt ein Fechterspiel. Und wie die Menge
Zujauchzt den Siegern, weggezogen wird
Der Boden plötzlich wieder, und es schimmert
Herauf die Spiegelfläche eines Sees,
D'rauf eine stolze Naumachie beginnt.
Und noch einmal — zum letzten Male nun, —
Sieh, wechselt diese wunderreiche Schau.
Ein weißer Nebeldunst erhebt sich plötzlich
Von duft'gem Rauchwerk aus verborg'nen Pfannen,
Wie leichte, dünne Schleier, und umhüllt
Für einen Augenblick die ganze Scene.
Doch bald, wie Morgennebel in der Sonne,
Zertheilt der duft'ge Rauch sich mählig wieder,
Und aus dem sanft verschwebenden Gewog
In wundersamer Pracht taucht überraschend,
Und augenblendend fast, ein täuschend Wunder,
Die heit're Gipfelfläche des Olymps.
Und auf des Gipfels sel'ger Au, gestickt
Mit goldnen Blumen wunderbarer Art,
Halb Prunksaal und halb Garten, ruhn vertheilt
In holden Gruppen die Olympier.
Sie ruhn auf Rosenlagern, ruhn auf Thronen,

Beim goldnen Mahl. Es wandelt Ganymed,
Es wandelt Hebe dienend auf und nieder.
Ambrosia und Nectar schlürfen sie,
Die Leichtbinlebenden, die über Wolken
Und Winden sich in ew'ger Heit're freu'n.
Die Glücklichen! sie freu'n des Himmels sich,
Der ihnen angehört, der grünen Erde,
Die ihnen dient. Und keine Sorge naht
Den sel'gen Häuptern je, und kein Gedanke
An Zukunft, Zeitengang und Schicksalswechsel . . .
So ruhn sie lächelnd. Horch, was tönt auf einmal
So dumpf von fern? Ist's eine Wetterwolke,
Die donnert auf den Wink des Jupiter?
Doch nein, — es klingt wie erz'ner Becken Laut.
Was stört die Ruhe der Olympier,
Die nie gestörte seit Jahrtausenden?
Ist's eine neue Schaar von Himmelsstürmern?
Horch! wüst' Geschrei und Cimbelklang! Es wächst
Zu ohrbetäubendem Gerassel — näher
Und näher kommt's, es drängt sich frech heran
In sel'ge Götterhöh' — da seht die Schaar!
Bacchanten sind's, geführt von Dionysos! —
Ein brüllend „Jo Bacche, Evoë!"
Mischt sich dem Sturm der Tympana: so heulten,
Die Tags erfüllt sind von den tiefsten Schauern
Der Einsamkeit, die grausen Bergeswüsten
Des Hämus und des Atlas, in der Nacht
Von Feuern, widerhallen von dem Lärm
Der Pane, Satyrn, schwärmenden Mänaden,
Wie jetzo der Olymp aufflammt, aufbrüllt
Vor'm Tritt der Thyrsusstab- und Fackelschwinger,
Um deren Schultern das gefleckte Fell
Von Panther, Wolf und Löw' und Tiger flattert,
Indeß das Haar im Winde fliegt, umhängt
Von Weinlaub und von Epheuranken. Horch,
Wie tos't die Lärmmusik der Cimbeln, Flöten,

Der Hörner auch, die sich geblähten Backen
Entwinden in der Schreckgestalt von Schlangen
Mit aufgesperrtem Rachen. Hu, bei schrillem
Gequick der Flöt' und dumpfem Erzgedröhn
Geberdet toll und toller sich die Schaar.
Auf Luchsen, Panthern, reiten die Mänaden
Verkehrt, und spornen mit den Thyrsusstäben
Die Thiere, And're springen wie verzückt,
Und wiegen, winden sich in unerhörten
Bewegungen, gewaltsam, weit die Köpfe
Zurückgebeugt, die Augen vorgequollen.
Sie führen mit sich junge Wölfe, Böcklein
Und Kälber, und zerreißen sie, bekleiden
Mit ihren Fellen sich und werfen dann
Mit Stücken ihres Fleisches toll um sich.
Sie winden spielend Schlangen um den Leib sich
Und um die Stirn, und Manche bindet gar
In einen Knoten sich mit einer Natter
Das wallende Gelock.
In ihrer Mitte
Auf prächt'gem Triumphatorwagen fährt
Der hauptumlockte Dionysos selbst.
Es schmückt ihn Stirnband, Mitra, Busengurt,
Und safranfarbiges Gewand umwallt
Fast weibisch-weich die herrliche Gestalt.
Den edelsteinbesetzten Wagen zieht
Ein Löwenpaar, deß' lange wilde Mähnen
Vergoldet gleißen: Elephanten schreiten
Daneben, fackeltragende, behängt
Mit Goldblech und mit breiten bunten Schärpen.
Der hauptumlockte Dionysos trägt
Bekannte Züge. Wir erkennen ihn:
Es ist der edle Zecher aus der Schenke
Von gestern Nacht, 's ist der Gemahl Actäas:
Sie thront an seiner Seit' als Ariadne,
Bekränzt mit Rosen: als Silen daneben

Auf einem Langohr trabt der lust'ge Schuster
Von Benevent, als Priap Tigellin;
Als Hecate mitwandelt in dem Zug
Locusta, und die Zechgenossen alle
Der vor'gen Nacht, als Faune folgen sie,
Als Satyrn im Geleite der Mänaden.
Als Herold wandelt jetzt voran *Silen*
Zum Thronsitz des erschrockenen Jupiter,
Den ängstlich bleich der Götter Schaar umdrängt.
„Hochweiser Jupiter!“ so ruft der Herold,
„Vergib, wenn ich mit schlechter Botschaft dir
Die sel'ge Götterruhe stören muß!
Im Auftrag meines hohen Herrn und Meisters
Komm' ich dir zu verkündigen: *Vorüber
Ist deine Zeit!* Vorüber ist die Zeit,
Wo deine Hand geführt die Herrscherzügel;
Ja, du bist alt geworden, Jupiter!
Die Welt ging allzulang den alten Trott.
Denkst du des Wort's, das der gefesselte
Prometheus sprach am Fels? wie Uranos
Dereinst dem Kronos wich, und Kronos dir,
So weiche du nun auch *dem neuen Gott!*
Siehst du, wie dein ehrwürd'ger Goldthron wackelt
Beim Festschritt uns'rer Schaar, die ihm vorantanzt,
Dem neuen Gott, durchdröhnend euren stillen,
Langweiligen Olymp mit frischem Leben?
Der neue Gott, der kommt, um zu entwinden
Den Scepter deiner Hand, der altersschwachen,
Und zu begründen ein verjüngtes Alter,
Ein schöneres, ein freudenreicheres,
Der neue Gott ist *Nero Dionysos!*
Wohlan, ihr habt's gehört, Olympier!
Seht hinter mir die kampfbereite Schaar:
Denkt ihr zu streiten, nun so rüstet euch!“ —
So klingt des Herolds Wort. Erschreckt, verwirrt
Sind die Olympier, nicht kampfbereit.

Sie greifen zu den Waffen, doch die Waffen
Sind alt und morsch und eingerostet. Stumpf
Geworden sind die mächt'gen Donnerkeile
Des Göttervaters, seine Blitze matt,
Sein Aar ist flügellahm und bald erblindet,
Stumpf sind Apollons Pfeile, seine Lyra
Verstimmt, am Schwert des Schlachtengottes frißt
Der Rost, trüb angelaufen ist der Glanzschild
Minervens und wurmstichig lehnt die Keule
Des lieben Zeussohns Hercules im Winkel.
Ein kurz' Getümmel folgt, ein kurzer Kampf:
Das grelle Lodern der Bacchantenfackeln,
Der wüste Lärm der Becken und der Cimbeln,
Das rasende Geschrei der Corybanten —
Das Alles blendet, übertäubt, verwirrt
Das zage Häuflein der Olympier,
Und trägt den Schrecken in ihr stilles Reich:
Ins Reich der Schönheit und der Lust, wo sonst
Nur klangen gold'ne Becher und der Musen
Helltönig Lied. Die Götter sind geschlagen.
Besiegt, umzingelt nun erwarten sie
Mit schmerzgebeugtem Haupt ihr neues Loos.
„Nicht fesseln will ich euch," ruft Dionysos,
„Nicht werfen will ich euch in finst're Schlünde:
Ihr habt zu thun mit einem edlen Sieger.
Entwandelt frei, wo immer euch's beliebt!
Ihr wart ja doch ein fröhlich lebend Völkchen,
Und brachtet in die düst're Menschenwelt
Zuerst aus Himmelshöhn die heitre Botschaft
Der Schönheit und der Freude. Nur zu stolz
Wart ihr, zu adelstolz, und viel zu neidisch!
Ihr wolltet zwar, daß sich das Volk erlust'ge,
Doch nicht an eurem Tisch. Gern stiegt ihr selbst
Herunter, wo's ein Liebliches auf Erden
Zu holen gab, doch niemals littet ihr,
Daß arme Menschenkinder auch einmal

Zu euch hinauf in euren Himmel kämen,
Es wäre denn, daß 'mal ein schmucker Junge
Gefiel dem Donn'rer, oder ein Bastard
Von ihm, wie Hercules, ward aufgenommen,
Der überdies sich erst verdienen mußte
Den Himmel durch ein Dutzend Heldenthaten
Im Schweiß des Angesichts. Das ist vorüber:
Denn m e i n ist der Olymp fortan und Aller,
Die mirs gefällt zum Mitgenuß zu laden.
Kroniden, eures Schicksals Stunde schlug!
Gebt Raum, gebt Raum, und ziehet hin in Frieden:
Den freien Abzug gönnt man euch — zieht hin!" —
Sie gehn, sie wandeln schweigend hin, die schönen,
In ihrem Sturze doppelt rührend schönen
Gestalten der Olympier. Die Häupter,
Die königlichen, still gesenkt, so gehn
Sie hin in die Verbannung. Von dem Gipfel,
Dem lichten, des Olympus, schreiten sie
Hinunter, langsam, Trauer in den Mienen,
Doch würdevoll. Da wandelt Jupiter,
Die königliche Juno, stolz noch jetzt,
Minerva, sie, die edle, Venus auch,
Die liebliche, um deren Lilienstirn
Zum ersten Mal ein trübes Wölkchen schwebt:
Sie wandeln hin — ein langer stiller Zug,
Der seltsam auch des Roben Seele rührt.
Auch Nero's Sinn beschleicht's wie leise Wehmuth,
Indem er hinblickt auf den Götterzug,
Den stillhinwandelnden, mit dem
Die Welt der Schönheit untergeht. Nun endlich
Sind sie verschwunden und der Saum des Letzten
Hat ausgeschimmert in den Lorbeerbüschen
Der Niederung.
An ihre Stelle drängen
Die wüsten, lärmenden Gestalten sich
Der Faune, Satyrn, Nymphen, Corybanten;

Sie fallen über jenes Götterdaseins
Zurückgelaff'ne Spuren her und treiben,
Muthwillig lachend, toll ihr Spiel damit.
In des Apollo goldne Lyra greift
Der Faun, der freche, wie ein Bänkelsänger.
Den Nektar zapft aus schimmernden Gefäßen
Silen in seinen Lederschlauch, und läßt
Die wüsten Satyrn sich darin bezechen.
Wie vordem Kalb und Böcklein ward zerstückelt,
Wird von den wüthigen Mänaden jetzt
In tollem Uebermuth gerupft der Aar
Des Jupiter, die Eule der Minerva,
Der Venus Tauben und der Juno Pfau.
Zum wundervollen leckern Göttermahle,
Das lassen mußten die Uranionen,
Halb unberührt, winkt Nero Dionysos
Die Seinen jetzt, und nicht die schwärmenden
Mänaden nur, die Faune, Corybanten,
Nein auch der Gäste Schwarm, der staunend sich
Das wunderbare Festspiel angesehn,
Zu den eroberten Olympos ladet
Er Alle nun zu sich und heißt sie schwelgend
Sich's wohl sein lassen, jenen neidischen
Olympiern zum Trotz, den jetzt gestürzten,
Zu freuen sich mit Nero Dionysos.
Dem Wink des Herrschers folgend, mischt sofort
Der Gäste Schwarm sich in der Bacchen Schaar.
Ein tausendstimmig Evos erschallt.
Die Frauen legen Kränze, reich und duftig,
Dem neuen Gott zu Füßen, schwärmerisch
Entbrennend in verstohl'ner Glut für ihn,
Den schönen, hauptumlockten Dionysos.
Die Bacchen zünden Feuer an, zu schmoren
Das saft'ge Wild, das rasend sie zerstückt.
Mit Thyrsusstäben aus bemoosten Felsen
Goldströme süßen Weines schlagen sie,

Dem eine Würze beigemischt, die heimlich
Den kält'sten Sinn entflammt zur Raserei.
Ausstreu'n sie Früchte, süße, goldig schimmernd,
In deren Säften Liebeszauber glüht.
Musik erschallt entzückend: Silberbronnen
Erklingen drein und schleudern duft'gen Regen,
Die Luft mit lieblicher Narkose würzend,
Die alle Sinne wunderbar befängt.
Bald hier, bald dort aufsteigen in den stillen
Nachthimmel aus den Büschen Feuergarben,
Raketen, gleich als ob das Dunkel selbst
Aufjubelte in heller Glutentzückung.
So mächtig schlägt, indeß die köstlichen
Amphoren schäumen, Wonnetaumel hoch
Ob Aller Häuptern meeresgleich zusammen.
Inmitten des Getümmels aber thront
Der hohe Nero Dionysos; zechend
Singt er der Lust, dem Leben, dem Genuß,
Der Freude einen wilden Dithyrambus.
    „Nun herrsche," ruft er, „schrankenlose Lust!
Im neuen Alter soll der Mensch nicht erst
Im Schweiß des Angesichts verdienen müssen
Sein ew'ges Anrecht auf Elysium:
Dem Kühnen ist's erschlossen. Neue Botschaft
Bring' ich den Sterblichen: die des *Genusses*,
Der *Freude*. Wie das *Licht* vordem den Menschen
Prometheus brachte, bring' ich euch die *Lust*.
Wozu wär' aller Reichthum dieser Welt
Zusammen hier geströmt im goldnen Rom,
Wenn wir in süßem Rausch ihn nicht verpraßten?
Wir Cäsar'n sind Fortunens Säckelmeister! —
Sagt nicht, ich bring' euch ein saturnisch' Alter,
Ich bring' euch *mehr*. Die goldne Zeit Saturns,
Wo Wein und Milch in Bächen floß, und Honig
Von Bäumen troff, wo Schlange, Wolf und Mensch
In Frieden lebten — wir sind nicht mehr harmlos

Genug für so idyllisch sanftes Glück;
Nein, unsre Nerven fordern stärkern Reiz:
Sie fordern statt der Freude heißen Taumel,
Sie fordern Cimbellärm statt Lerchenliedern,
Statt heitrer Tänze unterm Lindenbaum
Bacchantisch wilden, heißen Taumelreigen:
Nicht angesäuselt nur will unser Wesen
Vom Hauch der Wonne sein, nein aufgewirbelt
Und aufgewühlt in seinen tiefsten Tiefen.
Der Mensch will göttlich werden durch die Lust,
Und schicksallos — und ein Naturbeherrscher.
Ihr saht es: wie der Vorwelt stillen Menschen,
So werden meinen wilden Corybanten
Die Schlangen und die Wölfe wieder schadlos:
Denn wie die Unschuld, wirkt auf die Natur
Mit Zaubermächten die Begeisterung,
Des Sinn's Verzückung und der Wonnerausch!
Die Freude ist des Lebens höchstes Ziel!
Die süß gereizte Faser nur betäubt
Einschläfernd jenen großen Hungerdämon
Im Busen aller Creatur — der nie
Befriedigt wird, nur eingelullt:
Das Denken
Ist Traum, und alles Handeln Stümperwerk,
Nur das Genießen ist das echte Thun!
Ein jeder Kelch verschäumt, das Schönste welkt,
Und Nichts auf Erden währt: nur die Begier ist
Unsterblich! Sie ist eine goldne Fliege,
Die, tausendmal ertränkt im Trank der Lust,
Wir auf dem Grunde des geleerten Bechers
Doch immer wiederum lebendig finden! —
Und des Begehrens, des Genießens Zeit
Ist angebrochen — Nero Dionysos
Führt nun den Scepter. Seht, die Götterbeute,
Das Rüstzeug der gestürzten Götterherrschaft,
Es wird in meiner Hand zum Spiele nun!

In meinen Händen ruht der Blitz des Zeus,
Doch ich gebrauch' ihn nur, euch zu ergetzen!" —
Er spricht's, und kühn sofort nach Jupiters
Blitzbündel, siehe, greift er, und es steigt
Auf seinen Wink empor ein schwarz Gewölk
Und schwebt umdunkelnd überm Haupt der Gäste.
Und in der Wolke zucken rothe Blitze,
Und Donner rollen drein. Das Dunkel breitet
Sich fast bedrohlich aus und schreckt die Zagen.
„Nehmt dies zum Unterpfand," ruft Nero aus,
„Daß Zeus gestürzt ist, und daß im Olymp
Ich herrsche nun und ewig herrschen werde!" —
Noch immer zuckt der lust'ge Blitz; da, sieh,
Im bunten Schwarm erhellt der Lichtschein plötzlich
Ein seltsam düst'res Greisenangesicht.
Wie kam's, daß vordem Keiner es bemerkt,
Und nun betroffen Alles starrt darauf?
Blitz folgt auf Blitz und immer düstrer scheint
Die seltsame Gestalt im Flammenschein
Emporzuwachsen über Alle, riesig,
Gespenstig. Ha, wer ist der Ururalte?
Ist's Kronos? ist's des Hades düstrer Gott?
Ist's Thanatos? — die Festeslust erstarrt;
Ein fahles Licht macht die Gesichter bleich.
Doch nun erkennt der unterstaunte Nero
Den wunderlichen, greisen Zechgenossen
Von gestern Abend in Locusta's Schenke.
„Ha!" ruft er, „Alter, sprich, was willst du hier
Im Kreis der Jungen? doch, beinah' vergaß ich's:
Du bist geladen! Nun so sei willkommen!
Hast wacker uns erschreckt, wahnwitz'ger Griesgram,
Mit deinem Nemesis-Gesicht. Du kommst ja
Recht wie ein altersgrauer Götterahnherr,
Der gegen Nero's Göttermacht Verwahrung
Einlegen will im Namen seiner Enkel?"
So spricht der Herrscher, doch der finst're Gast

Ist in dem Festgetümmel schon verschwunden,
Gleichwie ein dunkler Tropfen sich verliert
In einem Becher lichter Traubenflut.
Vergessen ist die Graun'erscheinung bald,
Und es vermischt in bacchischem Behagen
Der nächt'gen Schwärmer Lustgetümmel sich.
Des Nero Dionysos Blicke stürzen
Wie Falken sich in's reizende Gewühl,
Ins reizende Gewühl der schönsten Weiber,
Das schwärmend ihn umdrängt, ihm Blumen streut.
Sieh da die blonde, liebliche Poppäa!,
Zur Seit' ihr der Gemahl, der Dickbauch Otho!
Der reißt beim Anblick Nero's wie verzückt
Sich aus dem angewohnten Schlemmerphlegma,
Und ruft ihm Heil! aus voller Kehle zu.
Das ist von jenen Speichelleckern Einer,
Die nur verhüllten Hauptes dem Tyrannen
Wie einem Gotte nahn, die seine Büsten,
Sein Standbild aufgestellt im Hause haben
Und Opfer davor bringen, und die rufen,
Wenn hundertjähr'ge Spiele Nero feiert:
„Magst du noch oft, o Herr, noch oft sie feiern!" —
„Heil dir," ruft Otho nun, „Heil dir, o Nero!
Was ist des alten Bacchus Inderzug,
O neuer Dionysos, gegen deinen
Olympischen Triumph? du bist nicht Bacchus
Allein, du bist Apollon, Jupiter!
Was Kronos, was Saturn? — ein übergöttlich
Zeitalter bringst du uns! drum Heil dir, Heil!" —
Mit einem Lächeln dankt ihm Dionysos
Und nimmt dem Tiefgeneigten, demuthvoll
Verzückten ab sein liebliches Gemahl,
Die reizende Poppäa. Sie, die blonde,
Die blaugeaugte Schwärmerin, sie däucht ihm
Die schönste Blume dieser Schönheitsflur.
Mit ihr durchwandelt er die Rosenau'n

Und preist galant die schöne Bernsteinlocke,
Die auf der Stola meeresblauen Purpur
So lieblich niederwallt — und preist das Kinn,
Das reizend rundlich weiße. Sie, verschämt,
Und doch voll innerlicher Glut, sie blickt
Zum Mond empor, spricht von der Nachtigall,
Sie streut ins wilde, rohe Tummelfest
Etwas wie minniglichen Veilchenduft —
Sie, die gewiegteste von Roms Koketten,
So zweckbewußt, so feinberechnend schlau,
Daß sie beinah' den kund'gen Nero täuscht.
Doch als nun dieser ihr den aphrodisisch
Gewürzten Becher aufgenöthigt, ihr
In's gold'ne Haar den Weinlaubkranz geschlungen
Und ihrer Sinne Brand gemach entflammt hat —
Wie ist die sanfte Blonde rasch verwandelt!
Wie schwemmt das bacch'sche Naß aus ihren Mienen
Die heuchlerisch kokette Sittsamkeit!
Der Lilienwangen zartes Incarnat
Glüht auf in einem süßen Purpurbrand,
Und ihres Augensternes Blau gewinnt
So satte Farbenkraft, so glüh'ndes Leben,
Daß and're Augen man nicht geben könnte
Der Göttin Wollust selbst. Wie strahlt der Kranz
In ihrem reichen, goldigen Gelock,
Das nun noch goldiger scheint aufzuglühn.
Sie ist die schönste der Bacchantinnen,
Doch auch die heißentbrannteste von Allen!
Was reißt mit einem Mal den Blick der Menge,
Die durch den Garten tobend schwärmt, an sich?
Ha, sieh, bei Fackelglanz naht eine goldne
Prachtgondel, herrlicher als all' die andern,
Die niederschwammen zu des Nero Fest
Den stolzen Tiberstrom. Und an den Strand
Nun stößt sie, sendet einen Sprecher aus,
Entbietend Nero demuthvolle Frage:

„Ob einen *ungelad'nen* Gast er huldreich
Empfangen wolle?" — „Einen *Ungelad'nen*?
Wohl *Ungelad'ne*, doch nicht *Ungenannte*!" —
„Die *Göttin Roma* ist's, erhabner Herrscher!
Sie will, wie sich geziemt, dem neuen Herrn
Und Gott der Welt, dem Nero-Dionysos,
Darbringen ihre freud'ge Huldigung!" —
„Die Göttin Roma? Ei!" ruft Nero lächelnd,
Versprechend sich ein holdes Abenteuer.
„Wohl reizend ist sie? — Nun sie sei willkommen!" —
Drauf senkt die Gondel ihre Purpurhülle,
Und zeigt, sich wandelnd, ein Gefährt, bespannt
Mit Wölfen, das die Göttin Roma trägt.
Es senkt vom Fahrzeug sich ein kleiner Steg
Zum Strand und drüber rollt der gold'ne Wagen,
Rollt mitten in den Kreis der Festgenossen
Und hält zuletzt vor Nero-Dionysos.
Die Festgenossen all' und Nero faßt
Erstaunen vor der herrlichen Erscheinung
Der Göttin, die auf diesem Wagen thront.
    Hoch ist und prachtvoll die Gestalt: junonisch,
Fast übermenschlich. Eine Mauerkrone,
Goldschimmernd und voll deutungsreichen Bildwerks,
Bedeckt ihr wogend rabenschwarz Gelock,
Das auf die Alabasterschultern fällt.
Die Brust umschmiegt ein goldner Schuppenpanzer;
Ein rothes, golddurchflimmertes Gewand,
Deß' Zipfel, über'm gemmenreichen Gürtel
Heraufgezogen, malerisch sich umlegt,
Umwallt in kunstvoll reichem Faltenwurf
Zu eng nicht noch zu weit den prächt'gen Leib.
Ihr Angesicht deckt eine Maske; doch
Ein Auge, groß und feurig, glänzt hindurch.
Den Boden jetzt betritt die Wunderbare;
Herwandeln hinter ihr vier Waffenträger:
Germane, Parther, Grieche, Mauretanier —

„Sei mir gegrüßt, o Nero Dionysos!“
So spricht sie nahend; „deines Sieges Kunde,
Den eben du erkämpft, durchfliegt die Stadt,
Und Alles, nah und ferne, jauchzt dem Sieger!
Der Lärm schallt zu den Wolken. Wie vermöcht' ich's
Zu sitzen kühl im stillen Tempelraum
Und nicht begeistert schnell mich aufzumachen,
Zu grüßen meinen liebsten, größten Sohn,
Der ruhmvoll so nicht bloß die Zügel Roms
Und aller Welt, nein des Olympus auch
In Händen hält! Sei mir gegrüßt, o Nero!“ —
„Sprich von der Welt, sprich vom Olympus nicht,
Erhab'ne Göttin da!“ erwiedert Nero,
Erglühend für die hohe Prachterscheinung.
„Was ist die weite Welt, was der Olymp
Mit allen seinen Göttern gegen dich,
O Roma, herrlichste der Göttinnen!
Mit dir theilt Nero-Dionysos gern
Den Himmel, den er eben sich erobert!“ —
Er spricht's und führt die Herrliche mit sich
Tief in den Bann des Zauberhains . . . o seht,
Wie hier in Lauben, Grotten, Purpurzelten,
Sogar in Gondeln auf den stillen Weihern,
In wild'rer Glut das Bacchanal entbrennt,
Und ringsum dichter stets die Wonne streut
Auf glüh'nde Häupter ihren Taumelmohn.
Wohl sind die Fackeln tief herabgebrannt,
Doch taghell wirft der Mond die Strahlenpfeile.
Die Luft ist weich, voll heimlich tück'scher Glut.
's ist eine von den brütend schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand
Nicht ausgelöscht, nein fortzuglimmen scheint
Wie eine Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wollustseufzer im Gebüsch.
In alle Höh'n und Tiefen der Natur

Thaut mandelbalsam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprühn wie von Bacchantenfackeln
Emporgetrag'ne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schoß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz, und um die Lichter
Schlaftrunken taumeln sie; vom Rosenbusch,
Wie trunken, fällt die Nachtigall — so schwül,
So süß berückend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Odem dieser Sommernacht! —
Auch Nero sucht mit seiner schönen Roma
Die Einsamkeit. Die goldenste der Lauben,
Das prächtigste der Purpurzelte beut
Ihm holde Rast und der Begleiterin
Zu traulichem Gespräch, zu unbelauschtem.
Es ist ein heimlich wunderbarer Ort:
Sein Inn'res ist entzückend ausgeschmückt
Mit bunter Blumenpracht des Orients,
Die *Nero* nur in seinen Gärten pflegt.
Mit tropischen Aromen ist der Raum
Durchwürzt, ein süß berauschendes Geriesel
Von Tropfen klingt, verborg'nem Bronn entquellend.
Und hier nun an dem zaubervollen Ort
Allein ist Nero mit dem schönen Weibe.
O wie im traulich engen Raum der Reiz
Der Holden doppelt ihn entflammt, wie die Magie
Des knisternden Gewandes ihn berückt!
Ablegt die Mauerkrone sie, ablegt
Sie ihres Busens goldnen Schuppenpanzer.
Den Becher beut ihr Nero, den gewürzten,
Auf weichem Pfühle ruhend neben ihr.
„Wer bist du, herrlich Weib," ruft Nero glühend,
„Zeig' mir dein Angesicht!" — „Mein kühner *Sohn*, —
Ich bin ja Göttin Roma, deine *Mutter*
Du hast dich wohl seit Langem schon gewöhnt,

Bei Weibern zu befehlen, statt zu flehn?
Und hast du schon sie ganz und gar vergessen,
Die du zuvor erkorst, die Glückliche,
Das feine, blonde Püppchen, die Poppäa,
Die Lockenkünstlerin, die Salben
Erfinderin, die dich so hold bestrickte?
Ist deine Lieb' nicht 'mal ein Eintagsfalter?
Mein Sohn, du bist verwöhnt von Liebesglück!" —
„Begehrte eines Nero Seele nichts
Als was der Alltagskinder Wunsch befriedigt,
Ich dürfte sagen, daß ich Glück genoß.
Die Weiblein, die schon in der Stille schwärmen
Für einen Strauchdieb oder Straßenräuber,
Was muß ein Nero erst, der große Mörder,
Der rasende Tyrann, wie sie ihn nennen,
Einflößen ihnen für verliebtes Grau'n?
Wie schwach die Weiber sind und wie gebrechlich,
Zu meinen Gunsten hab' ich's stets erfahren.
Doch dankt' ich's ihnen wahrlich nicht; vielmehr,
Ich fluchte dieser Schwäche stets; ich wollte
Die Weiber wären stark, es wäre dann
Mir eine größ're Lust, sie zu besiegen.
O, Tugend wär' ein liebliches Arom,
Und würde mein' Nase kitzeln — ja,
Ich wollt', die Weiber wären tugendhaft!" —
„Sie sind's — das Weib kann lieben grenzenlos ..."
„Ich weiß es; Keinem hat die Weiberwelt
Ihr tiefstes Herz in wilden Liebesschauern
Erschlossen so wie mir, und Keiner hat
Ihr abgerungen ihrer Seele Tiefstes
Wie ich, dem günst'ge Mächte das Geschenk
Der Wohlgestalt zum goldnen Scepter fügten.
Ich weiß, daß Weiber lieben können, weiß
Daß sie der Liebe Alles opfern können,
Weiß, daß sie sterben können für die Liebe.
Doch allzuoft sah ich ein liebend Weib

Von des Geliebten Brust, für den sie Alles
Geopfert, und für den sie sterben konnte,
Zuletzt doch noch in meine Arme taumeln!
Und eh' ich zugestehe, daß es gibt,
Was man die Tugend und die Treue nennt,
Ja, daß es eine Tugend, eine Treue
Von besserem Gepräge gibt, als die,
Mit der die kleinen Seelen sich begnügen,
Sag' mir — du bist ein Weib und mußt es wissen —
Sag', ob das Weib, daß vor dem ungestümen
Bedränger in die Brust den Dolch sich stößt,
Auch unempfindlich widerstanden wäre
Der zarten Liebeswerbung langer Monde,
Und allen feinen Künsten des Verführers? —
Und wenn sie widerstand und siegreich blieb,
Sag mir, ob es gewiß, daß sie gekämpft
Nur mit dem Feind, und nicht auch mit sich selbst?
Und was ist Treue werth, die schon gekämpft hat
Mit sich und mit dem Trieb der eignen Brust? —"
„So ist's! des Weibes Treu' genügt euch nie!
Ist kalt das Weib und ohne Kampf euch treu,
So fragt ihr: was ist werth die Treu' der Kalten?
Und kämpft das Weib mit sich und seinem Dämon,
So macht die Regung ihr zum Vorwurf ihr,
Mit der es treu gekämpft. — Und billig muß
Ich mich verwundern, daß ein Nero sich
Um Tugend so und Lieb' und Treue kümmert,
Er, der Genuß doch nur, nicht Dauer sucht?" —
„Wohl muß es Nero kümmern — Keinen mehr!
Sieh! seit ich lebe, ring' ich immerdar,
Begehre mit der ganzen Glut der Seele
Nach Allem, was dem menschlichen Begehren
Erreichbar ist und — nicht erreichbar ist.
Das Unerreichliche doch reizt am meisten!
Alles besitz' ich schon! Gold, Edelsteine,
Den Thron der Welt und Millionen Sclaven!

Selbst Ruhmeskronen, die dem Künstler blüh'n,
Hab' ich an mich zu reißen nicht verschmäht —
Das Alles hab' ich, weiß, daß ichs besitze;
Nur Eines weiß ich nicht, ob ichs besitze,
Und Keiner glaubt zu wissen, der kein Thor,
Ob er's besitzt, ob er's besitzen wird:
Ein Menschenherz und eine Menschenseele,
Die ganz und unbedingt und willenlos
Sich ihm auf ew'ge Zeit zu eigen gibt!
O! Liebe, Liebe — köstlichstes Arom!
Kein Körnchen streut so süßen Wohlgeruch
Im vollen Weihrauchfaß der Huldigungen,
Als dies — als eine Menschenseele, die
Sich opfert ganz, auf ewig, unbedingt! —
Doch ist denn wohl ein solches Opfer möglich?
Ich war geliebt und hundert Weiber sah ich
Zitternd vor meinem Blick vergeh'n in Liebe;
Doch während ihre Leiber ich umschlang,
Ausschlürfend ihren Reiz wie einen Becher
Falernerweines, grinste der Gedanke
Mich spöttisch an wie eine Satyrfratze:
Dies Weib, das bebend ganz dir hingegeb'ne,
Ohnmächtige in Liebes-Glut und Rausch,
Es hat sein eignes Herz noch, seine Seele!
Es kann dich morgen, wenn es will, verrathen!
Du hast es nicht, wie du das blanke Gold,
Wie du den Edelstein im Schranke hast!
    Ha, der Gedanke mag erträglich sein
Für blöde, stillzufried'ne Alltagsseelen,
Für einen Nero aber ist er's nicht!
Die Welt für eine Seele gäb' ich hin!
Doch Keiner, Keiner opfert seine Seele.
Und warum sollt' er's auch? Natürlich ist's!
Und er vermöcht' es nicht, auch wenn er's wollte!
Unmöglich ist's, ja: doch daß es unmöglich,
Das eben ist's, was mich mit Aerger füllt:

Und daß die Menschlein, und das Weib vor Allem,
Betheuern täglich, stündlich, sie vermöchten's —
Daß jedes Weib in jedem Augenblick
In Phrasen ausmünzt das Unmögliche
Und gar so schlecht sein eignes Selbst versteht,
Darob ergrimm' ich und den Prahlerinnen
Werf' ich das Spielzeug, das zerbrechliche,
Das ihre Tugend sie und Treue nennen,
Zum Hohn, mit einer Art von bittersüßer
Genugthuung zerbrochen vor die Füße!" —
„Und war dir heilig nicht das Band der Ehen?" —
„O wenn ich Ehen nur gefunden hätte!
Doch, was man Ehen nennt, was fand ich da?
Hier Zwietracht, Haß und off'ne Fehde, hier
Gleichgültigkeit und schnöde Langeweile,
Die gähnend und verdrossen sitzt am kalt
Geword'nen Liebesmahl — hier todtgehetzte
Mannheit, gekoppelt an ein frisches Kind —
O wie so manches Eh'geheimniß mußt' ich
Bei holden Weiblein nehmen in den Kauf
In Schäferstunden, denn mit zart verblümten
Mysterien des Ehebett's beginnen
Die Weiblein immer ihre Herzergießung.
Der Schäferstunde Schlag sind immer Klagen
Von Täuschungen, verfehltem Lebensglück,
Von Trostbedürftigkeit — mit solchen Glocken
Wird eingeläutet jeder Ehebruch!" —
„Vom Weibe denkt gemein und urtheilt streng
Ein Jeder, der es viel mißbraucht hat. Ja,
Ihr macht gemein das Weib, dann tretet ihr's
In Staub — was immer ihr vom Wankelmuth
Des Weibes sagen mögt und seiner Schwäche,
Das Weib ist's, das ein Herz sucht, nicht Genuß.
Das Weib ist keusch in seinem tiefsten Wesen,
Und was die Scham ist, weiß doch nur ein Weib." —
„Doch wird es frech, so ist es frecher noch

Als selbst der frechste Faun, und wird es lüstern,
Hat es das Recht der *Unersättlichkeit*.
Im Weib, im Weibe nur wird Hunger Tollwuth,
Befried'gung Agonie. — Genug! Nur Eins
Laß mich noch sagen: Echte Liebe *gibt* es:
Die *Mutterliebe*! — weißt du wohl, warum?
Im Mutterherzen ist *Instinct* die Liebe,
Und darum, siehe, glaub' ich auch an sie:
Denn an Instincte glaub' ich, und nichts hat
Im menschlichen Gemüthe je Bestand,
Was die Natur an diesen Demantbanden
Nicht lenkt zu ihrem Zweck — ja Mutterliebe.
An diese *glaub'* ich noch, das ist ein Wort,
Das Wiederhall in meiner Seele findet.
Die Mutterliebe, sieh, das ist der Pflichttheil
Von Liebesglück, den jeder Creatur
Auswirft die kargende Natur — der Rest
Ist Schein und Trug. Wahrhaftig, mich ergötzt es,
Daß es ein Wesen gibt, für das es ewig
Naturnothwendigkeit ist, mich zu lieben!
Aus der Geliebten Herzen kann ein Sclav',
Ein Sänftenträger, Fechter, mich verdrängen.
Ist er so schön, wie ich, so gibt vielleicht
Mein Purpur noch den Ausschlag mir zu Gunsten;
Doch ist er *schöner*, so verläßt sie mich
Auf seinen Liebeswink: ist er's *um Vieles*,
So reicht sie mir auch *Gift*, wenn er's verlangt.
Wie anders liebt ein *Mutterherz*!
Laßt einen königlichen Prinzen kommen
Fern aus dem Morgenland; den edelsten,
Den schönsten, reichsten, einen Götterliebling,
Was ist er gegen *mich* ihr, mich, den *Sohn*?
Sie kennt nur mich, sie sieht nur mich, sie liebt
Nur mich, den *Sohn*, und wird mich ewig lieben.
Er mag der Reichste sein — ich bin ihr *Kind*,
Er mag der Schönste sein — ich bin ihr Kind —

Und wägst du gegen eine Welt mich ab,
Sie legt ihr Mutterherz mit in die Wagschal'
Und macht sie sinken gegen eine Welt!" —
„Du sprichst so schwärmerisch von Mutterliebe,
Und hältst die eigne Mutter dir so fern?" —
„Auch Liebe wird uns manchmal unbequem,
Wenn wir sie herzlich auch zu schätzen wissen;
Sie wird im Uebermaß zur Tyrannei.
Auch Mutterliebe wächst zur Eifersucht.
Leb' Agrippina fern, mir ist's genug,
Zu wissen, daß mich eine Seele liebt ...
O könntest, Weib, du in mein Inn'res blicken,
Begreifen würdest du, wie sehr, wie sehr
Ich dieses Trost's bedarf! Noch bin ich jung,
Und fast schon lebensmüd. Kennst du den Fluch,
Der sich an ird'sche Allmacht knüpft? Gewohnt sein,
Sich Alles zu gewähren, und dann plötzlich
An eine Schranke stoßen — unerträglich!
In meinem Busen rast ein Hungerwolf,
Den ich betäube nur, doch nie befried'ge.
Gereizt ist jede Fiber meines Wesens,
Krankhaft gespannt in mir ist jeder Nerv ...
Nun aber, holde Göttin, hängen wir
Das Bleigewicht so ernster Zwiegespräche
Nicht an die Flügel dieser goldnen Stunden,
Die nahn, uns leicht beschwingt hinwegzutragen
Ins holde, süße, blüh'nde Reich der Lust.
Da, siehe, schäumt die goldne Flut im Becher,
Und deine süße Schöne, hohes Weib,
Schäumt mir entgegen wie die Flut im Becher! —
Sieh, noch hat keine Sterbliche gelebt,
Mit welcher Nero wie mit dir gesprochen.
Aus deinem Wesen strömt, wiewohl, noch spröde,
Nur halb du mirs enthüllst, ein Hauch von Größe,
Den ich noch nie gespürt bei schönen Weibern.
Ja du bist groß fürwahr! du heuchelst nicht,

Und das ist viel! Fänd' ich in dir das Weib,
Das Phantasie mir unter deiner Maske
Vorgaukelt, — bei Cupidos Pfeil! mich däucht,
Ich könnt' es lieben, wie Antonius
Geliebt die schöne Königin am Nil!" —
Den Arm schlingt kosend Nero um die Schöne,
Und sinken läßt sie endlich auf sein Fleh'n
Die schwere golddurchwirkte Purpurhülle
Der Göttin: sie ist Weib nun; es erscheint
Der spinnweb-zarte, schimmernd-gelbe Byssus
Der Tunika, die weich, doch eng geschmiegt
Umspannt der mächt'gen Glieder stolzen Bau.
Es leuchtet durch dies goldige Gewebe
Die Haut, die duftigzarte, noch hindurch.
O überfeines Rom, o Zeit, in der
Die Worte mehr verbergen als enthüllen,
Die Kleider mehr enthüllen als verbergen!
Berauscht von Schönheit, Wein und Glutaromen,
Gebietet Nero: „Laß die Maske fallen!"
Die stolze Spröde lächelt des Gebots.
Er bittet, fleht, er droht, sein Auge leuchtet:
Sie schüttelt noch das stolze Haupt. Da faßt
Tyrannengrimm ihn wild: „Ha, Widerstand?
Dem Nero Widerstand?" Sein Auge flammt,
Das Blut schießt in die Stirn, die Wangen ihm,
Und füllt sie ganz mit dunkelrother Glut;
Die Adern schwellen ihm — und stürmisch reißt er
Die Maske von des Weibes Angesicht —
Und vor sich sieht er das gewaltige,
Das feueraugige, das edelstolze,
Das königliche Antlitz Agrippinas,
Die fern er, fern auf ihrem Landsitz wähnte,
Wohin er sie gebannt. Das ist die Stirn,
Das sind die Flammenaugen Agrippinas,
Das sind die Augenbrau'n auf stolzgewölbtem,
Scharfkant'gem Augenrand, das ist der Schnitt

Des starken, heldenhaften Angesichts,
So mächtig und doch reizvoll übergossen
Von einer Schönheit Zauberglanz, an der
Vorüber spurlos geht der Jahre Wandel.
Sie ist's, das hohe Weib. —
Erstarrt und stumm,
Getheilt noch zwischen Zorn und Glutbegier,
Steht Nero, starrt ins Angesicht der Mutter,
Und sieht zum erstenmal, wie hehr sie prangt
Und daß sie Romas schönstes Weib noch ist.
Den Blick des Staunenden erwiedert schweigend
Die Stolze — nur ihr Auge triumphirt.
„Ich habe nie ein Weib gesehn," so ruft
Er endlich aus, „das mir das Herz bezwang:
Und nun — nun muß es dieses sein? — Natur,
So äffst du mich? — Nun wohl, so soll mir auch
Das Unnatürlichste das Liebste sein . . ."
Die Kraft der Heldin in den mächt'gen Gliedern
Entwindet sich dem wilden Ungestüm
Des Schrecklichen mit Lächeln Agrippina.
Sie eilt vom engen Zelt hinaus ins Freie:
Und mehr in seines Zorns als seiner Gier
Wahnwitz'gem Taumel fiebernd, folgt ihr Nero.
Gleichwie des Wildes Spur der Jäger folgt
Auf unwegsamem Pfad, im Waldgebirg,
So folgt der wüth'ge Nero Agrippinen.
Bald im Gebüsch verliert sein Auge sie,
Doch immer rennt er noch mit Ungestüm
Halb sinnlos durch den Gartenraum dahin.
Daß ihm ein Menschenkind zu trotzen wagt,
Zu necken ihn, das füllt mit Ungeduld
Das Herz ihm unerträglich, stachelt ihn
Nur immer wilder an. Er läuft dahin,
Nicht Jäger mehr, nein, selbst ein Wild, gehetzt
Von eigner Raserei. Da plötzlich stößt er
Auf Tigellin. „Sahst du nicht Agrippinen?"

„Wohl sah ich sie;“ gibt jener ihm zurück
Mit seltsam spött'schem Grinsen. „Ha, du sahst sie?
Wo war's? gib Antwort!“ — „Unart wär' es, Herr,
Und gegen die arkad'sche Schäferfreiheit,
Die solchen Fest's gebührend Vorrecht ...“ — „Sprich!“
„Die hohe Frau war nicht allein.“ — „Wie? nicht
Allein? Wer war mit ihr?“ — „Der Sterbliche,
Der mit der hohen Frau in eine Grotte
Zu schlüpfen das erles'ne Glück genoß,
War, irr' ich nicht, der schöne Tänzer Paris,
Dein Günstling, und ein gern geseh'ner Gast,
Auch oft Genoß bei lust'gen nächt'gen Streichen.
Schon lange flüsterte man sich in's Ohr,
Daß insgeheim der schmucke Junge viel
Bei Nero's schöner Mutter gelte; ei,
Wer möcht' es glauben? doch gewiß ist freilich,
Daß in die Grotte sie mit ihm geschlüpft.“ —
„Wo liegt die Grotte? führe mich dahin!“ —
Dem Schritt des Schwarzen folgt mit Ungeduld
Der wildentflammte Nero. Jener steht
Bei einer abgelegnen Grotte still,
Die zwischen duft'gen Büschen purpurn schimmert.
Auf leisen Sohlen schleicht ringsher der Mohr
Und späht. Zuletzt erspäht er eine Lichtung,
Die zwischen sich der niederhängende
Prunkvorhang läßt, nur eine schmale Ritze.
Vor diese auf den Wink des dunklen Schleichers
Tritt Nero, und sein Tiger-Lauerblick
Stiehlt sich ins Inn're des erhellten Raums.
Da sieht er auf den blumenreichen Polstern,
Von Purpurschein umflossen, kosend ruhn
Das Weib, das ihm entflohn, mit ihrem Buhlen,
Dem schönen Tänzer Paris. Ist das noch
Die strenge, hohe, stolze Agrippina,
Die er zuvor gesehn? — Wie blitzt ihr Aug'
In feuchtem Glanz so zärtlich nun, wie hängt

Ihr durst'ger Mund am Rosenmund des Jünglings!
Zum sechzehnjähr'gen Mädchen umgewandelt
Scheint das titan'sche Weib, ganz aufgelöst
In Schwärmerei und Liebestrunkenheit.
Und fast verschüchtert vor der wilden Glut
Des heldenhaften, des gewalt'gen Weibes,
Erwiedert, ängstlich wie ein Knabe fast,
Der schmucke Tänzer ihre Zärtlichkeit.

Sie treibt es toll, wie ein muthwillig Mägdlein.
Sie herzt und küßt den Liebsten, hätschelt ihn
Gleich einem Kinde, spielt mit seinen Locken,
Und windet spielend um die schlanken Glieder
Ihm blumiges Gerank, das von der Decke
Des Grottenraumes wuchernd niederhängt.
„Warum bist du befangen, holder Freund?"
Ruft sie, dem Blick des Sinnenden begegnend;
„Ruht Agrippina nicht, die dir so hold,
In süßer Liebe traulich hingegeben
An deiner Seite? Hast du etwa schon,
Bevor ich kam, ein andres Lieb erkoren
Für's nächt'ge Freudenfest? Kam Agrippina,
Die Unerwartete, auch unwillkommen?
Du dachtest wohl an die Entfernte nicht?" —
„O Agrippina," ruft der Jüngling, „wohl
Ist deine Liebe süß, berauschend, göttlich;
Dein Flammenkuß ist aller Wonne Gipfel:
Doch auch *gefährlich* ist sie, deine Liebe,
Und tödtlich ist dein heißer Flammenkuß.
So oft du heimlich mich an deine Seite
In süß verschwieg'ner Stunde zogst, da mischten
So seltsam immer in gehob'ner Brust
Sich *Wonne*schauer mir mit *Todes*schauern.
Wie soll er leben wohl, der Sterbliche,
Der eine Göttin an sein Herz gedrückt?
Der übermenschlich Glückliche, der dein
Genoß, du Hohe, Hehre, wohl ein Gott

Mag er sich dünken, doch auch zittern muß er,
Bald unsichtbar zu werden wie ein Gott,
Zu schwinden aus den Reih'n der Sterblichen! —
O Agrippina, wen du zu dir ziehst, —
Zu sterben gleich in deiner Glutumarmung
Wär' besser ihm, als daß er deine Glut,
Die furchtbare, doch flücht'ge, überlebt!
Als unbequemen Zeugen einer Stunde,
Wo sich in dir als Weib die Göttin fühlte,
Stößt ihn vielleicht dein Fuß hinweg, hinab
In ew'ge Kerker, und vielleicht sogar
Ins dunkle Todesreich —"
„Du armer Knabe,"
Fällt Agrippina lachend ihm ins Wort,
Und küßt ihm Mund und Aug' und Stirn und Wange:
„Ist dir so unbekannt, daß nicht zum Unglück
Allein — daß auch zum Glücke Muth gehört,
Daß nur der Kühne sich vom Baum des Lebens
Der Freude Hesperidenäpfel pflückt?
Und weißt du nicht, daß man in Kerker wohl,
Doch nimmer aus dem Himmel, den er schaute,
Den einmal Seligen verstoßen kann?
Was du erlebt, kann dir kein Gott mehr rauben.
Ist's nicht genug dir für die Ewigkeit,
Daß du geruht in Agrippinas Armen?
Der Liebende muß Qual und Tod verachten,
Die ihn bedrohn — doch dich bedrohn sie nicht,
Mein Liebster! — deine Angst ist doppelt sinnlos!
Nie wird dich Agrippina von sich stoßen;
Sie ist dir allzuhold, mein schlanker Liebling!
Drum bleibe ruhig, trauter Freund, erquicke
An meinen Lippen dich, und fürchte nichts!" —
„Und wäre deine Liebe Himmelsmanna,
(Fährt Paris fort) mir armem Sterblichen
Gegönnt für immer, wärest du mir hold
Unwandelbar, steht ewig schreckbar nicht

Vor meiner Seele der Gedank' an Nero?
Wenn eine Ahnung seinen Sinn beschleicht,
Daß ich nach allzu hoher Liebesfrucht
Emporgestrebt, nein, daß ich nur gewagt,
Die hold zu mir herab sich neigende
Zu pflücken — meine Stunden sind gezählt . . ."
„Du ängstigst dich um Hirngespinnste, Lieber!
Sprich mir von Nero nicht, dem aberwitz'gen,
Denn der ist mein gehorsam Söhnlein wieder,
Wie er es war, und mehr noch als er's war!" —
„Du hast so rasch ihn wieder dir gewonnen?"
„Der Pfeil, ihm wohlberechnet zugesandt,
Er traf — und flog fast über's Ziel hinaus.
Er ist mein Sclav' — von Nero fürchte nichts!" —
„Doch wenn er deinem Bann sich wiederum
Entzöge je mit plötzlichem Entschluß?" —
„Wenn er es wagte je? . . (an ihren Mund
Den Finger legend, rückt bei diesem Wort
Dem Ohr des Jünglings näher Agrippina)
Wenn er es wagt, dann gibt's ein letztes Mittel:
Ich war's, die auf den Thron den Nero hob,
Noch aber lebt Britannicus — und wenn
Sich undankbar der Tollkopf zeigt, so kann
Den Schwachkopf ich an seine Stelle schieben.
Anhänger, zahllos, harren in der Stille
Nur meines Winks und wenn ich winke, stürzt
Der Wüthrich Nero, und Britannicus
Besteigt den Thron — und Agrippina herrscht!
Doch das sind schreckliche Geheimnisse,
Zu schwer fast für dein zartes Ohr, mein Liebling!
Ich hätte dich damit verschonen sollen.
Bewahre sie nur treu und sieh dich vor,
Daß nicht ein Tröpflein überfließt von dem,
Was ich in's Ohr dir träufelte — sonst könnte
Die Angst, die dir vergällt dein junges Leben,
Sie könnte, süßer Freund, zuletzt sich freilich

Erweisen als **begründet** — ja, beim Himmel,
Es wär' um dich geschehn, mein holder Liebling! —
Nun aber laß die düsteren Gedanken!
Sieh, leise geht der Stunden Wandel hin,
Und, während, bebend vor dem Glück, du zögerst,
Entschwebt's vielleicht auf Nimmerwiederkehr.
An meiner Brust, in meinen Armen sei
So glücklich, wie der Troer Paris war
Im Arme seiner griech'schen Helena!" —
Im Antlitz Todesbläße, fiebernd, tritt
Zurück vom Zelte Nero. Seine Stimme
Erzittert, wie er spricht zu Tigellin:
„Ha, Mohr, nun strenge deinen Scharfsinn an,
Und sinne mir drei Todesarten aus,
Wie sie noch nie vor mir ein Cäsar übte.
Gleich Schlangen deines heißen Heimatlands
Ausbrüte mir die giftigsten der Gräu'l,
Für den Britannicus, und für den Paris,
Und für sie selbst — für Agrippina! — Ha!
In diesem Augenblicke sehnt mein Herz
Sich nach von Gift verzerrten Zügen, nach
Zermalmten Schädeln: wahrlich mich gelüstet's
Nach Menschenblut, wär's auch unschuldiges, —
Mich lüstet's selber nach dem deinigen,
Mein wackrer Tigellin! und stünden wir
In diesem Augenblick an einem Abgrund,
Ich stieße dich hinab! —
Mein Herz ist heiß — es könnt' ein Dolch drin schmelzen,
Wenn ich ihn jetzt in's Herz mir stieße! — Ei,
Sieh da die stolze Agrippina, sieh
Die hohe „Roma", die Cäsarenmutter,
Da drinnen sich auf Purpurpolstern wälzend
Mit einem feigen Sclaven, einem Springer,
Mit einem unglücksel'gen Mittelding
Von Tänzerin und Mann! — Ha, die Hyäne!
Nur Spielfiguren sind ihr ihre Kinder,

Die auf dem Brett sie vorschiebt, wenn sie Trümpfe
Berechnend ausspielt, einen um den andern!
War ich's nicht selbst, der sprach von Mutterliebe?
Und dieser Wahn hat mich so lang geäfft,
Mich, den „Tyrannen," mich den „Bluthund" Nero?
Ich hatt' in mir noch so viel Schwärmerei,
So vieles tölpelhafte Weichgefühl,
Daß mich in allen meinen Glutgenüssen
Die Sehnsucht nach Geliebtsein überkam,
Daß ich mich selbst an Mutterlieb' erquickte?
O, welch' armsel'ger Schuft war ich in Wahrheit,
Und meinte doch ich sei der Herr der Erde!
Ich, Nero, bin's, der wimmernd wie ein Bettler,
Ausrufen es in alle Welt, ausrufen es
Mit tausend Zungen möcht', das schauerliche
Geheimniß, daß es keine Liebe gibt! — —
Die Löwin liebt ihr Junges, Tigellin,
Nicht wahr, in deiner sonnegslüh'nden Heimat?
In Rom nur gibt es keine Mütter mehr!
Bis in das Mutterherz hineingefressen
Hat sich der Wolfszahn jener Herrschbegier,
Die immerdar durchfraß das tiefste Leben
Des Römerthums. O Rom, was will das blut'ge
Cäsarenhenkerspiel, mit dem ich mich
Ergötze, sagen? Hält es doch noch lang
Nicht Schritt mit deiner Niederträchtigkeit!
Du wardst zu menschlich noch, zu würdevoll
Regiert. Noch heut ernenne ich den Esel
Silens zum Consul. Und zur Kaiserin
An meiner Seit' erheb' ich eine Sclavin —
Nein, keine Sclavin, — nichts vom Weibe mehr
Das Weib ist schal und ekel mir geworden!
Ein Sclave soll es sein — mein Lieblingssclave,
Der holde Sporus — ja, den will ich frei'n,
Heut Abend feir' ich das Vermälungsfest! — —

Nun, hast du nachgedacht, mein wackrer Mela?" —
„Ich wende mich an meine edle Muhme
Locusta, daß ein Tränkchen sie uns braue,
Das kräftig und doch nicht Verdacht erweckend" —
„Gift? für Britannicus noch gut genug!
Doch an dem Bürschchen, dem geschniegelten
Da drinnen, mein' ich, da geziemt sichs wohl,
Zu nehmen eine nennenswerth're Rache." —
„Der arme Junge ist ja schon vor Angst
Zur Hälft' entseelt in Agrippinas Armen,
Und mit dem Tod bestraft man ihn nur halb.
Ist's seine Schuld, daß überreife Frau'n
So lüstern sind nach jungem frischen Blut?
Man läßt ihm Nachts von zwei vermummten Strolchen
Auflauern, die gebunden und geknebelt
An einen abgeleg'nen Ort ihn bringen,
Und als Eunuch ihn wieder laufen lassen." —
„Und Agrippina? Sie am leisesten,
Am unverdächtigsten hinwegzuschaffen
Aus dieser Welt, sei deines Sinnens Ziel . . .
Und sterben soll sie schrecklich, grauenvoll . . .
Ha — sterben — sie — kaum denk' ichs aus: sie sterben,
Die letzte Römerin? und doch — sie solls;
Doch nicht *gemein* soll Nero's Mutter sterben!
Sinn' eine Todesart mir aus, die sie
Zum Hades führt mit *Pomp*, als *Heroine*!
Erhaben soll sie untergehn!" —
„Und doch
Im Stillen, unverdächtig, unbemerkt?
Das ist nicht leicht. Doch — so wohl mags geschehn:
Du ladest sie, als hätt'st du nichts vernommen
Vom Zwiegespräch der Beiden hier im Zelt,
Zu dir für Morgen Abend freundlich ein
In deinen ländlichen Palast am Meer,
Wo du die Deinen zum Bankett vereinst.
Du sendest ihr ein schmuckes Fahrzeug her,

Das von der Stadt den Tiberstrom hinab
Und dann im Meer den grünen Strand entlang
Bis zu dem ländlichen Palast sie bringt.
Das Fahrzeug ist von mir gelenkt: ich sorge
Dafür, mit einer kleinen Vorbereitung
Am Balkenwerk des Schiffs — ein Tausendkünstler
Bin ich, du weißt's — daß Agrippina nicht
Den Strand erreicht: ich sorge für den Pomp,
Für Alles ... dafür auch, daß kein Verdacht
Dich treffen kann!" —
„So recht: von allen meinen
Prachtgondeln nimm die prächtigste, und schmücke
Verschwenderisch sie aus." —
„Das ist wohl Schade,
Denn auch das Fahrzeug dürfte nimmermehr
Zum Strande wohlbehalten wiederkehren,
Das Loos der Schönen theilend, die es trägt!" —
„So schmücke doppelt es! Hast du vernommen?" —
„Wie du befiehlst!" —
„Nun harre Agrippinens,
Und eh' sie heimkehrt, träufle der Verruchten
In's Ohr als trügerische Bitte, die
Zum neuen Fest sie lockt, ihr Todesurtheil!" —
So unterweis't den will'gen Henker Nero
Und schreitet durch des Gartens Räume weiter,
Indeß der Frühwind durch die Blätter säuselt.
Das Bacchanal, das wüste, tolle, sieh!
Hat ausgetobt sich in den wild'sten Scenen,
Die jemals Rom, die je die Welt gesehn.
Nun ist's wie eine Wahlstatt nach der Schlacht.
Es tritt der Fuß auf Stücke welker Kränze
Und Fackeltrümmer, bunt gehäuften Wust.
Der Morgen bricht in rothem Schimmer an,
Und wirft ein fahles Licht auf die Gesichter
Entschlummerter, die wie Entseelte liegen.
Die wüsten Zecher, Sclaven, Senatoren,

Und Courtisanen, schlafend ruh'n sie, hin
Gestreut, wie blinde Taumellust zuletzt
Sie wahllos durcheinander wirbelte.
Das Morgenroth beglänzt erstarrte Gruppen,
Drauf schäm'ge Nacht den dunklen Mantel warf,
Und leuchtet in die Büsche frech hinein.
Da ruht der Sclave, ruht der Gladiator
In edler Frauen Näh'. — Und sieh, da hebt
Sein schweres Haupt ein Scipionenenkel,
Und hier ein Fabier — dort ein Porcier —
Der Ahnherr fuhr im Triumphatorwagen
Mit weißen Rossen — und hier hebt der Enkel
Das schwere, trunkne Haupt, das immer wieder
Hinabsinkt auf die Brust. — Hier eine Gruppe,
Betäubt vom Sinnenrausch, in Schlaf erstarrt,
Gleichwie in Stein gehau'n als Ausgeburt
Von zügelloser Phantasie. Es liegen
Entblößt die Leiber, mit gelöstem Haar.
Mit düstrem Lächeln schreitet Nero hin —
Die Zaubertränk' in seinen Bechern wirkten! —
Hier schnarcht Silen, und hier, ist's möglich? Himmel!
Der weise Seneca, im Traume lallend
Mit schwerer Zunge. Doch wess' ist der zarte,
Der jugendliche Mädchenleib, woran
Der Fuß des Wandrers stößt? Es ist *Actäa*, —
Nicht schlummernd, nein, *entseelt* ... die wilde Jagd,
Die Tollwuth eines trunknen Bacchenschwarms,
Ging über diese zarten Reize hin
Mit mörderischer Frechheit ... Weiter wandelt
Der bleiche Cäsar: wie ein Todesengel
Hinschreitet er in düst'rer Morgenglut.

Zuletzt auf marmorblinkender Terrasse
Steht Nero still. Was sieht er einsam hier
Im Winkel kauern? 's ist ein Greis. Mit Schauder
Erkennt er den *gespenst'gen Gast*. In sich
Geschmiegt hier ruht er, scheint zu frösteln. Nero

Beginnt: „Nun, Alter, bist du etwa hier
Der einzig Nüchterne? was schmiegst du dich
So einsam kauernd an die Marmorstufen?" —
„Mich friert," so wimmert der Uralte klagend:
„Mich friert im morgendlichen Hauch der Luft.
Ich wollte, dort der schöne, rothe Schein,
Der auf den Zinnen liegt des goldnen Roms,
Wär' nicht ein kaltes Flammengaukelspiel,
Nein, wär' ein echter, heißer Feuerbrand,
Daß ich einmal die armen, alten Glieder
Recht gründlich dran mir wärmen könnte! Ja,
Kein Feuer kann zu groß sein, mir den Frost
Zu bannen aus den alten, alten Gliedern."
Dem Blick des Greises folgt der Blick des Nero
Hin nach der Stadt, die endlos weit sich dehnt.
Die Zinnen Roms — sie liegen wie im Feuer.
Lang schaut er in die Glut, dann ruft er laut,
Wild lachend: „Alter, wärmen möchtest du
Die Glieder dir? ich auch! auch mir durchschleicht
Ein Frost den Leib, daß mir die Zähne klappern! —
Es wär' ein wundervoller Anblick, traun! —
Ha der Gedank' ist köstlich — groß — erhaben!
Wie wär's, wenn so dies ganze weite Rom
Mit seinen Schätzen, seinem Golde, seinen
Murrhinischen Gefäßen, feilen Weibern,
Und purpurübertünchten Sclaven all'
Zusammenschmölz' in einen großen Klumpen —
Vielleicht, daß aus dem alten Teige dann
Noch eine neue Welt zu kneten wäre!
Ha! der Gedank' ist göttlich — und wofür
Wär' ich denn Nero? Ja, ich fühle mich
Als Nero Dionysos plötzlich wieder —
Und sieh, da sind sie ja, ob ruhend auch,
In dichten Haufen, meine Vielgetreuen!
Wach' auf, wach' auf, du wack're Bacchenschaar!"

Er ruft's und reißt die Schlummernden empor:
Sie taumeln auf, und schaaren sich um Nero.
„Wohlauf, ihr meine wackren Corybanten!
Seid ihr auch wach genug, seid ihr auch nüchtern,
Zu hören und zu fassen ganz das Wort,
Das euch ins Ohr ruft Nero Dionysos?“
Ein schallend Evoë antwortet ihm.
„*Wohlauf! nehmt eure ausgelöschten Fackeln*
Und fachet ihre Gluten wieder an!
Zieht hin, zieht hin, zerstreut euch durch die Stadt,
Durchschwärmt, durchrast sie, und reißt, was lebt,
In euren Taumel mit: ich streue Gold
Mit vollen Händen unter Romas Pöbel,
Der taumelnd, frech bezecht zu Nero's Ehren,
Nicht säumen wird, in euren Zug gemischt,
Mithinzurasen durch die Stadt — und wenn
Dann Alles rast — und wenn der Abend einbricht,
Ja, wenn der Abend einbricht, hört ihrs wohl? . .
Wodurch kann dieses Riesenbacchanal
Erhab'ner, würdiger geschlossen werden
Als durch ein großes *Flammenopferfest*?
Soll nicht die ganze Stadt mit uns auflodern
In heller Glut bacchantischen Entzückens?
Werft eurer Fackeln Brand in ihre Dächer!
Erglühen sollen auch die Marmorsteine
Des lieben alten Roms in Festesluft!
Die Schluchten der Albanerberge sollen
Aufleuchten und das ganze schimmernde
Tyrrhenermeer soll festlich roth erglühn
Im Widerschein neron'scher Jubelbrände!“
Die wilden Bacchen rufen: „Evoë!
Es lebe Nero! — seine Glorie,
Auf uns'rer Fackeln Spitze tragen wir
Sie hin durchs ganze Rom, in alle Welt,
Und lassen sie in goldnen Flammen lodern!“

Hinstürmt der Zug der bacchischen Zerstörer,
Und in den wilden Schwarm mischt eilig sich,
Vom Winkel sich aufraffend, wo er kauert,
Mit einem Antlitz, drin es wetterleuchtet,
Wie Blitzschein spielt um graue Tempeltrümmer —
Der Alte mit den abgrundtiefen Augen.

Dritter Gesang.

Agrippina.

So hat das liebliche Tyrrhenermeer
Noch nie geblaut, wie heut, so wundervoll
Hat nie der goldne Strand von Latium
Geglänzt im Stral des schönsten Sommerabends.
Am Ufer angelnd sitzt ein Fischerknabe,
Und blickt verwundert in die See hinaus:
Was lodert hell beglänzt vom Abendstral
Im tiefen Meerblau dort, ein goldner Punct?
's ist wie ein Feuerfunke, der, ins Wasser
Geschleudert, sinkt, um zischend zu verlöschen: —
Doch es verlöscht nicht, nein, es kämpft sich durch:
Ein Funke nicht, ein **Falter** scheint es nun,
Ein wunderbarer, welchen allzuweit
Ein Zephyr trug vom grünen Strand hinweg,
Und der nun draußen in krystallner Wüste,
Verirrt und rathlos flatternd über'm Plan
Des Wellenspiegels, müde fiel ins Meer,
Und sterbend schlägt die goldigbunten Flügel.
Doch nein, es ist kein Falter auch, der ängstlich
Mit Flügeln schlägt — es zieht so fest, so sicher,
So stolz dahin, so willig trägt's die Flut:
Ein Meereswunder ist's wohl, ein Delphin,
Der in der Sonne glänzt mit Silberflossen.
Doch näher, näher kommt's, zieht stolz vorüber
Am Uferfels, und an dem Fischerknaben;
Der Knabe blickt erstaunt, den prächt'gen Fisch
Vergessend, der an seiner Angel zappelt.
Wohl ist's ein Meereswunder, ein Delphin:

Doch ein lebend'ger nicht — er ist gewoben
Aus Edelsteinen ganz, aus Gold und Purpur
Und Blumen — seine Augen sind Smaragde
Und seine Silberflossen echtes Silber.
Den Rücken aber deckt ein Wunderzelt,
Ein Baldachin, ein gold'ner Zauberbau,
Von welchem Kränze, reizend aufgelöst,
Und Purpurtücher auch mit goldnen Fransen
Hinunter hängen in die See.
Ha, sieh,
Wie gleitet es dahin, dies schimmernde
Meerwunder! sieh, wie prunkend hehr und doch
Wie zart und weich, wie zierlich und wie leicht!
Und wie bebend! Wie über einen Spiegel
Die Fliege gleitet, rasch die Füße regend,
So regt die gold'ne Riesenfliege hier,
Vielmehr der gold'ne Tausendfuß, das Prachtschiff,
Sein Ruderwerk, sein perlentriefendes,
Aus Ebenholz gefügt mit Silbergriffen,
In leichtem Tact gelenkt von einem Schwarm
Phantastisch goldbetreßter Gondoliere.
Hoch ob dem Ruderwerk, sieh, um den Bord
Des Schiffes läuft in staunenswerther Pracht,
Gekrönt von Elfenbein- und Marmorbildern,
Ein Fries in schimmernd heller Farbenzier,
So frisch, so glänzend, daß der Vogel pickt
Am Arabeskenschmuck gemalter Trauben.
Des Schiffes Prora wie sein schmucker Stern
Trägt goldener Embleme Zier, und, hoch
Emporgethürmt, manch reiches Kunstgebild'.
Ein Meergott sitzt am gold'nen Steu'r, Sirenen
Und muschelblasende Tritonen sind
Gemeißelt rings und schlanke Nereiden.
Ein goldner Baldachin ist ausgespannt
Am hochgebildeten Bug des Schiffs, als Warte
Der holden Meerschau. Ragend in der Mitte

Des Fahrzeugs steht ein säulenprangend' Rund,
Verhängt mit goldgestickten Purpurtüchern,
Zur Kuppel dienend einem Prunkgemach,
Das in des Schiffes Bauch verborgen ruht.
Der weithin schimmernden Rotunde Gipfel
Trägt eine reizvoll glänzend goldne Gruppe
Der Grazien; von ihrem hohen Sockel
Auslaufen hundert üpp'ge Rosenketten,
Süßduft'ge Blumentaue, gleichvertheilt,
Und senken strahlenförmig sich hinunter
Zu Marmorbübchen, holden Amorinen,
Die, leichthin auf des Schiffes Brüstung gaukelnd,
Mit zarten Händchen jene Prachtguirlanden
Fortleiten ringsher um den Rand, und hoch
Sie drüber schwebend halten. Jeder Hauch
Des West's bestreut die Flut mit Rosenblättern,
Und gierig trinkt das Meer die Purpurflocken,
Wie Funken, die vom duft'gen Rosenbrand
In seine kühle Tiefe niedersinken.
Das blühende Geschling', es überwuchert
Das ganze Schiff, kriecht um die silbernen
Antennen, drauf die Purpursegel flattern,
Und hängt vom seidnen Tauwerk reizend nieder.
Das zaubergleiche Schiff liegt in der Flut,
Gleich einem Edelstein, gefaßt in Silber.
Die Fischerbarken, in der Ferne rudernd,
Sie halten ein, das Wunder anzustaunen.
Verwundert kommen Vögel hergeflogen,
Und setzen sich darauf und schmettern fröhlich.
Die Lüfte sind berauscht, die Flut erglüht.
Bis auf den Meeresgrund hinunter dringt
Die Wundermähr'; es fällt ein Zauberstral
Vom Glanz, der auf der Oberfläche schwimmt,
Hinunter in die Tiefe: Goldreflexe,
Verlorne, spielen in den purpurnen
Abgründen, wo die Thetis thront, und wo

Die Meergeschöpfe ruhn in blauer Halle:
Sie wachen auf und schau'n empor und wähnen,
Es schiffe Galatheas Festzug oben
Und drängen zum besonnten Meeresplan
Sich jubelnd froh hinauf, um sie zu grüßen.
O still, o stille noch, ihr Meereskinder!
Umdrängt zu lärmend nicht den prächt'gen Kiel!
Stört nicht ein reizvoll schlummerndes Geheimniß,
Das der Rotunde stiller Grund verbirgt!
Da unten im verschloss'nen Prunkgemach,
Im Bauch des Schiffs, im Purpurdämmerschein,
Der magisch einfällt von der Kuppel, ruht
Das wunderbarste Weib auf Schwanenkissen.
O, wer den zaubervollen Raum betritt,
Den dämmernden, den wollustathmenden,
Rings ausgeschlagen weich mit indischem
Geweb' und von berauschenden Aromen
Arabiens durchwürzt — o, der vergißt,
Was draußen in der goldnen Sonne glänzt,
Den Himmel und das Meer, und Alles gäb' er
Für diesen traulich engen, duft'gen Raum,
Und seinen wollustvollen Dämmerschein.
Weich hingegossen ruht die üpp'ge Fülle
Des hohen Frauenbilds: junonisch ist,
Fast übermenschlich ihrer Glieder Bau,
Nun reizend aufgelöst: sie hat die Nacht
Durchwacht zu Rom, bei Nero's Bacchanal.
Nun aber regt sie leise sich und öffnet
Das Augenliderpaar und schüttelt leicht,
Als ein gewaltig Weib, den Traumgott ab,
Wie einen zartbeschwingten Amorin,
Der es gewagt, im Schlaf sie roth zu küssen
Erschreckt entflattert er. Sie richtet sich
Mit halbem Leib empor und ruft die Sclavin,
Und heißt das Bad sie rüsten. Dann vom Lager
Herab setzt sie den Fuß auf Teppiche

Von Babylon, so weich wie Rosenblätter,
Dann streift sie ab der leichten Schlafgewande
Weißschimmerndes Geweb'. Es zittert lüstern
Die weiche Flut schon in der Onyxwanne
Entgegen dieser glanzreich üpp'gen Fülle,
Die sich ihr anvertraut. Was ist denn wohl
In ihrer goldnen Muschel Aphrodite,
Wenn in der Onyxwanne, goldberändert,
Sich lagert diese stolze Titanide?
Wie leuchten ihre Glieder durch die Flut!
Das einz'ge Kleid, das solchen Leibes werth
Ist ein krystall'nes, weil es nichts verbirgt.
Die Welle, ach, wie sollte diese Glieder
Sie kühlen? sie erwarmt in Liebe selbst.
O wie das Element sich, das verliebte,
Dicht an die Hehre schmiegt in süßer Glut!
Und als sie endlich aus dem Bade steigt,
Wie schwer und langsam reißen sich die Tropfen
Von ihren Reizen los! Die Sclavin trocknet
Der Herrin Leib und läßt dann einen feinen
Sprühregen aller duftigsten Essenzen
Und Oele niederthau'n, wie Perlenstaub
Aetherisch, auf die weiße Gliederpracht.
Und sanft dann reibt sie mit der Innenfläche
Der Hand die milde, duft'ge Feuchte tief
Ihr in die durst'gen Poren. O wie zittert,
So glattgespannt und doch so weichgeschwellt,
Die Haut, die blüh'nde, unterm Rosenfinger
Der emf'gen Dienerin! So glatt und schimmernd
Ist dieser schwellend weiße Frauenleib,
Wie Marmor vom Pente'icus, und doch
So weich und rosig, wie die Wolke war,
Die einst Ixion für die Hera nahm.
Nun wirft ein leicht Gewand sie lässig über
Und lagert sich auf einem Purpurstuhl.
Der aufgelösten Haare Katarakt

Fällt über ihrer Schultern blanken Marmor.
Die Zofe setzt mit kund'ger Hand des Kamms
Gezahntes Elfenbein als Wehr darein
Und zähmt den Schwall des fallenden Gelocks.
Dann schmeidigt sie's mit Salben und durchduftet
Mit Narden ihr dämonisch glänzend Schwarz.
Doch kleinlich eitel künstelndes Geflecht
Verbeut der Herrin Wink. Prachtvoll umwallt
Das freie Haargelock, wie eine Mähne,
Des stolzen Weibes königliches Haupt.
Nun aber, gleich als diente zur Palette
Der Regenbogen, und ein Sonnenstral
Zum Pinsel ihr, verklärt als Meisterin
Der feinsten Tinten eine Zuderssclavin
Den Zauberreiz des hehren Angesichts.
Sie haucht ein Weiß darauf, so blumenhaft
Wie Lotosblütenstaub, und so ätherisch
Wie Mondlicht, eine reizend süße Blässe;
Und dieses keusche Weiß durchglutet sie
Mit junger Lebensfrische süßem Roth,
So rosig zart, daß es kein Roth zu nennen,
Nur einer zarten Röthe Widerschein.
Und, daß der lieblich abgestufte Schimmer
Nicht überglühe ganz das weiche Blau
Der feinen Aederchen, verfolgt, betupft
Sie mit des Pinsels dünnstem Haar sodann
Im Lilien- und Rosengrund der Wangen
Der Lebenspulse feingeschwellte Spur.
Nicht Farbenglanz noch stolzern Schwungs bedürfen
Am scharfen Augenrand die mächt'gen Brau'n;
Doch zieht die Sclavin ihre Linien feiner,
Und spitzt den stolzen Bogen zarter zu.
Wo ist der Bogen eines Liebesgotts,
Der solche sichre Pfeile wirft wie dieser?
Doch Eros' Bogen ist's nur, wenn sie lächelt,
Sobald sie zürnt, so ist's Apollo's Bogen.

Die Sclavin selbst auch fühlt geheime Scheu,
Und ihre Hand, sie zittert manchmal leise,
Wenn unter diesen Brau'n ein Augenwink,
Ein Blick ihr strenger droht.
Inzwischen hat
Der Herrin süßer Odem sich berauscht
An zarter Küglein kostbar'm Würzeduft,
Und ihrer Zähne reines Elfenbein
An Juderharz sich spiegelblank gekaut.
Aus duft'gen Schränken zieht die Sclavin jetzt
Hell schimmerndes Geweb' und Prunkgewänder.
Noch einmal sinkt die Hülle von den Schultern,
Den blendenden, der wunderbaren Frau,
Wie Nebelrauch von blühnden Bergeshängen.
Doch dafür senkt nun zart wie Silberwölkchen
Sich über sie ein flimmernd Hemd, so dünn
Wie das Geweb' Arachnens, daß die Haut
Hindurchzuquellen scheint wie Milch. Darüber
Wird nun der feine, bernsteingelbe Byssus
Der Tunica geworfen, der die Pracht
Der Glieder weich, doch eng geschmiegt umspannt.
O bleibe so, du wundervolles Weib;
Wirf keine neuen Hüllen über dich,
Du kannst nicht schöner, herrlicher erscheinen!
Doch immer neue Prachtgewebe quellen
Empor aus den geöffneten Behältern
Wie farbig bunte Nebel. Lange wird
Geprüft, versucht; zuletzt noch einmal rauscht
Es überm Haupt der Schönen und es senkt
Sich nieder eine seidne Stola, schneeweiß,
Mit goldgestickten Purpurrändern; Blumen
Sind golden eingewirkt und goldig glitzerts
Durchs ganze bauschig wogende Gewand,
Wie Himmelssterne durch den Nebelduft.
's ist wie die Silberwolke, sterngestickt,
Die eine Göttin himmelan entführt.

Zusammenfaßt es in der Mitte jetzt
Ein Gürtel, reich geschmückt mit Edelsteinen,
Und über ihm schwillt wie gestaut von vorn
Des lieblichen Gewandes seid'ne Welle
Und fließt in edlen Falten reizend über,
Indeß der goldbefrans'te Purpursaum
Von hinten schleppend nachwogt.
Jetzo steigt
Aus Silberkästchen blinkendes Geschmeid',
Korallen, Bernstein, Perlen und Juwelen.
Wie Schmetterlinge sich auf Blumen setzen,
So sucht der Edelstein, so sucht die Perle
Die schönsten Stellen sich auf Hals und Busen
Der hehren Frau und wiegt sich schillernd drauf.
Die blitzenden Demanten und Rubinen,
Hier glänzen einzeln sie, dort lagern sie
In Reihen sich, als ob sich niederließe
Ein Wanderschwarm der Lüfte, gleißend bunt,
Auf eine blüh'nde Lenzflur. Blanke Perlen
Umkreisen wie der Wettbahn Läufer dreimal
Des Schwanenhalses Ziel. Noch And're kriechen
Durchs liebliche Gelock des Haupts und gleiten
Anmuthig auf die weißen Schultern nieder
Wie triefende geschmolzne Silbertropfen.
Und siehe da, auch glatte Schlänglein kommen
Mit Demantschuppen und Rubinenaugen,
Armbänder, Ringe, Kettchen, goldne Spangen,
Umschmiegend upp'ger Arme stolze Fülle
Und weicher Lilienfinger zartes Rund.
Was weiter noch? Wenn mit dem Edelstein,
Dem Köstlichsten, was die Natur erschuf,
Sich etwas messen darf, so ist's — die Blume.
Und wie der Edelstein, darf auch die Blume
Nicht fehlen, wo prunkreiche Schönheit ganz
Entfalten will ihr stralend Pfauenrad.
Wohl brüstet der Juwel sich vor der Blume

Mit seiner Dauer stets, doch heute lächelt
Die Rose seiner Prahlerei'n und lispelt
Ihm zu, das Haupt der Herrlichen umschlingend:
Auf *diesem* Haupt kann keine Blume welken,
Von *dieser* Stirne fällt kein Rosenblatt! —
    So nun, das Antlitz hell, das Auge leuchtend,
Den duftgen Leib umwallt von seidner Stola,
Von Perlen und Juwelen reich umflirrt,
Des Kranzes Zier im dunklen Haargelock,
Ein Phänomen, ein leuchtend Wunderwesen,
Dasteht das hohe Weib, steht *Agrippina*,
Und staunt sich selber an und lächelt sich
Entgegen aus dem Glanz des Silberspiegels,
Deß' blankes Rund ein goldner Eros hält.
Ihr schmeichelt selbst die Luft, die sie umfächelt,
Und preist den Odem selig, den sie trinkt.
Die Rosen in dem Kranz, der um ihr Haupt
Sich schlingt, sie flüstern schmeichelnde Verkündung
Von ewig blüh'ndem Reiz und süßer Liebe
Und ewig heitrem Lebensglück ihr zu.
Die Edelsteine mit den wunderfeinen
Glasglockenklängen, horch, sie lispeln schmeichelnd
Verheißungen von Glanz und Macht und Ruhm —
Und nur die weißen, ernsten Perlen sausen
Bedenklich fast, ans Ohr der Lächelnden
Geschmiegt — fast klingts wie ernste Mahnung ihr,
Wie warnend leise, leise Geisterstimmen:
Sie flüstern, scheint es, von der Meeresflut,
Sie flüstern wunderliche Meeresbotschaft,
Sie flüstern, wie das Meer so tief, so tief,
Der Meeresgrund so einsam ist, so schaurig ....
    Doch welche Mahnung gäb' es für ein Weib,
Das siegesgewiß auf seine Reize blickt?
Nicht Unheilsahnung ist's, es ist die Hoffnung,
Es ist der Schönheit trunknes Selbstgefühl,
Es ist die Lust, was ihr die Seele schwellt,

Daß eng der Busen wird und das Gemach.
Empor nun schreitet sie die sanften Stufen,
Und tritt aufs sonnige Verdeck hinaus.
O wie um sie das weite, wallende
Gewand so wonnig rauscht! Und jeder Schritt
Entfesselt eine Flut von Wohlgerüchen,
Die lieblich von ihr ausströmt. Jedes Aug'
Ist auf die herrlich Wandelnde gerichtet:
Es stockt das Ruder in der Rud'rer Händen,
Und läßt die Perlen reglos niederträufen
Ins süß erstaunte Meer: die Fahrtgenossen,
Sie stehn, sie ruhen, wie zu Marmorgruppen
Verwandelt, wo sie naht, und sind wie leblos,
Als wär', wie der Meduse Grauenantlitz,
Ein Gorgoschild auch diese höchste *Schöne*,
Die, lächelnd ihrer Scheu, vorüberschwebt.
Entgegen ihr tritt jetzo Tigellin.
Mit einer kriechend sclavischen Geberde,
Die Lügen straft sein boshaft keckes Aug',
Neigt vor der Herrin sich der Dunkle tief
Und spricht, als könnt' er staunend in der Brust
Das Wort nicht zähmen: „O du Wunderbare,
Wie strahlst du in der Schönheit Zauberglanz!
Wie süß erstaunt wird der Beherrscher Roms
Dich grüßen, wenn du nahst! Als Göttin, traun,
Bezeichnet dich das Schicksal schon auf Erden,
Indem es dir vergönnt, unwandelbar
Im Leben schön zu sein und jung zu scheinen!" —
Ein Blitzstrahl fährt aus Agrippinens Aug'
Auf Tigellin — ha, frecher Mohr, dies Wort
War unbedacht: welch' Weib will jung nur *scheinen*,
Und nicht auch *sein*? — Des Blitzstrahls nicht zu achten
Scheint Tigellin und führt die Herrin lächelnd
Zum Bug des Schiffs vor, wo der Baldachin
Sich golden wölbt, und spricht: „O hier bespiegle
Sich deine Schönheit, Herrin! Nur die Welle

Des Meers allein mag deinem Zauberreiz
Ein würd'ger Spiegel sein!" —
Am Bug des Schiffs
Steht Agrippina: Fernhin schweift ihr Blick.
Da liegt das hehre Meer, da ruhn die Küsten,
Da spannt der Himmel lächelnd über ihr
Sein Wunderzelt im blauen Schimmer aus.
Doch sel'ger, stolzer lacht dies Alles nicht,
Als hier das Aug', das Antlitz Agrippinens;
Denn dieses Auge, dieses Antlitz weiß:
Der Erde schönstes Weib ist Agrippina.
In diesem Augenblicke scheint, was schön,
Nur schön, weil Agrippina es beschaut.
Es glüht der Strand, in Wonne rauscht das Meer auf,
Die Rosenwölkchen segeln durch den Himmel
Als wären sie Gedanken Agrippina's,
Und meerwärts niederneigt sich huldigend
Die Sonn', als ob nur ihr zu Füßen sie
Vergießen möcht' ihr Stralenblut . . .
Ihr Blick
Er schweift hinaus ins Meer, er schweift
Zum grünen Strand, wo Nero's Marmorhaus
Ihr schon entgegen blinkt. Lang ruht der Blick
Des großen Aug's darauf, und Siegesfreude
Blitzt herrlich auf in diesem langen Blick.
Auf Agrippina's stolzer Lippe schwebt
Ein wortlos triumphirend Dankgebet:
„Ich danke dir, allwaltende Natur,
Daß du bewahrt mir hast den holden Reiz!
Ich danke dir, ja, denn ich bin ein Weib.
Wär' ich ein Mann, ich riss' aus seiner Scheide
Das alte, rostzerfress'ne Römerschwert
Der Scipionen, und eroberte
Die Welt damit. Ich schüttelte dies Rom,
Dies schnöde Rom der Prasser und der Memmen,
Aus seinem dumpfen Schlemmerschlaf empor.

Doch ich bin Weib. Statt Helm und Schwert und Panzer
Gab die Natur mir wallendes Gelock
Und Feueraugen, blendend weiße Glieder,
Und Prachtgewande, Perlen und Juwelen.
Ich bin ein *Weib* und habe keine Waffen
Als meine *Weiblichkeit* — so kämpf' ich, siege!
Und mehr als je nun will ich es entfesseln
Dies Arsenal der wallend dunklen Locken,
Der Feueraugen und der weißen Glieder!
Was es vermag — du weißt es, bleiches Wölkchen
Des Silbermonds, der in verwich'ner Nacht
Geschimmert hat dem Fest in Nero's Gärten! —
Im Bunde seiner schnöden Zechgenossen,
Bei seinen Possenreißern, Buhlerinnen,
Bei seinen bestial'schen Leibtrabanten,
Bei seinen Tigellinen und Poppäen,
Da lernte mälig Nero mich vergessen,
Und es erschien kein Ort ihm fern genug,
Zu bannen ihm die läst'ge Näh' der Mutter.
Und siehe da, heut führt ein Prachtschiff mich
Zu ihm auf sein Geheiß, und schmachtend seufzt er
Nach mir, ja, ja, er schmachtet, dürstet, brennt
Vor Ungeduld! Und warum dies?
Weil seinem Sinn, bacchantisch aufgeregt
Vom wüsten Taumel, in vergang'ner Nacht
Verschleiert sich ein Frauenbild gezeigt,
Das *Aug' in Aug'* er *nicht mehr sehen wollte*!
Wo blieben da die reizenden Poppäen,
Die Burrus', Seneca's und Tigelline?
Der Wink der *Mutter* war dem kecken Knaben
Nichts mehr, nun kniet er vor dem Reiz des *Weibes*
Gleichviel, *warum* er kniet, *wenn* er nur *kniet*!
Ei siehe da, der lächerliche Thor!
Vernarrt in seine Mutter! Trieb denn wohl
Tyrannenwahnwitz je solch üpp'ge Blüte?
Das ist das Ende wohl, wenn Erd' und Himmel

Erschöpft ward, wenn die Welt wie ausgepreßte
Citronen schal ist, und stumpfsinnige
Begier sich selber äfft! Doch dieser Wahnwitz
Soll meiner Größe Schemel sein. Ich führ' ihn
Am Gängelbande dieses Aberwitzes
Und seiner unbefriedigten Begier
Die Bahn, die mir beliebt. Ha, der den Erdkreis
Sein eigen nennt, der übermüth'ge Nero,
Sich haltend am Gewandsaum seiner Mutter,
Und folgend wie ein Knäblein — dieses Schauspiel
Bereit' ich einer Welt! Und steh' ich oben
Am Gipfel höchster Macht, vorerst zertret' ich
Das schleichende Gewürm, die Sclavenbrut,
Die mich zurückgedrängt vom Thron des Sohns,
Und schleud're sie mit abgeschlag'nen Köpfen
Ins Nichts zurück, aus dem sie kroch. Vor Allem
Geb' ich den gift'gen Wicht, den Tigellin,
Dem schwarzen Höllenschlunde des Avernus
Zurück, der ihn gebar. Und dann gemach
Erfass' ich mit der starken Hand die Zügel
Und zeige herrschend dem entnervten Volk,
Daß Rom *noch Einen Mann* hat: *Agrippina*!" —
So spricht in sich, in seiner stolzen Seele,
Das hohe, kühne Weib mit Flammenaugen.
In diesem Augenblicke naht sich ihr
Die braune Lieblingssclavin aus Aegypten,
Die Kluge, Vielerfahrne, Vielvertraute,
Die längst gelesen jede Hieroglyphe
Im Herzensbuch der Herrin. Diese naht
Sich Agrippinen mit der Purpur-Palla:
„Frisch weht vom Strande her der Abendwind:
O Herrin, laß die weiche Palla sich
Um deine Schulter schmiegen!" — Agrippina
Wirft um den Purpur, lächelnd: „Habe Dank,
Daß du *in diesem* Augenblicke mir
Den Purpur bringst; mit guter Vorbedeutung

Aegypterisclavin, senden dich die Götter!" —
Die Sclavin lächelt schlau, ihr Auge blitzt:
„Wie wallt der Purpur königlich um dich!" —
„Was sollt' ich nicht den Purpur um mich schlingen?
Schmückt nicht das Meer, schmückt nicht der Himmel sich
So eben auch mit Purpur königlich? —
Und brachtest du den Purpur, bring' mir auch
Ein Diadem! der Kranz in meinen Locken,
Er sei geweiht dem göttlichen Neptun,
Deß' silbern Bild hier an des Schiffes Schnabel
So gleißend ragt, und der so friedlich uns
Auf sanfter Flut zum grünen Strande führt!" —
Sie hängt den Kranz dem Meergott um die Schläf',
Nimmt aus den Händen der Aegypterin
Ein Goldstirnband und drückt es sich ins Haar.
Die Sclavin flüstert leis': „Semiramis!" —
Des Meergott's Saphirang' scheint aufzuglühn:
Wie lüstern blickt der Rosenkranz-geschmückte
Auf das gekrönte Weib; so lüstern blickte
Der Gott des Hades auf Proserpina,
Bevor er sie geraubt. —
Indessen hat
Ein andrer Blick schon längst auf Agrippinen
Geruht, der aus des Schiffes Hintergrund
Herüberflog zu ihr. Der Blick war seltsam.
Zuweilen kam er wie ein gift'ger Pfeil,
Geschleudert aus dem Hinterhalt. Man meinte,
Man müss' ihn schwirren hören in der Luft.
Zuweilen wieder schien er sich ins Fleisch
Der Agrippina tückisch wie der Stachel
Des Scorpions zu schnellen. Manchmal war
Der Blick des Basilisken, ihm verglichen,
Lammfromme Sanftheit. Doch nur Augenblicke
Erhellte diesen unergründlichen
Abgrund der Bosheit solch' ein flücht'ger Blitz
Die Höllenflamm' in dieses Mannes Antlitz

Schien in sich selbst aufflackernd zu verlöschen,
Als fehlt' es ihr an würd'gem Gegenstand.
Meist war sein Blick fast harmlos, schlimmer nicht
Als eines Voglers, der ein Netz gestellt,
Und hinterm Busch auf einen Hänfling lauert.
Im Ganzen hatt' er eines Mannes Ansehn,
Der mit Vergnügen eine Welt vernichtet,
Doch nicht aus Haß und Groll, nein, nur zum Spaß.
Der Mann, der so auf Agrippinen blickte,
War Tigellin.
Da saß er regungslos,
Das Auge stets nach seinem Ziel gewandt,
Und leise pfiff er manchmal vor sich hin,
Und wiegt' ein Seil in Händen, wie der Angler
In Händen wiegt die Schnur. — —
Und wie nun stolz
Im königlichen Schmuck des Diadems
Hoch auf des Schiffs Verdeck steht Agrippina —
Die Sonne geht soeben leuchtend unter,
Himmel und Meer sind ganz in Gold und Purpur
Getaucht, und der Palast am Strande glänzt
Schon nah' und näher, in den Lüften weht
Entzücken und es geht ein Feierklang
Durch die Natur und durch das Herz der Menschen:
Das Meer wallt auf, das Schiff zieht stolzern Gang,
Musik tönt rauschend von der Prora her
Von Flöten, Cymbeln, Harfen und Syringen,
Nach deren Tact die Ruder gehn; es leuchtet
Das Antlitz Agrippina's wie verzückt
Und ihrer gelben Sclavin Schmeichlerlippe
Ruft in den Braus der rauschenden Musik,
Dem nahen Ohr der Herrin nur vernehmlich:
„Heil dir, o Fürstin, Heil dir, Imperatrix . . ."
In diesem Augenblicke zieht der Mohr
Mit grinsendem Gesicht das weiße Tau,
Das er gehalten, fester an, und wie

Der Erde Boden plötzlich klafft, wenn ihn
Erdbeben spaltet und in Trümmer sinkt
Bewohnte Menschenstätte — sieh, so plötzlich
Dumpf auseinanderkracht das Schiff: und wie's
Zuvor, der untergeh'nden Sonne gleich,
Gebrannt hat auf dem Wasserspiegel, so
Nun wirklich untergeht's, der Sonne gleich!
Von seinen Planken wäscht die Flut hinweg
Was lebt: da sieh, wild um den Trümmerhauf',
Den stürzenden, der dröhnend untersinkt,
Aufsprüht der nasse Perlenstaub der See
Und hüllt in Schaum und Graus das Fest, zu dem
Der Tod gebeten hat die Meerdämonen.
Doch wie der Schauplatz nun sich wieder klärt,
Da zeigt sich ganz von schimmernd buntem Wust,
Wie ein Bazar, bedeckt der Wasserspiegel:
Da schwimmen Balken, Purpurtücher, Blumen,
Bildwerke, Prachtgewande, Taue, Segel . . .
    Aus all' den Trümmern rudert Tigellin
In sicherm Boot zum Strand; die Gondoliere,
Sie folgen schwimmend, Manches noch erraffend
In Eil' vom Trümmerprunk des goldnen Schiffs.
    Doch wo ist Agrippina? Von dem Gipfel
Des Schiffs, des berstenden, hat sie mit Grausen
Sich plötzlich öffnen sehn den Wasserschlund,
Hat stürzend sich bewußtlos angeklammert
Ans Bild Neptun's — der aber reißt sie mit,
Die Herrliche, die ahnungslos sich nur
Für ihn geschmückt. Sieh da die Wellenrosse,
Die weißbemähnten, bäumen sich, und tragen
Des Meergotts schöne Beute, freudig schnaubend,
Hinunter in die Tiefe. Wallend schließt
Die Flut sich über ihr.
                                        Es tauchen manchmal
Wie Nereidenhäupter noch die Häupter
Der Frauen Agrippina's nässetriefend

Empor, und weiße Arme klammern sich
An Planken, doch es hemmt das schwimmende
Getrümmer ihr Bemüh'n; das Haupt, der Fuß
Verwickelt sich in Tücher, Taue, Segel,
Die treiben auf der Flut. Krampfhaft Umschlung'nes
Reißt so der Leib, der untersinkende,
Mit sich bis auf den Grund.
Zuletzt ist alles
Lebendige verschwunden, und das Todte
Zerstreut sich rings auf weiter Meeresflur.
Der Wellenspiegel wird nun wieder rein
Und still herniedersinkt ein lieblich Dunkel;
Die Lüfte ziehn, die Wellen rauschen friedlich,
Aufgehn die Sterne golden, und vom Strand
Herüber festlich glänzt mit tausend Lichtern
Der marmorblinkende Palast des Nero. — —
Im goldnen Prunksaal dieses Marmorhauses,
In des Tricliniums schimmernder Rotunde
Beim Festgelag' ruht Nero Dionysos.
Und ihm zur Seite ruht — der holde Sporus,
Sein Lieblingssclave — jetzt sein *Ehgemahl.*
In langen Reih'n steht purpurn Pfühl an Pfühl
Auf Elfenbeingestühl, und jeder wiegt
In seinem schwellend weichen duft'gen Schoß
Ein Wunderkleeblatt herrlicher Gestalten;
Roms göttlich schönste Frau'n und Jünglinge,
Reizvoll gelagert, mit erglühten Wangen
Und Augen, drin nie müde Lebenslust
In feuchtem Schimmer blitzt. O wie die Pfeile
Der Liebesgötter hin und wieder schwirren!
Wie süß einwiegend, schwer, ein Wonnehauch
Von einem Purpurpfühl zum andern zieht!
Wie nach der Nachbarin der Nachbar schielt,
Und koischer Gewande Saum beäugelt,
Wo süßer Reiz verräth'risch überquillt!
Des Bodens Mosaik ist eine Lenzflur.

Gestickt mit bunten Blumen aller Zonen —
Die Blüten sind gefügt aus Edelsteinen —
Wie Bäume stehn die Riesenkandelaber,
Als Früchte Flammen tragend, und ergießen
Ein Meer von Glanz und Licht; Dreifüße mischen,
Goldprangende, des wollustvollen Rauchwerks
Duftwelle drein, und süße Melodie'n
Erklingen — o es ist ein Meer von Glanz
Und Klang und Duft, erregt vom Hauch der Luft.
Hoch geht die Flut: das Haupt wird seekrank, heiß
Die Stirn, den Kranz versengend, der sie deckt.
Rings an des Zaubersaales Wänden schimmert
Reizvolle Bilderschau: es wechseln sinnig
Mit jeder Tracht die holden Scenerie'n:
Stets überraschen neue Farbenwunder.
Doch als zuletzt kein Schauspiel reizender
Gefunden werden mag in aller Welt,
Als dieser glanzdurchwogte Prunksaal selbst,
Und glüh'nde Lust gelangt ist auf den Gipfel,
Da rauschen die bemalten Prachttapeten
Empor, und in krystallnen Spiegelwänden
Bestaunt das zauberische Fest sich selbst.
O wie das schöne Linienwellenspiel
Glanzreicher Frau'ngestalten, hold gelagert,
Lieblich gehob'ner Arme, schön bekränzter
Und lustgewiegter Häupter, stralender
Amphoren, Prunkgefäße, Candelaber,
Verdreifacht nun im hellen Spiegelbild
Sich endlos dehnt! War es ein Festgelag
Zuvor, so scheint es jetzt Elysium,
Wo zahllos sich die Schaar der Seligen
In goldnem Glanze freut. Wer liebt, der sucht
Die Schönste nun im Spiegelbild heraus
Und freut sich des verdreifacht holden Reizes.
Er sieht nun die Ersehnte dreifach lächeln,
Und dreifach auch sein eignes Selbst beglückt.

Und wenn manch' reizend Weib sich selbst erschaut,
Mänadisch von Falerner angeglüht,
So scheint das holde Conterfei zu leben,
Und das noch schön're Urbild scheint erstarrt
Vor seiner eig'nen Schöne.
Lieblich schlingen
Goldarabesken sich und Blumenketten
Empor zur saphirblauen Kuppelwölbung,
Wo schimmernd prangt der ganze Sternenhimmel.
Auf blauem Aethergrund, sieh, schwebend kreisen
Die goldnen Bilder des Zodiakus:
Hier funkelt Jungfrau, Schütze, Stier und Löwe,
Und Silberwölkchen gleiten durch den Aether,
Und Genien schweben auf den Silberwölkchen:
Die Einen senden nieder Blumenschauer,
Die Andern träufeln nieder duft'gen Thau
Der lieblichsten, erquickendsten Arome;
Noch And're schweben mit Fortunas Füllhorn
Hernieder, reiche Gabenfülle streuend
In holder Frauen Schoß: Kleinode, Ringlein,
Armzier und Halsgeschmeid; den Männern aber
Schwebt über'm Haupt ein Hagel von Decreten:
Ernennungen zu Senatoren, Consuln,
Tribunen; wen sie treffen, der ist Consul,
Senator, ist Tribun. — O wie sie tappen,
Und an der Scene Nero sich ergetzt!
Ist Nero nicht ein Gott? Mehr als ein Gott!
Denn Götternamen führen seine Sclaven,
Und Göttertracht auch kleidet sie. Hier Mars,
Hier Jupiter, Vulcan, hier Ganymed,
Hier Hebe, hier Latona: Alle stehn
Demüthig nun zu Sclaven umgewandelt
Und lauschen auf den Wink des neu'sten, höchsten
Olympiers, des Nero Dionysos.
Ja, Götter dienen ihm. Die Leckerbissen
Des Meeres beut ein Nereidenschwarm

Den Gästen dar, des Waldes Beute bringen
Die Oreaden, von Diana selbst
Geführt, der holden Jägerin. Silen's
Begleiter tragen Schläuche Weins herbei,
Und füllen in die Becher nach Belieben
Dem Einen Chier, Jenem Lesbier,
Dem ölig milden, süßen Cyperwein,
Falerner dem, Setiner, Massiker,
Und liebliches Campaner Traubenblut.
Doch, daß verwöhnte Gaumen nicht zu matt
Und schal bedünke, was da golden sprudelt,
Ist jedes Trankes Geist und Duft und Blume
Mit köstlichen Aromen überwürzt,
Und doppelt muß den Zecher er berauschen!
Wer zählt der Schwelgertafel Köstlichkeiten?
In hundert Silberpfannen schmort und brätelt
Das Leckerste aus Erde, Meer und Luft.
Was ist da Brasse, Butte und Muräne?
Was Eber, Böckchen, Reh? Was Turteltaube,
Fasan und Drossel, Haselhuhn und Pfau?
Wie sollte wohl Cäsarenschlemmerei
Mit so gemeiner Kost den Mund sich stopfen?
Sie nimmt vom Seltensten das Seltenste,
Um es in gold'nen Schüsseln aufzugipfeln,
Und blanke Silbertische zu belasten.
Sie nimmt vom Köstlichsten das Köstlichste,
Sie nimmt vom Seltsamen das Seltsamste:
Vom Strauß und vom Flamingo das Gehirn,
Vom Pfau und von der Nachtigall die Zunge,
Vom Papagei den Kopf, vom Mutterschwein
Die Zitzen, und die Ferse vom Kamel —
Sie nimmt das Kopfstück hier und dort den Schwanz,
Hier das Gehirn, und dort das Excrement.
Dies muß gefangen sein bei Neumondlicht,
Dies muß mit Sclavenfleisch gefüttert sein,
Dies muß vom Pontus stammen, soll's behagen,

Aus Gallien dies und dies aus Asien,
Das aus Ambracia, das aus Tartessus,
Das vom Lucrinersee, das aus Ravenna,
Das aus Tarent und das vom Land der Britten.
Und wechseln auch muß Speise die Gestalt:
Sie muß den Gaumen nicht allein, sie muß
Das Aug', sie muß die Phantasie ergetzen;
Ein gastronomisch toller Mummenschanz
Muß abgestumpfte Sinne mit barocken
Verkleidungen zu neuer Eßlust stacheln.
Sieh, wunderlich geschnörkelt Backwerk kommt
In Thiergestalt und Fleisch als Blumenstrauß.
Was wäre Traub' und Feige, Nuß und Apfel,
Was Kirsch' und Pflaume wohl bei Neros Tisch?
Doch lustig ists, vom Stengel sie zu pflücken:
In prächt'gen Kufen wird ein Obstbaumwald
Herbeigerollt auf blankem Rad und bietet
Dem Finger seiner Kronen leckre Frucht.
Daß nicht das Ohr beim Fest des Gaumens darbe,
Auftritt manch' tongewalt'ger Virtuos,
Manch' kundiger Arion, Marsyas,
Mit Zither und mit Flöte. Höher noch
Aufschäumt die Lust, als plötzlich jetzt herein
Liebreizende Gestalten lächelnd schweben,
Von keuschen, durchsichtigen Gewanden
Umflattert, Tänzerinnen, Pantominen,
Die weichen Glieder regend ausdrucksvoll,
Und einzeln bald und bald in holdem Reigen
Beim Klang der Cimbeln und der Castagnetten
Die Leiber wollustvoll im Tanze schwingend.
Es schwirrt der Freude Fittig über'm Schwarm.
Nur Einer sinkt, je mehr ihr Flügelschlag
Sich rauschend regt im Saale, tiefer stets
In wechselnd wunderlicher Laune Bann:
Und dieser Eine ist der Wirth, ist Nero.
Er scheint zu frösteln, doch sein Antlitz glüht,

Und seine Augen leuchten wie im Fieber.
Er stürzt Falerner, glüh'nden Chierwein
Hinab in Strömen und ist nicht berauscht.
Zuweilen sinkt er in ein tiefes Brüten,
Dann fährt er auf und fragt nach Tigellin.
Bald ist's als ob auf seiner Stirne Grimm,
Auf seiner Lippe schwebt' ein Todesurtheil;
Dann wieder bricht er aus in grelles Lachen
Und zwingt sich selbst zu toller Lustigkeit.
Er läßt sich reichen von des Sclaven Hand
Die Schildpattzither, von Sardonyxen
Bestrahlt, und spielt und singt ein wüstes Lied
Dem Zechgelag', das trunk'nen Beifall jauchzt,
Bis eine Saite reißt mit schrillem Wehruf,
Und schließt den Sang mit wilder Dissonanz.
Er weiß nur halb, was sich um ihn begibt:
Er lobt die Tänzerin, sobald ein Bläser
Das Ohr entzückt, und preist beim Schwebetanz
Der Gaditanerin den Zitherspieler.
Verloren seinem Ohr sind heut die Scherze
Des Saccus, der da klagt, daß er verlier'
An Witz, was er gewinn' an Leibesrundung
Am Hofe seines kaiserlichen Herrn.
Nun tritt herein ein lang Erwarteter.
Das Haupt gewandt, ins Ohr des Mohren flüstert
Geheim und hastig Nero: „Agrippina?"
„Zu Gaste bei Neptun wohl," lispelt der;
„Im Meeresgrund — wenn sie nicht etwa wieder
Emporgetaucht, denn dieses Gottes Art
Ist's, daß er seine Bräute wieder ausstößt,
Wenn er sie todt geküßt." Krampfhaft erfaßt
Nero die Hand des Boten: „Todt?" — „Ich denke!
Versunken sammt dem Schiff! das schöne Fahrzeug!
Wie schade — doch du wolltest's einmal so!
Von all' dem Reichthum seiner Kostbarkeiten

Ist nichts geblieben, als was etwa noch
Die braven Bursche, meine Gondoliere,
Den Wellen abgerungen — ha, es war
Ergötzlich anzusehn, wie sich die Kerle
Im Wasser rauften um die goldnen Trümmer,
Und, weil der Händ' als Ruder sie bedurften,
Im Maul die Beute hielten mit den Zähnen,
Wie Hunde, und so ans Gestade schwammen,
Von wilder Habgier lechzend!" — „Dafür hängen
Sie morgen mit dem Frühsten! Hörst du? Gib
Den Auftrag augenblicklich! — Eine Welt
Sollt' untergehn mit ihr, und diese Schufte,
Sie raubten ihr den Leichenschmuck, den kargen?
O, alle Schätze Roms ihr mitzugeben
Ins nasse Grab, das hätte sich geziemt! ...
Doch nun genug von ihr! Die Stadt erfährt,
(Wenn meine Corybanten Zeit ihr lassen,
Zu fragen, meine rüst'gen Fackelschwinger!)
Daß Nero's Mutter scheiternd ist verunglückt
Auf einer Lustfahrt im Thyrrhenermeer!"
   So Nero, und wirft sich zurück gewaltsam
Tief in den Strom der Festlust. Er gebeut,
Die wilde, tolle, rauschende Musik
Der Becken und der Cimbeln zu entfesseln,
Und heißt verzückter Tänzerinnen Schaar
Sich hüllenlos in wildem Taumel drehn.
Die Purpurpfühle werden heiß und heißer,
Der Busen hütet seine Reize nicht,
Und Fuß und Fingerspitze wird elektrisch.
Der trunkne, wüstbetäubte Nero will
Erfassen schon die goldgewirkte Schnur,
Auf deren Zug, sobald es ihm genehm,
Mit einem Mal verlöschen alle Lichter,
Und ein cytherisch' Dunkel, vielerwünscht,
Hereinbricht, das um freche Wonnen her
Den Schleier wirft, indeß die heißen Seufzer

Kö...

Verhauchen ungehört im Zauberklang
Wollüstig leis' erzitternder Musik . . .
Doch sieh, in diesem Augenblicke stürzt
Ein schreckensbleicher Sclavenschwarm herein.
Die Hände ringen sie und wollen reden,
Und wagen's nicht, bis daß der Zornblick Nero's
Sie strenger fragt. Der Kühnste stammelt: „Herr!
Das Meer hat einen Leichnam ausgeworfen
Soeben an des Hauses Marmorschwellen:
Der Leichnam ist gehüllt in Prunkgewänder,
Und trägt die Züge —“ „Wessen?“ — „A g r i p p i n a s!“ —
Entsetzen faßt die Gäste, Nero starrt
Den Sprecher an als hätt' er nichts vernommen,
Und harrte noch auf Antwort. Leise geht
Ein Schauder durch den Saal, die Frau'n erblassen,
Und Zecher, die nur mühsam noch gelallt,
Ernüchtern sich und schau'n auf Nero. Dieser
Erhebt sich und ihm folgt der Schwarm. Der Prunksaal
Ergießt den Zauberglanz ins Atrium,
Ins marmorschimmernde, wo Säulen ragen
Und Ahnenbilder stehn, so ernst und still,
Im Silberschein der nächt'gen Lichter blinkend.
Ein Purpurvorhang gönnt, zurückgeschlagen,
Dem Auge holden Durchblick weit hinaus
Ins bronnenfrische Peristyl, die Lüfte
Weh'n Blumendüfte süß herein, es stehn
Die Lilien da in mag'schem Glanze, wie
Zur Todtenwacht entboten. In der Mitte
Der Halle liegt auf rasch erhöhtem Pfühl
Mit festgeschloss'nen Augen, blaß und kalt,
Der Leichnam Agrippina's. O wie ganz
Verwandelt ist die hohe Prachterscheinung!
Fort ist der holde Farbenglanz geschwemmt,
Das Haargelock zerzaust und naß und klebend,
Das Diadem, die Perlen draus verschwunden,
Seegras und grüner Schlamm darein verpicht.

Verschlammt die Blumen und die Edelsteine,
Und nur die Wassertropfen hängen glitzernd
An ihrem Leibe jetzt als Edelsteine.
Verdrängt hat salz'ger Fischgeruch den Wohlduft.
Ankleben die durchnäßten Prunkgewande
Fest an des Leibes üpp'ge Gliederpracht,
Die kalt und todt die Sinne noch berückt.
    Der trunk'ne Nero schwankt herbei. Doch hier
Gewinnt er Fassung, ist kein *Trunkner* mehr,
Nur ein *Wahnwitziger*. — „Ei, Mutter," ruft er
Mit eisig kalter Ruh' und bitter'm Lächeln:
„Wie kommst du ungebeten stets zu Gast?
Zum Bacchanal in der verwichnen Nacht
Erschienst du plötzlich, und heut fällst du gar
Als Leichnam uns ins glänzend heitre Fest!
Was suchst du hier, du Kalte, Todesblasse,
Im heißen Reigen der Lebendigen?
Wenn dich die Mächtigen der Unterwelt
Hinunterluden in ihr dunkles Reich,
Was kommst du *hieher*? denkst du etwa *uns*
Zur Rechenschaft zu fordern? Geh', wir haben
An deinem Loose keinen Theil! Dein Schiff
War leck, die Meerflut lüstern — das ist Alles.
Was wirfst du einen schwarzen styg'schen Schatten
Ins Reich der Seligen? Bin ich dein Sohn?
Ich bin ein Gott, bin Nero Dionysos!
Ja, bin ein Gott, den man nicht ungestraft
Bekämpft, und dem das Schicksal schleunig immer
Todt alles Feindliche zu Füßen wirft,
Und ragt' es noch so hoch! — Als Nero's Gast
Bist du gekommen, Agrippina! festlich
Geschmückt, nur etwas übernächtig blaß
Vom allzu keck durchschwärmten Fest des Lebens!
Doch viel verzeiht man einem schönen Weibe —
Denn du bist *schön*, ja, du bist schön, auch todt!
Du bist auch todt die Königin des Festes! —

Da seht das prächtig reiche Haargelock,
Das dunkle, seht die königliche Stirn,
Die werth, das Diadem der Welt zu tragen!
Da seht den Mund, so reizvoll und so stolz!
Da seht den prachtvoll üpp'gen Bau der Glieder,
„Den göttergleichen —“
                                        Sprichts, und mit der Hand
Wegzieht er von der Schulter der Erblich'nen
Des klebenden Gewandes Saum. — „Da seht
Des weißen Busens königliche Fülle!
Ha, saht ihr jemals solchen Marmorglanz
Der zart'sten Lilienhaut, so weiß und so
Gemischt mit glitzernd feinen Schimmerpuncten,
So glatt und weich wie Oel zu fühlen — lieblich
Erzitternd unterm Finger Schmeicheldruck!
So schön war nicht der Leib der Semele,
Die einst gebar den *alten* Dionysos!
Des alten Dionysos Mutter starb
Im *Feuer*, und es ward ihr Sohn ein Gott
Des *feuchten Elements* — und wenn die Mutter
Des *neuen* Dionysos starb im *Feuchten*,
So ist vielleicht ihr Sohn ein Dionysos
Der *Flamme*, der die Welt in Feuer tauft! — —
Was meint ihr? sagt' ich recht, daß Agrippina
Auch todt noch ist des Festes Königin?
Ihr schönen Frau'n und du voran, Poppäa,
Folgt meinem Beispiel; weihen wir die Kränze
Von uns'rer Stirn zu würd'gem Festesschmuck
Dem königlichen Weibe hier. Erstücken
Mit Blumendüften wir den schnöden Mißduft
Neptunischer Umarmung und des Todes,
Der feinem Ruchsinn allzubald verkümmert
Der schönsten Leiber süße Lieblichkeit!“ —
    Er sprichts, da fällt ein Blumenregen nieder
Und deckt die Prachtgestalt. Gespenstig fast
Erschimmert Lilien- und Rosenzier
Im Glanz der Lichter um das Haupt der Todten.

Da siehe, neue Botschaft! „Herr, ein Lichtschein
Färbt schreckbar grell den nächt'gen Horizont!
Von **Rom** her kommt's!"
Der Festgenossen Schaar
Stürzt eilig drängend auf die Marmorstufen
Vors Vestibul hinaus. Da flüstert leise
Der Abendwind, die Sterne schimmern hell,
Das Meer ist still und wiegt sich träumerisch,
's ist Mitternacht, doch hell am Himmel steht
Ein schaurig wilder Feuerschein im Norden!
„**Es brennt die Stadt!**" so tönt's, und das Entsetzen
Gewinnt mit neuem Schreckniß wieder neue
Gestalt im Angesicht der Aufgestörten.
Verstohlen grinst auf Nero Tigellin,
Und Nero **lächelt** — furchtbar lächelt er.
Mit glüh'ndem Auge, dessen düst'rer Brand
Die rothe Glut am Himmel überglüht,
Starrt er hinaus, und machtvoll seine Hand
Ausstreckend, ruft er: „**Deine Leichenfackel,**
O Mutter!" — zu den Gästen: „**Auf nach Rom!**" —

Vierter Gesang

Der Brand.

Von Nero's Bacchanal ist hingestürmt
Die wüste, rasende Bacchantenschaar
Und fällt in Romas Gassen lärmend ein
Mit Cimbelklang und lautem Evoë.
An ihrer Spitze, siehe, trabt Silen:
Behängt ist seines Langohrs Haupt mit Weinlaub
Und frischen Rosenkränzen, dran das Thier
Behaglich rupfend nascht, indeß der Reiter
Roms Pöbel aufruft, fröhlich mitzuschwärmen
Im Festesjubel, der den neuen Gott
Der Erde feiert, Nero-Dionysos.
Dicht hinter ihm her keucht ein Lastthierschwarm,
Hochauf mit Schläuchen Feuerweins belastet,
Aus welchen quillt für alle durst'gen Kehlen
In Fülle goldnes Naß. Auch blinkend Gold
Wird ausgeworfen aus gefüllten Säckeln,
Drauf sich in wilder Hast die Menge stürzt.
Hoch lassen Tausende den Nero leben,
Dem Zug der Bacchen schließen sie sich an
Und stimmen ein in ihren Jubelruf.
So wächst der Strom der Rasenden zuletzt
Zur unabsehbar'n Flut, vor deren Tosen
Roms sieben Hügel zittern. In die Schenken
Zerstreut ein Schwarm sich hier und dort, bezecht
Mit Nero's Golde lärmvoll sich, und stürzt
Sich wieder auf die Gassen. Doch nicht bloß
Dem Volke — Roms Bewohnern allen ist
Entboten Nero's Festgruß, und alsbald

Auch in Palästen, halb aus Sclavensinn
Vor dem Tyrannen, halb aus eignem Drang,
Sucht Schlemmerei sich wüst zu überbieten
Bei rauschenden Gelagen, wo der Name
Des Nero Dionysos wild ins Klingen
Der Becher schallt! —
So ist ganz Rom zuletzt
Hineingezogen in den bacch'schen Taumel:
Einbricht die Nacht, es wächst die Raserei.
Die Römerstadt ist eine trunkne Phryne.
Der Bacchen Schaar durchschwärmt mit ihren Fackeln
Die Gassen, in verzücktem Wahnwitz tobend.
Da schleudert ein Bacchant — ist's nicht der Alte,
Der Alte, mit den düst'ren Feueraugen?
Er schleudert als Bacchant die Pechkranzfackel
Auf eines Hauses Dach. Beifall zujauchzt
Dem Wagestück die trunk'ne Pöbelhorde
Und grüßt der ersten Flamme Glanzgeflacker.
Und anderswo versuchen And're schon
Das gleiche graule Wagniß. Hier und dort
Auflodert's plötzlich in die Nacht. Der Pöbel
Umsteht, umtanzt, umjauchzt die brennenden
Behausungen der Reichen, hört behaglich
Die lust'ge Flamme prasseln. Schreck verbreiten
Die Brände nur ins Inn're stolzer Räume.
Es stürzen auf die Gassen die Bewohner.
Zu löschen wird versucht, doch die Bacchanten
Verhindern es mit tollen Scherzen. Sieh',
Mit den Getreuen naht auf seinem Esel
Silen und richtet seiner Schläuche Röhren
Auf brennendes Gebälk, als wollt' er löschen
Den Brand mit goldnem Wein-Geriesel, doch
Dazwischen werfen sich die durst'gen Zecher,
Auffangend jenes kostbar süße Naß
Mit Mäulern, unersättlich. Anderswo
Wirft ein Bacchant ins emsige Gewimmel

Das helfend, löschend einen Brand umdrängt,
Mit vollen Händen Gold, und sieh, die Helfer,
Sie lassen stracks das brennende Gebäude,
Und raufen sich um jenes blanke Gold.
Von einem Ende Roms zum andern wandert
Die Flamme auf Bacchantenfackelspitzen.
An hundert Stellen lodert Feuer auf:
Erst wirbelt Rauch empor in lichter Wolke;
Die Wolke glüht bald silberweiß, bald rosig,
Durchstickt mit Millionen goldner Funken,
Die prachtvoll in der dunklen Luft zerstieben,
Und alle Nachbardächer überschnei'n.
Und dichter auch und dunkler qualmt's dazwischen:
Das Feuer loht erst trübroth durch den Rauch,
Dann schlägt es siegend durch in seinem Goldglanz,
Dann steht der Dachfirst lichterloh, fast rauchlos,
In weißlich klaren Flammen prachtvoll da!
Auf Zinnen, Giebeln, ragen Marmorbilder,
Quadrigen, rings umwallt von Rauch und Funken,
Und stürzen in die Glut. Es bersten Quadern
Mit donnerndem Gekrach. In blauen Flammen
Loht schmelzend Erz, und über lodernden
Oelströmen steht ein rabenschwarz Gewölk.
Der Brand hat aufgestört die wüsten Schlemmer.
Mit weingerötheten Gesichtern stürzen
In purpurnen Gewändern Männer sich
Und holde Frau'n, die Kränze noch im Haar,
Aus brennenden Prunksälen auf die Straßen,
Und händeringend rennen hin und her
In buntgemischtem Wirbel Herr und Sclave
Und Greis und Kind. Aus brandumglühtem Haus
Stürzt der, um sich zu retten, Jener stürzt
Hinein, zu retten seine letzte Habe.
„Hier brennts, und hier, und hier, und hier!" so gellts
Verwirrt in Schreckensrufen durch einander.
Hier wird gewinselt und dort wird gefleht,

Der flucht und Jener betet zu den Göttern.
Dazwischen schallt Gelächter, roher Scherz,
Und stets noch übertäubt den Braus der Stimmen
Der Thyrsusschwinger schallend' Evoë.
Mit ihrer Habe flüchten Tausende:
Kleinode rettet der in wilder Hast,
Der schleppt mit Werkgeräth, Gewanden sich,
Ein Andrer rettet, wie besinnungslos,
Werthlosen Trödel in des Herzens Angst.
Da läuft ein Mütterlein mit einem Topf,
Den sie vom Herd gerissen. Besser hat
Trimalcion, der reiche, sich besonnen.
Fortschleppen läßt er seine goldnen Schätze
Von schweißbedeckter Sclavenschaar; er selbst
Folgt hinterdrein in seid'ner Sänfte Kissen.
Doch Bahn ist nicht für ihn im Volksgewimmel:
Es stockt der Zug im Schwarme, der ihn anhält
Mit stürmischem Halloh, ihn lachend plündert,
Und endlich aus der Sänfte johlend reißt
Den dicken Schlemmer selbst. Die Wirrsal wächst
Entsetzlich in dem rasenden Gedräng'
Der Tausende, die durch einander flüchten.
Es wälzen endlos sich die Menschenmassen
Durch enge Gassen hin, im Dunkel bald
Und bald im grellen Licht der Feuerbrände.
Zertreten werden Kinder, Greise, Weiber,
Begraben unter Trümmersturz, erstickt
In Wolken Rauchs. Zuletzt wälzt über Haufen
Von Leichen und den Wust zerstreuter Habe
Sich wachsende Verwirrung wie ein Meer
Von Schrecken, drin das Auge keine Welle,
Kein einzeln Schreckensbild mehr unterscheidet.
Und weiter stets und weiter thut der Brand
Den fürchterlichen Flammenrachen auf.
Weiß glüh'nde Balken leuchten wie die Zähne
Des Ungeheuers aus der rothen Glut.

Es tanzen hoch in jubelnden Spiralen
Lodernd empor purpurne Flammenbänder
Und flattern wie Standarten der Zerstörung
Rings um die Zinnen her und um die Hügel.
Die Feuersee'n sie dehnen weit und weiter
Sich aus und fließen endlich in ein Meer
Zusammen. An dem Holzwerk in den Buden
Des Circus frißt das glüh'nde Flammenthier
Sich wie an leckrem Schmause voll, und dann,
Gleich einem Raubthier, das aus Wasser kommt,
Durstlechzend schlürft's mit seinem heißen Rachen
Des Oelmarkt's ungeheuren Vorrath aus.
Schon ist's ein fettgemästeter Koloß,
Doch noch nicht satt. Es sind die Niederungen
Schon überglutet, nur die Hügel stehn
In Rauch gehüllt. Bald aber schlägt hoch über
Den Rauch der Höhen noch hinaus die Flamme.
Schon sind die Hügel Roms Vulkanen gleich,
Und speien Glut und Asche wie aus Kratern.
In Feu'r steht Palatin und Aventin,
Und nun umlodert auch ein Flammenkranz
Des Forums edel stolze Prachtgebäude,
Die mit den hohen Giebeln, Marmorfriesen,
Mit Bogen, Colonnaden, furchtbar schön
Aufragen wie verklärt im Feuerschein.
Und sieh, hinüber nun zum hohen, ernsten,
Marmornen Capitol auch züngelts schon
Und glutroth steht die heilig stolze Höh'!
Nun lodert wie von tausend riesigen
Wachtfeuern auch das weite Marsfeld auf.
Das wüth'ge Element, es schweift sogar
Bis zu den schweigsamen Cypressengräbern
Des Esquilin — selbst über'n Tiberstrom
Entsendet es die glüh'nden Feuergrüße
Hinüber in die nächtlich stillen Gärten
Am grünen Hange des Janiculus.

In weiter Ferne, schwarz und düster hebt
Am Rand des Horizonts sich vom glutrothen
Nachthimmel ab das schweigende Gebirg.
    Basiliken und Tempel, Mausolee'n,
Und Thermen, Portiken, Amphitheater
Und Naumachie'n und ries'ge Circusbauten
Stehn in den Flammen da wie feurige
Denkmäler. Colossal'sche Säulen stemmen
Wie kampflustglühende Giganten sich
Dem Brand entgegen mit granitnen Panzern:
Doch dieser sprengt die Panzer ihnen, leckt
Der Eisenklammern schmelzend' Erzgefüg'
Wie heißes Blut aus ihrem Leib und wirft
Die Unterhöhlten tückisch in die Asche.
    Nichts ist dem Ungeheuer allzugroß,
Doch nichts auch zu gering, und nichts verschmäht es,
Und ruht nicht, bis es Alles, auch das Kleinste,
Verwandelt hat in Staub und Asche. Gleich
Ist Alles ihm und Alles macht es gleich.
Mit Einer Gier verschlingt's die Citrustische
Der Reichen wie des Brückenbettlers Krücke,
Holznäpfe wie murrhinische Gefäße,
Des Cynikers Sandalen wie des Consuls
Lictorenbeile und curul'schen Sitz.
Es wirft die Reichen aus den seidnen Kissen
Und sprengt die Riegel des Ergastulums,
Und stößt Gefang'ne vor die Kerkerthür.
Es schwelgt im Ueberrest lucull'scher Mahle
Und gräbt wie leichengierige Hyänen
Die Aschenurnen aus den Mausolee'n,
Und schlürft sie aus. Den Bart des Philosophen
Sengt es mit gleicher Wollust wie die Maske
Des Harlekins. Schandsäulen stürzt es hin
Wie Ehrenbogen. Kränze fegt es weg
Von den Standarten, siegesruhm-gekrönt,
Wie von der Thür im Haus der Buhlerin . . .

So schwelgt in seinem Fraß das Riesenthier,
Und wo es naht, da flüchtet sich was lebt.
Nur noch die Plünd'rer wagen sich ins Inn're
Der Häuser und nur das Verbrechen noch
Schlägt in umloh'ter Einsamkeit zuweilen,
Von keinem Späherauge mehr behelligt,
Ein kurzes, freches Hohngelächter auf.
Es ist ja Rom, das brennt, das lasterhafte,
Das frevelvolle Rom; so manchen Gräul
Bedeckt des Augenblicks Verwirrung: Jeder
Ist nur sein eigner Freund; nicht Brüder, Gatten,
Nicht Mütter gibts: jetzt stößt der Feind den Feind
Geheim und ungestraft ins Flammengrab.
Dort steht ein schönes Weib und scheint zu schwanken,
Ob ihr Juwelenkästchen, ob ihr Kind
Sie mit sich aus den Flammen retten soll.
Sie schwankt nicht lange — sieh', sie nimmt das Kästchen.
Der Greis mit weißem Haar dort, kein Aeneas
Trägt aus der Glut auf seinen Schultern ihn —
Er hat zu lang gelebt, und Sohneshand
Schob am Gemach den Riegel grinsend vor,
Worin er jetzt verkohlt . . . Hinweg, hinweg
Von dieser Schau! wirf deinen Feuermantel
Darüber, Riesenbrand! dein Wüthen ist
Dem Aug' erträglicher als Menschentücke!
Du bist noch groß und herrlich im Vernichten!
Von dem, was brennende Penaten schaudernd
Erblicken, eh' sie in die Asche sinken,
Kehr' ich zurück zu deinen Schreckensbildern —
Ha sieh, die Gipfel prasseln in die Tiefe!
Von Tempeln, die da brennen auf den Hügeln,
Rollt Säule schon um Säule donnernd nieder.
Geschmolzenes Metall auch schießt in Strömen
Herab wie Lava. Wenn die Balken stürzen
Von Giebeln in die grauen Aschenhaufen
Der Feuerstätten in den Niederungen,

Die ausgelodert, sieh, da wirbelt noch
Empor zum Himmel eine Funkensaat,
Als ob ein Riesenroß mit seinem Hufschlag
Aus einem Riesenfels sie stampfend schlüge.
Hinweg aus stürzendem Getrümmer hat
Das Volk geflüchtet auf die Plätze sich.
Doch hier auch weht versengend noch der Gluthauch
Und unerträglich dampft der Brandgeruch
Und Rauch und Qualm verbreitet sich erstickend.
Die Tiber selbst wird heiß und wälzt sich sprudelnd
Voll Asche hin und voll von Trümmerwerk,
Das aus den Höh'n bis in die Fluten rollt.
Die Gärten brennen, Lorbeer-, Myrthenwälder
Auflodern hell: das Wasser in den Weihern
Beginnt zu kochen: Fische strecken lechzend
Den Rachen aus der Flut und schnellen sich
Hoch in die Luft empor, dem glutenden
Bereiche zu entfliehn, bis sie zuletzt
Verbrüht und todt die Oberfläche schwimmend
Bedecken. Vögel fallen aus der Luft
Versengt herunter. Aus den brennenden
Thierzwingern stürzen sich die wilden Thiere,
Die Löwen, Tiger, Panther, Leoparden,
Und schweifen brüllend durch die Gassen, Schreck
Ins angstvoll drängende Getümmel tragend,
Das plötzlich sieht die aufgesperrten Rachen
Der Ungethüme neben, unter sich:
Doch auch die Ungeheuer selbst entsetzen
Sich vor den Flammen, gräßlich heulend rennen
Sie hin und her, bis sie, vom Brand umzingelt,
Verröchelnd unter glüh'nde Trümmer sinken.
Inzwischen hat sich aus den dichten Wolken
Des Glutqualms trüb und schwer das Sonnenrad
Herangewälzt im Osten, unscheinbar,
Wie unbemerkt von der Natur, denn heller
Als hellster Tag aufleuchtete die Brandnacht:

Matt scheint das Taglicht jetzt, doch es beleuchtet
Die Scene grasser, und die traurigen
Brandstätten stehn im fahlen weißen Schein
Des Morgens öder noch und wüster da.
Aus eingestürzten Tempeldächern ragen
Einsame Götterbilder. Oceane
Von Rauch und Qualm und rother Lohe wälzen
Sich über finsteres Gemäuer hin,
Wo schwarz berußt die hohe Säule ragt
Im braunen, aschenüberschneiten Grund,
Und ausgebrannte Bogenwölbungen
Dastehn wie grausige Triumphespforten
Des Genius der Zerstörung und des Todes.
Es kommt ein scharfer Windeshauch von Osten
Und jagt das funkenschwang're Rauchgewölk
Voll rother Glut bis ans Tyrrhenermeer.
Erloschne Brände glimmen wieder auf
Aus ihren Aschengräbern. Riesenhaft,
Sieh, wehn die blutig rothen Geierflügel
Des Brandes wieder hin von Höh' zu Höh':
Bis in den ehr'nen Himmel schlägt die Glut,
Und Wolken sengt der Brand wie Schmetterlinge,
Die unvorsichtig flattern um das Licht.
Wer ist der schöne, reich bekränzte Zecher,
Der dort auf ragender Terrasse ruht
Inmitten dieses wilden Flammenschauspiels,
Den Becher in der Hand, die goldne Leier
Zur Seite, rings umgeben von verzückten
Mänaden, Corybanten, als Trabanten
Sich schaarend um den stolzen Götterjüngling?
's ist Nero Dionysos. Neben ihm
Von einer Seite ruht sein Lieblingslöwe
Geschmiegt, und von der andern zauberisch
Gelagert ruht die reizendste Bacchantin,
In deren Auge Nero blickt und schwört,
Daß nirgends schöner Rom, das brennende,

Sich spiegeln könne, nirgends würdiger,
Als in dem schönen Auge der Bacchantin.
Und Muth einspricht er scherzend ihr, die zittert,
Die Jugendliche, vor dem Flammengräul,
Und vor dem Löwen, und vor ihm — und reicht
Ihr seinen feingeschliffenen Smaragd,
Den Lieblingsstein, durch den er selbst das Schauspiel
Des Circus oft beschaut, und der das Feuer
In sanftgedämpftem grünen Scheine zeigt.
Zum Kinderspiel wird ihm das Gräßliche,
Mit dem er tändelt. Ihm zu Füßen schmiegt
Die Feuersbrunst sich scheu wie jener Löwe,
Und leckt zuweilen nur mit glüher Zunge
Empor an seiner Hochwart Eisenquadern
Gleich einem zahmen Hündlein, das beleckt
Die Füße seines Herrn. Wie oft ein Wand'rer
Vom hohen Klippenstrand mit Schauder blickt
Hinunter in die wilde See, so blickt
Vom sichern Quaderbau ins Glutmeer Nero,
Nur ohne Schauder, ohne Schwindel. Lachend
Gießt einen Becher goldenen Falerners
Er in den Brand hinab, als wollt' er löschen
Die Gluten — oder ist's zur Opferspende
Dem schönen, dem verwandten Element?
Ist Wein doch Feuerglut, vermält dem Wasser! —
Sieh da, ein mächtiger gefleckter Panther,
Geängstigt von dem wilden Brande, flüchtet
Zu Nero's Standort sich: doch Nero stößt ihn
Mit starker Hand hinunter in die Glut,
Ausrufend: „Ziehen Panther nicht den Wagen
Des Nero Dionysos und du bebst
Zurück vor Flammen? Lerne dich gewöhnen
An deines Herrn geheiligt Element —
Denn er ist ja ein Flammen-Dionysos!“ —
Es steht die Warte wie ein Vorgebirg
Der Lust im Glutmeer. Goldne Becher klingen,

Scherzworte, trunkenes Gelächter schallt,
Auf der Mänaden Brüste niederthaut
Manch heißer Flammenkuß. Ein wenig abseits
Vom Schwarme sitzt der weise Seneca,
Und, kühlen Blicks dem Brande zugewandt,
Festbannt mit flücht'gem Griffel er im Wachs,
Dem stets bereiten, Bilder und Gedanken,
Wie er sie ablauscht dieser selt'nen Schau,
Für seine nächste Schrift voll Stoa-Weisheit.
Saccus Silen, der trunk'ne, ruft: „Da seht
Wie unser neuer Gott so wundersam
Die Welt verwandelt, wie er sie verklärt!
Seht ihr des Nero goldne Vögel flattern,
Die Flammen? Hört ihr wie sie lustig singen?
Wie anders, als das schläfrige Gezücht,
Das sonst den Aether Jupiters durchkrächzte!
Was ist der Regen Jupiters und seine
Gewölke gegen Nero's Feuerwolken?
Aufstiegen sie um stürzendes Gebälk,
Und sprüh'n als goldner Funkenregen nieder,
Als gält' es eine Danaë zu befruchten.
Doch nein, das ist kein Funkenregen mehr,
Es ist ein wildes Funkenschneegestöber!
Ihr habt gesehn, wie Nero blitzt und donnert,
Nun seht ihr, wie er hagelt, wie er schnei't!" —
So scherzt der Dickwanst. Und je mehr die Stadt
Mit allen ihren sieben Hügeln rings
Aufflammt in weithin leuchtendem Geloder,
So mehr auch glüht das Angesicht des Nero
In wildem Purpur auf, und weiter spinnt er
Des Saccus Prahlerworte triumphirend:
„Frag' den Neptun auch, was sein feuchtes Meer ist
Hier gegen Nero's Gluthenocean?
Es tauchen draus die Zinnen Roms wie Klippen,
An welchen brandend hoch empor der Gischt
Der wilden Lohe spritzt; wie Morgennebel,

Schweift übers Flammenmeer der graue Rauch.
Er führe seine weißbemähnten Rosse
Heran mit mir zum Wettstreit, auszustampfen
Den Brand, — sie werden mit versengten Mähnen
Zurück ins alte frost'ge Bette taumeln.
Und ihr auch, Winde, kommt ihm nicht zu nah',
Dem Feuerocean und seinem Gluthauch!
Denn statt ihn auszublasen, dürfte wohl
Der Odem eurer Lungen drin ersticken! —
Ha, deine Sonne, schöner Sonnengott,
Was ist sie heut? O seht, wie sie beschämt,
Weil überglüht von meinen Feuerbränden,
Am Himmel hinschleicht, unscheinbar und trüb,
Und müde durch die Wolken Rauchs sich wälzt?
Ha, gegen meines Brands zahllose Fackeln,
Was bist, du, Tag, einäugig armer Bettler,
Mit diesem Einen Sonnenaug'? — Du, Blitz,
Was bist du, als ein dürftig schnöder Prahler?
Was bist du, Nacht, mit deinem Sternenheer?
Was ward aus dir, als ich die Glut entfachte?
Nur Funken schienen deine kleinen Sterne,
Aufsprühend in den dunkelschwarzen Himmel
Von diesem ungeheuren Feuerbrand!"
„Reicht mir die Lyra, daß ich einen Hymnus
Der Flamme singe, ihr, die Troja einst
Verzehrte, Roms berühmte Mutterstadt!" —
Er faßt die goldne Lyra, rührt die Saiten
Zuſtönend wie Apoll, und singt ins Brausen
Der Flammen regellos ein wildes Lied.
Er singt von Troja, singt von Priamus,
Er singt vom Schicksalstag, dem lange schon
Voraus verkündeten, dem Tag voll Blut
Und Flammen, wo das heil'ge Ilion
Hinsank — unsterblich fortzuleben in Homer's
Gesängen, in Virgil's und Nero's Lied;
Er singt von Trojas Brand — und preist die Flamme.

„Schön bist du," singt er jetzt in sanftem Laut,
„Schön bist du, Flamme! Meine Blicke schwelgen
In deiner Glutenregion, gleichwie
In einer Rosenflur! Heil dir, o Flamme!
In Goldglanz läßt du mir die Welt auflodern!
Wie Midas einst, was er berührt, in Gold
Verwandelte, so wandl' ich mir die Welt
Zu glüh'ndem Golde ganz! — Ja, du bist schön,
O Flammen Element! Weiß, purpurn, blau
Blühn deine Blumen! Und das edelste
Von allen Elementen bist du wohl,
Von allen Dingen du das göttlichste —
Denn erdwärts lastet jedes ird'sche Ding,
Der Geist nur und die Flamme strebt nach oben! —
Wie mag zu Muthe *dem* gewesen sein,
Dem Sterblichen der Urwelt, der dich sah
Zum ersten Male, dem du aus dem Kiesel
Entgegensprangest, oder aus dem Wipfel
Des blitzgetroffenen Baums entgegenflammtest!
Wie mag er bebend erst erschrocken sein,
Bis deine Schöne ihm das Herz bezwang
Und er dich liebend hegte wie ein Schoßkind
Auf seines Hauses Herd! — Sei mir gegrüßt,
Glutelement, im Tiefsten mir verwandt!
Lichtdämon, *heißer, ewig lechzender*
Wie meine Seele — fressend und zerstörend,
Und *göttlich* doch! Was wär' der Erdenkloß
Allgegenwärt'ges, ohne dich? Gedämpft
In Rosen brennst du, sprühst im Wellenschlag,
In Wolken — im Gestein — im Wein — im Auge
Des schönen Weibes — und so labt das Herz
Dein Götterstrahl *zerstreut* nur: doch dem Nero
Genügt' es nicht — in deiner ganzen Schöne
Wollt' er dich sehn, in deiner ganzen Fülle,
In deiner herrlichen Unendlichkeit!
Prometheus brachte einst nur einen Funken

Vom Himmel, und die Welt schrieb seinen Namen
Mit goldnen Lettern ein ins Buch des Lebens!
Bin ich ein kühnerer Prometheus nicht?
Des Lichts, des Feuers *ganze* Fülle gieß' ich
Vor euch, ihr Menschen aus! Wovor die Götter
Einst zitterten, als Phaëthon die Zügel
Der Sonnenrosse nahm in seine Hand —
Daß üppig rings auflodere das Feuer,
Das prächtige, davon die Neidischen
Nur karge Funken gönnten dieser Erde —
Seht, Nero Dionysos hat's vollbracht!
Aufglüht die Welt im Jubelschein der Flammen,
Und die Bacchantenfackel hat gethan,
Was Helios Flammenrosse kaum vermocht!
Aufsteckt' ich zündend eine Riesenkerze,
Und nahm zum Dochte mir das große Rom.
Der Docht hat vollgesogen sich am Fett
Der Völker lange, seit Jahrhunderten,
Drum brennt er jetzt so lustig, lichterloh!" —
Hier stirbt der Saitenschall und Nero's Lied
Verwandelt sich in Zornesdonnerklang:
„O Rom, gedenk' ich, daß *du's* bist, woran
Die Löwenzungen dieses Brandes lecken,
Trübt sich das Element, das reine, mir,
Und nicht mehr seh' ich eine Rosenflur,
Nein, du erscheinst mir wie ein *Riesenkessel*,
Wie ein thessal'scher Hexenkessel, drin
Beim Schein der Glut in widrigem Gemisch
Aufkocht die Völkerhefe, kocht der Brodem,
Der hier zusammenrann aus aller Welt!
Und grauser noch, je mehr ich blick' auf dich,
Erscheinst du mir — als eine *Riesenbeule*,
Die krankhaft vollgeschwellt sich nun entzündet
Und leuchtet in karfunkelrother Glut!
Ha, Römervolk! wie einen Scorpion
Hab' ich mit Feuern dich umzingelt — drücke
Den Stachel doch ins eigne matte Herz! . . .

Doch seh' ich recht? Ei, wie die schnöden Wichte,
Die Menschlein, sich da unten mälig wieder
Entwöhnen ihres Grausens! Leuchtet nicht
Der Brand dort in ein Menschenangesicht,
Das *lächelt*? Wendet es zum Nachbar nicht
Mit einem *Scherzwort* sich? So ist's — das Schrecknis,
Das wildeste, verliert zuletzt den Stachel —
Doch auch den *Reiz*. Das wundervollste Schauspiel
Wird uns zum Ueberdruß. Eintönig dünkt
Mir *selbst* die Flamme schon — mein Augenstern
Ist übersättigt von dem grellen *Gelb* —
Bringt wieder andre Farben mir vor Augen:
Grün, oder *Roth* — und wär's auch *rothes Blut*!"
Ist Sclave Nero's auch das Ungefähr?
Dort aus den Gassen, sieh, der Stadt, was drängt
Sich, wie gerufen, ungestüm heran?
's ist eine Schaar Bacchanten, an der Spitze
Der schnöde Mohr. Und in des Schwarmes Mitte
Umzingelt wird geführt ein traurig Häuflein
Von Männern, Frau'n, von Greisen, Jungfrau'n, Kindern.
Vor Nero still hält dieser bunte Zug,
Und Tigellin beginnt: „Herr, eine Rotte
Von Frevlern bringen vor dein Antlitz wir.
Die Schelme, die gefangen hier du siehst,
Sind Nazarener, Christen. Höre, wie
Sie frevelten an deiner Herrscherhoheit!
Als Nero-Dionysos diese Nacht
Verkündigt und gefeiert ward zu Rom,
Wie sichs geziemt, als neuer Gott der Welt,
Da liefen diese Schwärmer auf die Straßen
Und sprachen zu dem Volk und riefen laut,
Wohl sei'n gestürzt die alten Götter, wohl
Gab's einen neuen Gott und Herrn der Welt,
Doch dieser neue, größ're Gott, er heiße
Nicht Nero Dionysos, Romo Tyrann,
Nein, *Jesus Christus* — der geboren ward

Zu Bethlehem im Judenland', ans Kreuz
Geschlagen unter Pontius Pilatus
Vor dreißig Jahren in Jerusalem.
Und diesen neuen Gott, und eines neuen
Weltreichs Herannah'n predigten die Schwärmer
Mit keckem Wahnwitz in den Flammen Roms." —
„Ein and'rer neuer Gott?" ruft Nero. „Ha!
Ein neuer Gott, den man ans Kreuz geschlagen?
Fürwahr ein furchtbar mächt'ger Nebenbuhler
Für einen Nero-Dionysos! Hört,
Ihr seid die wunderlichsten aller Thoren,
Wenn keinen bessern Gott ihr finden konntet,
Als einen, den man an das Kreuz geschlagen.
Auf mich her blickt! Es dampft als Opferschale
So eben glutend mir das große Rom!
Laßt fahren diesen Wahnwitz, und bevor
Man euch ans Kreuz auch schlägt wie jenen Gott,
Den ihr verehrt, und der sich selbst nicht half,
Stimmt ein in meiner Treuen Jubelruf!
Stimmt ein ins Evoe der Corybanten! —
Und ruft ihr laut genug, so schenk' ich euch,
— Denn ihr scheint mehr verrückt mir als gefährlich
Und ich bin eben mild und gut gelaunt —
So schenk' ich euch vielleicht sogar das Leben.
Habt ihrs vernommen? Nun besinnt euch rasch,
Und laßt ein stürmisch Evoe erschallen!" —
Es steh'n inmitten der gefangnen Schaar
Im Silberhaar zwei wunderbare Greise,
Erhaben, hehr, wie Götter. Um sie her
Wie Lämmer um den Hirten, stehn die Christen,
Und blicken bei des Nero Lästerwort
In dieser Greise leuchtend Angesicht.
Auf ihren Wink hinwirft die ganze Schaar
Sich auf die Knie', und läßt, den Blick verzückt
Zu blauen Himmelshöhn, des Schwures Ruf
Erschallen hundertstimmig: „Dich allein
Anbeten wir, Sohn Gottes, Jesus Christus!" —

Zu wildem Grimm loht Nero's Antlitz auf.
Horch! schallt im Augenblick nicht eines Löwen
Gebrüll herauf? Im Aug' des Mohren zuckt
Ein infernalischer Gedankenblitz.
Zum Rand der marmornen Terrasse führt
Er Nero vor und weist ihm in der Tiefe
Der gähnenden Arena weites Rund,
Um das bereits die Flammen züngelnd lecken.
Schon faßt der Brand den großen Thierbehälter,
Drin, aufbewahrt zum nächsten blut'gen Spiel,
An Gitterstäben rüttelt Löw' und Tiger.
Auf diesen Zwinger und auf die Arena
Hinweist des Mohren Blick und rasch ergreift
Das wüth'ge Herz des Nero den Gedanken,
Der in dem Aug' des Schwarzen schaurig sprüht:
Er wendet sich zum Schwarme der Bacchanten:
„Führt in die Tiefe der Arena nieder
Die hirnverbrannten, frechen Nazarener,
Und laßt auf sie die wilden Thiere los!
Der Kampfraum soll uns noch ein Schauspiel bieten,
Eh' ihn die Glut bedeckt — die wilden Thiere,
Sie sollen sich noch einmal sättigen,
Eh' sie der Brand verkohlt — ein prächtig Schauspiel
Soll's werden: erst der Kampf der Thier' und Menschen,
Und dann der Flammenschwall, der über Thier-
Und Menschenleichen hoch zusammenschlägt!" —
Vollzogen wird mit Jubel rasch das Wort.
In der Arena Raum gestoßen, steht
Der Nazarener todgeweihte Schaar.
Ausspeit der Zwinger jetzt ein wildes Rudel
Von Ungeheuern: Löwen, Tiger, Bären,
Hyänen und Schakale, Elephanten,
Und wilde Büffel: Boaschlangen selbst
Mit Riesenleibern wälzen sich heran.
Es knie'n die Christen betend still im Sand,
Und heben Aug' und Hände himmelwärts,

Und bleiben reglos. Manche stehn, und ragen
Inmitten der Gefährten hehr empor
Wie Säulen, die zum Himmel weisen. Sieh,
Die Ungethüme selbst erstaunen fast
Vor dieser frommen, still erhabnen Ruh'
Und halten einen kurzen Augenblick
Im wilden Anlauf ein, und wissen nicht,
Ob Menschen Jene sind, ob Marmorbilder.
Der Löwe legt zuerst die mächt'ge Pranke
Auf eines Beters Schulter. Still umkreist
Den Kampfraum die Hyäne — wollt ihr nicht,
Ihr Bestien, den wilden Tanz beginnen?
Da wirft der Tiger sich mit einem Sprung
Auf einen Menschenleib und reißt ein Stück
Aus seiner Seite — strömend raucht das Blut
Des Stillverröchelnden, und gleich als ob
Der Blutdampf aufgeweckt die grause Lust,
Beginnt ein fürchterliches Morden jetzt.
Der Löwe fährt mit offnem Rachen, brüllend,
Auf immer neue Opfer los, und haut
Die Pranken ihnen in die blut'gen Weichen.
Die schleichende Hyäne kommt heran
Und sättigt sich, das Aug' von Mordlust glitzernd,
An Leichen, die der Löwe, die der Tiger
Zerfleischt, zerstückelt ließ im Sand zurück.
Der Bär erhebt sich auf den Hinterbeinen
Und öffnet mit Gebrumm' den heißen Rachen
Und schlägt mit seinen wucht'gen Tatzen los
Auf zarte Leiber. Wild im Anlauf spießt
Mit Zorngebrüll der Stier sein Opfer auf.
Aus wuthgehetzter Bestien Getümmel
Wie blinken da die edlen Menschenbilder
In ihrer Ruhe und erhab'nen Schöne!
Welch' rührend wundersames Widerspiel:
Sieh da die rasende, sieh da die wilde,
Die raubbeflißte, grause Thiergestalt,

Und hier der edle, weiße Menschenleib,
Der glatte, schmiegsam weiche — sieh die Rachen,
Die öffnen, des wuthschnaubenden Gethiers,
Ganz Mordlust und blutdürst'ge Fraßbegier —
Daneben das verklärte Menschenantlitz,
Das heil'ger Ruhe voll zum Himmel blickt!
Von bleicher Jungfrau'n Gliedern wird gerissen
Das hüllende Gewand und noch im Sterben
Färbt heil'ger Scham Entsetzen ihre Wangen.
Sie schützen mit den Händen nicht das Leben,
Nein, nur den jungfräulichen Leib. Noch jauchzen
Bacchantische Betrachter bei dem Anblick
Und Nero mustert mit dem Kennerblick
Der jungfräulichen Formen Lieblichkeit.
Vor Allen fesselt ihn ein zartes Bild,
Das reizvoll noch erscheint im Todesschreck
Und wie ein stilles Blumenhaupt im Sturme
Sich vor dem Hauch der Ungeheuer beugt.
Der Himmelszauber dieser Unschuldsblüte
Reizt Nero's freche Gier. Wildlächelnd ruft er:
„Wer steigt hinunter in den blut'gen Zwinger,
Und holt das bleiche Mägdlein mir herauf?
He, Burrus, wackrer Bursch, ein Hercules
An Schultern, und an Muth ein Löwe selbst,
Hast du nicht Lust für diesen Diamant
Heraufzuholen jene Perle mir
Als Taucher? jene Lilienwangige,
Die dort noch lebend kniet, unfern der Pforte
Des Kampfraums, mir zu holen aus dem Reigen
Der Bestien?" — Er spricht's, und schon erhebt
Der willige Trabant mit dem Genick
Des Stieres, Burrus, wie er es gewohnt,
Auf seines Herren Wink sich ohne Säumen,
Berauscht von Wein, und drum nur noch beherzter,
Und steigt gemach hinab und öffnet muthig
Das Pförtlein und entreißt die bleiche Jungfrau

Mit sicherm Griff, er selbst ein wildes Thier,
Den wilden Thieren, die schon nach ihr schnappen,
Und schleppt zu Nero's Füßen sie hinauf.
Doch die Besinnung ist aus ihrem Haupt
Gewichen, ihres Haares Flechten hangen
Ums bleiche Antlitz schlaff — sie ist, wie scheintodt
Gezogen aus der See. „Bringt mir das Mägdlein
Zurück ins Leben — schmückt sie als Bacchantin,
Schlingt Weinlaub ihr ums Haar, und führt sie dann,
Die Zarte, bräutlich wieder mir entgegen!" —
So Nero's Machtwort und sein wilder Blick
Sucht wieder nun das blut'ge Circusspiel.
Ha, sieh, es wüthen um die Beute gegen
Einander jetzt die gierigen Verschlinger!
Sie streiten sich um leckre Stücke Fleisches
Und um des heißen Blutes Labetrunk,
Das roth die Sandflur der Arena färbt.
Der Panther knurrt den Elephanten an,
Der seinem Fraße naht — der aber faßt
Mit seinem Rüssel ihn und schleudert ihn
So machtvoll an des Rundhaus Marmorbrüstung,
Daß aus dem Kopfe des Zerschmetterten
Spritzt das Gehirn; die Boa faßt den Büffel
Und legt die furchtbar'n Windungen um ihn,
Indeß er aufbrüllt schaudervoll, und krachend
Zermalmt sie seiner Rippen Knochenpanzer.
Zuletzt mit Würger Ingrimm stürmen alle,
Wie von den Furien gehetzt zur Tollheit,
In brausend wildem Wirbel durcheinander,
Wuthschnaubend, geifernd, brüllend und zerfleischend.
Ein Höllenkessel scheint nun die Arena,
In welchem schäumt und siedet heiße Wuth.
Da sieh, was ragen noch, wie Götterbilder,
Hoch aus dem blut'gen Meer der Mordlust auf
Im Silberhaar die beiden hohen Greise?
Sind sie vergessen von den Ungeheuern?

Sie ragen auf so hehr, als ob sie sagten:
„Wir stehn wie Riesenfelsen in der Flut,
Darauf man ew'ge Tempel bauen mag!" —
Sie stehn in hoher, leuchtender Verklärung:
Die wilde Meute prallt davor zurück,
Und schleicht vorbei und sucht sich and're Opfer.
Doch Sehnsucht wird in ihrem Blick die Andacht,
Sie blicken in den Himmel wie verzückt,
Sie sehn ihn offen — sehnen sich empor
Zum hohen Meister, der im Glanze thront
Und ihnen winkt: „Die Saat ist ausgestreut,
Ist ausgestreut für die Jahrhunderte —
Der wackre Sämann darf zur Ruhe gehn!"
So klingt es ihnen aus dem Glorienschein,
Und wie auf ihren eignen Wink, so schlägt
Der Mordlust rothe Wogenflut nun auch
Zusammen über diese weißen Häupter —
Zusammen über Petrus, über Paulus! . . .
Inzwischen hat die Flamme, wie ein Wolf
Der Hürde, nah und näher sich geschlichen,
Und bricht herein mit sengender Gewalt
In der Arena qualmenden Bereich.
Erstickend loht der Gluthauch um die Thiere,
Und so dem größern Ungeheu'r erliegend,
Hinstürzen mit verbrannten Leibern sie.
Hoch über Thier- und Menschenreste wälzt
Der Glutstrom sich wie Lava schaurig weiter.
Und Nero spricht, den Seinen zugewandt:
„Wo ist sie, meine blasse, kleine Christin?
Hat sie den Schreck verwunden? Wie gefällt
Sie als Bacchantin sich? Ihr habt sie doch
Geschmückt, den Kranz ihr um die Stirn geschlungen?" —
Da schweigend auseinander tritt die Schaar,
Und es erscheint auf Blumen hingelagert,
Geschmückt, doch regłos, jenes Jungfrau'nbild.
Wohl als Bacchantin ist geschmückt die Holde,

Wohl grünt der Weinlaubkranz ihr um die Locken,
Und Rosen blühn ihr um den Leib — den Zügen
Entwichen ist der Todesschreck, sie lächelt:
Sie lächelt — doch sie athmet nicht — gepflückt
Hat sie der Tod. Die lichte Rosenzier,
Die um den zücht'gen Leib ihr ward geschlungen,
Ist jetzt wie rothes Blut, das auf das weiße
Gefieder pfeilgetroffner Tauben trieft.
„Schafft mir hinweg die blaße Leiche!“ ruft
Unwillig Nero. Tigellin erfaßt
Den Leib der Todten; bei den Füßen faßt
Er sie und schleudert in die brennende
Arena sie zurück — in jenen Schlund
Hinab, draus Burrus sie zuvor geschleppt . . .
Die Zeugen ringsum überläuft es kalt . . .
Es wendet Nero zu dem Mohren sich:
„Ei, Tigellin, unhöflicher Geselle,
Wie du mit holden Jungfrau'n Fangball spielst!
Du bist der Trefflichste von meinen Bütteln!
Du thust das Grausigste so still vergnügt,
Wie du den Katzen ihre Schwänze raubst,
Und Vögel würgst im Nest. Oft frag' ich mich:
Lebt dieses Scheusal wirklich? Ist so reine,
So unbedingte Bosheit nicht ein Unding?
Ich glaube, Mensch, du bist nur Einmal da,
Du warst noch nie, und wirst nie wieder sein —
Wie Nero Dionys, dem du dienst.
Da Bosheit Keinen fand, der schlecht genug,
Das Böse all' zu thun, das für den Nero
Gethan sein mußte, so verkörperte
Sie sich in einem hüb'schen Mohrenantlitz
Und nannte Tigellin sich, und verdingte
Sich stracks dem Nero, der ein Scheusal brauchte!
Du bist noch eigenwilliger als ich:
Was dich ergötzen soll, muß böse sein:
Dich freut das Böse, eben weil es böse.

So denk' ich nicht! es dürfte Böses gut
Und Laster Tugend sein um meinetwillen —
Es freut mich, weil michs freut, weil mirs beliebt!
Daß Rom aufging in Glut, daß wilde Thiere
Mit Menschenleibern hier vor meinen Augen
Zum Schreckensknäu'l sich in einander schlangen —
Das Alles, es geschah, weil ich's gewollt:
Und weil ich es gewollt, erquickt es mir
Den Sinn wie Rosenduft und Vogelsang!
Im Anblick, der entsetzt die kleinen Seelen,
Schäumt mir der Becher meiner Herrlichkeit
Berauschend als ein Göttertrank entgegen!
Begierde, meint' ich, sei das höchste Leben,
Eh' Roma kam zu Nero's Bacchanal —
Nun nenn' ich es die Laune — das Belieben!
Kein Ding ist werth ja, daß man es begehrt,
Und wir erringen's nicht, besitzen's nicht —
Wir können's nur genießen, und — zerstören!
Im Brande Roms hat sich mein Geist gestählt,
Und jeder weiche Traum der Menschenseele,
Zerfließt in dieser Flammen Frühroth mir!
Ich habe dem Geheimniß des Genusses
In allen Tiefen nachgespürt, ich habe
Die Wonnen all' der Erde durchgekostet.
Und doch was war es? Jetzt erst steh' ich oben
Auf des Genusses wahrer Sonnenhöh'!
Nicht der genießt, der hierhin, dorthin blickt,
Der liebt und haßt, der achtet und verabscheut:
Nur der genießt, dem Alles nur ein Spiel;
Der nicht ein Ding erfaßt als Narr und Schwärmer,
Nein, nur wie Einer, der beim Schlemmermahl
Brotkügelchen zerkrümelt mit dem Finger;
Der alle die gefräßigen Idole,
Die uns das Herzblut aus den Adern saugen,
Zertrümmert, und auf des entgötterten
Altares Höh' sich selber lächelnd stellt.

Wer durft' Idole in die Brust mir pflanzen,
Die mich beherrschen, mir Gesetze geben?
Bin ich ein Räderwerk, das, aufgezogen
Von fremder Hand, muß laufen nach dem Zweck,
Der mir gestellt ward, eh' ich's selbst gewollt?
Wer spricht von *Zweck* und von *Bestimmung* mir?
Nie will ich werden eines Zweckes Narr!
Und, wenn ich etwas thäte, weil's *vernünftig*,
So wär' ich ja der Sclave der Vernunft —
Vernunft? was ist das? ist's mein eignes Ich?
O nein! mein *Wille* nur — *das bin ich selbst!*
Unendlich Wollen ist unendlich Leben!
Daß Einer, Einer in Jahrtausenden
In sich entfache dieses höchste Leben,
Ist mit dem Mord von Tausenden, dem Brand
Der halben Welt zu theuer nicht erkauft! —
    Was ist das Leben dieser Creaturen?
O diese feigen, kleinen Menschenseelen,
Die vor den Göttern kriechen, wenn es donnert,
Die des Genusses Hesperiden nicht
Mit kühner Hand im Göttergarten pflücken,
Nein, nur erbetteln, stehlen und erschleichen,
Die mit der Stoa Tugendwahn im Leibe
Auf Rosenlagern Epicurs sich wälzen,
Und die mit Namen prahlen ohne Sinn,
Mit Dingen, die der Menschenseele fremd sind
Und ewig fremd sein werden, wie *die Liebe* —
Denn jedes Dasein ist ein Egoismus —
Ha, dieses eitel-windige Geschlecht
Ist kaum mir gut genug zum Schemel, oder
Zum Fangball, oder — zur *Muränenmast!*
Auf dies Geschlecht, auf diese Menschenwelt,
Auf sie, ha! sollen all' die Götterlaunen,
Mit denen ich der Stunde Gang beflügle,
Und meiner Allmacht spielend mich erfreu',
Dahin wie Ungewitter brausend rollen!

Sie sollen heil'ge Strafgerichte drin
Erblicken, wenn ich tändle, wenn ich spiele;
Des Fächers Weben, der mich fächelt, soll
Orkan für *sie* sein; jeder Stral, dran ich
Mich wärme, soll ein Weltbrand für sie sein!
Was mich ergötzt, wird doppelt mich ergötzen,
Wenn es dies Rom erschreckt, entsetzt und peinigt:
Denn Lieb' und Mitgefühl ist ausgelöscht
In meiner Brust bis auf den letzten Rest —
Seit jener Nacht, wo *Göttin Roma kam*
Zum Bacchanal des Nero-Dionysos! —
Seit jener Nacht, seht, hab' ich abgethan
Die *Menschlichkeit* und bin zum *Gott* geworden!
Und im Gefühle dieser Göttlichkeit
Forder' ich den Erdkreis lächelnd in die Schranken,
Himmel und Erd' und den Avernus selbst!
Wer ist's, der zwischen Erd' und Himmel mir
Entgegentritt und meinen Worten Hohn spricht? —
Wer ist's? — Ha, Alles schweigt! da ruht gelagert
Ein Menschenschwarm — und *schweigt*; da weithin rauchen
Die Trümmer Roms und — *schweigen*, und da unten
Zu meinen Füßen dehnt sich die Arena,
Gefüllt mit Asche, Glut, verkohlten Leibern —
Und *schweigt* ..."
Vortritt zum Rand der Marmorstufen
Mit siegesstolzem Blick der wilde Nero,
Und blickt hinunter in den bunten Graus,
Der dampfend der Arena Tiefe deckt ...
Was regt da plötzlich zwischen den zerfleischten,
Verkohlten Thier- und Menschenleibern sich?
Ist's nicht ein Greis? ein uralt Menschenbild?
Es richtet sich gespenstig langsam auf.
Und aus dem Schlunde der Arena hilft
Ihm eine dargebotne Hand die Stufen
Empor auf Nero's Wink — und siehe da,
Die hohe Grau'ngestalt des finstren Bettlers,

Des wildumlockten, steht vor Nero.
„Du?“
Ruft dieser, „mußt du, Mumienangesicht,
Du, tausendjähr'ge Todtenmaske, mir
Entgegentreten stets in meinen höchsten
Momenten? — Doch was thut's? Auch *dein* Gesicht
Stört fortan Nero's Götterruhe nicht!
Dreifach gestählt ist diese Brust für immer ...
Bist du zufrieden, Alter? Hast du dir
Die Glieder baß gewärmt am schönen Feuer,
Das ich so ganz nach deinem Wunsch entfacht?
Du hast doch selbst auch wacker mitgeholfen,
Denn Keiner hatt' es ja, wie du, so eilig
Beim Auszug meiner Fackelschwinger! Sprich,
Wie kam es denn, daß dieser Todesabgrund,
Der eben hundert Leben gierig fraß,
Gleichwie ein einz'ger aufgesperrter Rachen,
Ein Löwen- und ein Feuerschlund zugleich,
Auch *dich* verschlang und jetzt dich wieder ausspie?
Und eben *dich allein*? Schweigt *nicht* der Abgrund,
Und hat er doch noch etwas mir zu sagen?
Wohlan, ich höre! wenn du kannst zu reden,
So rede frei!“ —
„Ich thu's,“ versetzt der Alte.
„Der Abgrund *spricht*, und ich, ich bin die *Zunge*
Des Abgrunds — wie im Mund des Thiers die Zunge
Bleibt unverkohlt, weil sie der beinerne
Schutzwall der Zähne deckt, so blieb auch ich
Erhalten in dem Flammenschlund — als Zunge!
Sei mir gegrüßt, Titane der Zerstörung!
Ich habe mir den alten Leib gewärmt
Am schönen Feuer, das du angefacht,
Ich habe selbst auch wacker mitgeholfen!
Ich war es, der den ersten Brand geschleudert!
Wohl liegt nicht Alles noch, was liegen soll,
Noch Manches ragt so stolz, so trotzig auf.

Was stürzen muß, soll ganz mein Herz aufjubeln
In süßer Todes- und Vernichtungslust!
Indessen ruf' ich: Heil dir, Heil, o Nero!
Die Flammen singen deinen Ruhm und lassen
In Goldglanzlettern leuchten deinen Namen,
Und krönen dich mit einem Glorienschein!
Die Asche, und die Trümmer, und die Leichen,
Sie danken dir — das ausgebrannte Rom
Es dankt dir, ja es streckt dir seine Zinnen,
Die schwarzverbrannten, aus dem Trümmerschutt
Entgegen, nur zum Dank! Hinsank es gerne,
Als lebensmüder Zecher, in die Glut!
Durch Tod und durch Vernichtungen hindurch,
Und immer wechselnde Gestaltungen,
Hinringt die arme Menschenwelt sich qualvoll
Zu einem unbekannten Ruheziel.
Und Zeiten gibts, so bleiern, schal und elend,
Wo der Genuß nur und der Rausch allein
Den Sehnsuchtsruf des Innern nach Vernichtung
Noch übertäubt. Die arme Menschheit — dann
Gebiert sie aus sich selbst sich einen Richter,
Gebiert sie aus sich selbst sich einen Büttel . . .
Wenn Feuer nicht herab vom Himmel fällt,
Und nicht das Meer aus seinen Ufern tritt,
So muß sie wohl aus ihrer eignen Mitte
Erwecken sich den Henker, der sie richtet,
Ja, der sie richtet, und mit ihr — sich selbst — —
Ja, auch sich selbst!" — Bei diesen Worten fällt
Von allen Bränden Roms der Widerschein
Auf dies verzückte Seherangesicht.
Wie eine Wetterwolke dräut es feurig
Und wie der Blitz fährt drauf der Blick auf Nero:
„Ja, auch sich selbst! vernimmst du's, Nero, wohl?
Hinab, o Nero, stürze dich hinab!
Dein Werk zu krönen, wirf dich selbst nun auch
Hinab ins Flammengrab! du bist ja selbst

Der Gipfel deiner todeswürd'gen Zeit
Und ihrer trunkenen Unseligkeit,
Und ihrer prunkvoll gleißenden Verwesung:
Stürz' in die Flammen unter die Ruinen!
Du bist so leer, so hohl, so todt wie sie!
Dein eig'nes Inn're ist ein Trümmerwust!
Der *Eigenwille*, sagst du, sei dein Ich?
O bettelarmes Ich, das nichts besitzt,
Als sein unbändig, maßlos eig'nes Selbst!
Dein Geist, dein Herz, dein Sinn ist leergebrannt
Bis auf das *nackte Wollen*, und *das poltert*
Nun im Ruinenhaufen als Gespenst!
Hinausgerissen aus der Bahn, in der
Geschaffnes ewig tanzt den sichern Reigen
Um einen unbekannten Mittelpunct,
Hat dich des Lebensdranges Ueberschwang!
Nun schweifst du hin, ein feuriger Komet,
Halt-, bahn-, und ziellos im Unendlichen,
Und steckst die Welt in Brand, und nennst dich Gott?
In deiner Selbstsucht bodenlosem Abgrund,
Da wohnt die sel'ge Götterruhe nicht!
Da ist es einsam, schaurig, kalt und dunkel!
O gegen diese Oede ist das Nichts
Ein Rosengarten und der Tod ein Kuß
Der Wollust — Wirf dich unter die Ruinen,
O Nero, du bist leer und todt wie sie! . . .
Wohl hab' ich wacker selbst auch mitgeholfen,
Wohl hab' ich todesfroh die schöne Flamme
Geschürt, die dieses Rom verzehren sollt' —
Doch nicht *dein* Helfer war ich, Nero, nein,
Du warst der *meine*! Zweifelst du daran?
Tauch' in die Flammen, unter wilde Thiere,
Wie ich, und steige d'raus empor wie ich! —
Im Namen jener, die sich wie ein Phönix
Aus ewigen Verwandlungen erhebt,
Die aus erloschnen Daseins Aschenresten

Den Funken neuer Lebensblüte lockt —
Im Namen der unsterblichen, der hohen,
Die du verachtest und an der du frevelst
In keckem Uebermuth, vor der du dich
Aufblähst zum Gott, ein eitler Sterblicher —
Im Namen dieser ewigen — im Namen
Der Menschheit sprech' ich über dich den Fluch!
Ich bin ihr Mund, ich bin ihr duldend Herz,
Ihr ewig ringend-ruhesehnend Herz!
Du aber bist ihr Henkerwerkzeug nur,
Das sie bei Seite wirft, gleichwie der Mörder
Das blut'ge Messer in den Abgrund wirft,
Nachdem er es gebraucht. Ja, über dich
Ruf ich den Fluch und weihe der Vernichtung
Dein todverfallnes Haupt! doch nicht dem Tode,
Der sanft das Menschenkind, das lebensmüde,
Zur Ruhe bettet — solchen Tod verdienst
Du nicht — du sollst ihn bei lebend'gen Gliedern
Empfinden, sollst im Herzen, das noch pocht,
Die Würmer der Verwesung nagend spüren!
Du sollst, noch lebend eine Zeitenspanne,
Den Fluch der inneren Unseligkeit
Hinschleppen, bis in öder Seele schaudernd
Du selbst begreifst, daß du das höchste Ziel,
Das Ziel der inneren Beschwichtigung,
Das du durch Weltvernichtung wollt'st erreichen,
Nur noch erreichen magst durch Selbstvernichtung!" —
So klingt der Fluch, so klingt das Donnerwort
Des furchtbar'n Unbekannten. Schweigend blicken
Die Hörer rings im schreck-erstarrten Kreis
Auf Nero, der mit Augen, stumm und kalt,
Des wilden Greises Flammenblick erwiedert.
Versteinert waren sie so lang er sprach,
Und langsam kehrt in sie zurück das Leben
Nun, da er schweigt. Sieh da erhebt sich ruhig
Und lächelnd Tigellin, und wendet sich
Zu Nero, fragend: „Herr gebietest du,

Daß ich zurück ins Glutmeer der Arena
Den Bettler stoße, der wohl nicht erst *jetzt*
Da unten sich versengte das Gehirn —
Wir kennen ihn schon länger, den Verrückten
Mit wirrem Blick und weißem Flatterhaar —
Mög' er ein zweites Mal sein Glück versuchen.
Vielleicht, daß doch ein wackrer Löwe sich
Besinnt, der noch nicht satt von Menschenfleisch,
Und der auch *diesen* Bissen nicht verschmäht!" —
Bei diesem Scherzwort grinsend lehnt der Mohr
Am Sockel eines colossalen Löwen,
Deß' Marmorbild den Plan der Warte krönt.
Der Greis erhebt mit ernstem Blick die Hand
Und spricht: „Vernimm, du schwarzer Satellit:
Viel leichter mag's gescheh'n, daß jemals dich
Hier dieser kalte Marmorlöwe tödtet,
Als mich ein lebender!" —
„Der Marmorlöwe?"
Hohnlächelt Tigellin; „ei, wer versähe
Sich solchen Thuns von einem Marmorlöwen?
Hör' an, du steinerner Gesell . . ."
Er spricht's
Und steckt mit Lächeln seine Hand dem Unthier
Tief in den starren, offnen Rachen —
Doch
Im selben Augenblick, mit einem Schrei
Zieht rasch der Mohr die Hand zurück —
Und sieh' —
Um diese schwarze Hand her ringelt sich,
Nicht minder dunkelschwärzlich, eine Viper,
Die stillversteckt in marmorkühler Tiefe
Des offnen Löwenrachens schlummernd lag . . .
Schmerzheulend schleudert fort der Mohr die Viper,
Und starrt auf seiner Hand durchstochnen Punct,
Drin schon das Todesgift verzehrend kocht. —
Wild rollt sein weißes Aug' — er schwindelt — wankt —
Entsetzen lähmt ringsum die Menschenschaar. —

„Es wächst (so flüstert er) im fernen Nubien
Ein Kraut, das solche böse Stiche heilt —
Nun aber ist's geschehn um Tigellin.
Nero, fahr wohl! ich sterbe — was ist's weiter?“ —
Er taumelt, sinkt zu Boden, krümmt sich dort
In heißen Qualen — seine Lippen schäumen —
Die Glieder zucken — er beginnt zu faseln
Im wilden Fieberwahn: „Brennt Rom nicht mehr?
Mir ist so finster vor den Augen — ha,
Den greisen Dämon nur erblick' ich noch —
Fort, Alter, du erschreckst mich, nicht der Tod — —
Bist du der Samum? Endlos brennt die Wüste —
Ein Feuerregen träuft herab — mich dürstet —
Ha, willst du bis zum Himmel wachsen, graues
Gespenst?...“
Das Aug' des Mohren bricht und starrt
Gebrochen schaurig auf den Alten noch ...
Entsetzen faßt des Schauspiels Zeugen all.
Doch bald erhebt sich um den Greis der Ruf:
„Ein Zauberer! er war's, der Tigellin
Getödtet!“ — Und erhob'ne Arme droh'n.
Doch Nero winkt abwehrend mit der Hand.
Und ruhig spricht er, zu dem Greis gewandt:
„An dem ist dir's gelungen, düst'rer Graukopf!
Den hast du wirkungsvoll, erhaben hier
Dahingestreckt auf weiße Marmorstufen.
Ich danke dir für dieses würd'ge Nachspiel
Zur wundervollen Festschau dieses Tags:
Es hat mein kaiserlich Gemüth ergötzt. —
Doch wähne nicht, es müsse dir gelingen
Heranzukommen auch mit deiner Kunst
An Nero-Dionysos! wähn' es nicht,
Graubärtiger Sophist und Magier! —
Ich lache deiner prahlenden Rhetorik —
Kein Becher Weins soll drum mir schlechter munden,
Und keines schönen Weibes Rosenlippe.
Für deine Tollkühnheit, sieh', dank ich dir;

Dir gegenüber fühl' ich erst mich wahrhaft!
Denn Großes wächst erst dann, wenn es verneint wird:
Dann faßt sich's selbst in seiner ganzen Kraft,
Und bäumt sich auf in seiner ganzen Größe.
Zieh' hin, Wahnwitziger! dich tödt' ich nicht,
Denn mir beliebt es eben nicht — und weißt du,
Warum mirs nicht beliebt? — sieh, dieses Mal
Beliebt es mir nach einem Grund zu handeln —
Zum Zeugen haben will ich dich, daß mich
Nichts kümmern deine Reden, daß ich bleibe
Der Nero, den du kennst! Du rühmst dich deiner
Unsterblichkeit und wirfst zum Sprecher dich
Der „ew'gen Menschheit“ auf — nun wohl! auch ich —
Ich bin nicht zu vernichten! In mir hat
Das Leben einen festen Ankergrund!
Nichts kann mich je verwandeln — ich bin ich!
Unendlichkeit, sie liegt nicht in der Dauer,
Sie liegt im Wollen — in der Freiheit, —
Du Unzerstörbarer in Feuerflammen,
Ich nehm' es mit dir auf! Es gilt den Wettkampf,
Ob meine geist'ge Unzerstörbarkeit
Nicht deiner leiblichen die Wage hält!“ —
„Wohlan, ich nehm' ihn auf,“ so ruft der Greis,
„Den Wettkampf, den du bietest! Stürme fort,
Genieße und zerstöre! labe dich
An deiner trunkenen Unendlichkeit —
An deiner Göttlichkeit! Es kommt die Stunde,
Es kommt die Stunde, Nero Dionysos,
Wo dir dein Ich und deine Welt entschwindet!
Es kommt die Stunde, Nero Dionysos,
Wo du zusammenbrechend mein gedenkst —
Es kommt die Stunde, Nero, wo mein Bild
In deines Aug's Pupille rächend steht,
Wie jetzt im Augensterne dieses Mohren!“ —

Fünfter Gesang.

Das goldene Haus.

Dem Trümmerschutt des *alten* Roms entsteigt
Das *neue* Rom — das Rom des Nero. Leuchtend
Entgegenwachsen in der Ebene
Die Steinkolosse seinem Herrscherblick,
Indeß vom Söller seines *goldnen Hauses*,
Der junge Roma Zier und Krone, stolz
Er in die Tiefe schaut.
„O Rom," (so ruft er)
„Ich stürzte dich in Trümmer hin, und du,
Du gabst hinsinkend mir das Hochgefühl
Von meiner Göttlichkeit. Nun sei's genug!
Ich sage dir: Erhebe dich aufs Neue!
Erhebe dich glanzvoller als du warst:
Ich will ein Rom vor meinen Augen sehn,
Das *ich* geschaffen, und bezeugen soll
Die Welt, daß ich nicht bloß *Zerstörer* bin! —
Nicht mein Gedanke wars, in einer Wüste
Zu thronen — Nero *braucht* die Welt, sie zu **beherrschen**
O Römervolk, das mir zu Füßen wimmert,
Wie einem knie'nden Sclaven sag' ich dir:
Steh' auf! — Hinstrecken kann ich dich ja wieder,
Sobald es mir gefällt! —
O Menschlein, die ihr
Da unten krabbelt um das Steingetrümmer,
Ameisen gleichend, die, sobald man ihnen
Zerwühlt der Wohnstatt lockres Hügelrund,
Gleich wieder emsig durcheinander wimmelnd

Den neuen Bau beginnen — besser wär' euch
Den Wohnsitz aufzuschlagen, statt zu Füßen
Des Nero und in seines Aug's Bereich,
Zu Füßen eines glühenden Vulcans!" —
In tieferen Gedankentraum versinkt
Das Haupt des Herrschers. Götterhauche schwellen
Die Brust ihm wieder, seine Blicke schwingen
So stolz und machtvoll sich ins Thal hinab,
Wie junge Adler aus dem Felsenhorst.
Er denkt an Vindex einen Augenblick,
An den verweg'nen Thoren, der es wagt,
Aus Gallien jene Meutrerschaar zu führen,
Die Galba's Namen auf ihr Banner schreibt —
Wie? gegen den gewaltigen Vernichter
Wagt er's die Schaar zu führen, gegen Rom,
Wo Sclavenschauder stummer jetzt als je
Die Kette schleppt, will er sein Banner tragen,
Bedrohn den Machtsitz Neros? Armer Falter,
Der in die Flamme taumelt! — Nero denkt
An ihn nur einen Augenblick und lächelt
Verachtungsvoll. Und rückwärts wieder schweift
Sein Sinn, er denkt des geisterhaften Alten,
Den ausgestreckt der Flammenschlund als Junge,
Er denkt an ihn und lächelt. Er gedenkt
Der Christen, die zerfleischt im Circus starben,
Und lächelt. Er gedenkt des Flammengräu'ls,
In dem das alte Rom versank, und lächelt.
Und weiter, weiter noch zurücke schweift
Sein Sinnen, er gedenkt des Bacchanals,
Und Agrippinas auch — doch siehe da,
Er lächelt nicht mehr — seine Stirn beschattet
Der Ernst im Flug; wohl schüttelt er alsbald
Das Wölkchen von der Stirn wie eine Fliege —
Doch Fliegen sind hartnäckig oft und necken,
Mit lästigem Gesumme wiederkehrend,
Des Helden Stirn, der Löwen niederwirft ...

„Ha“ ruft er, „gibt es stets Momente noch,
Wo ich ein *Mensch* nur bin? O Apathie,
Die Götterstirnen stets umschweben soll,
Wirst du zuweilen noch mir ungetreu?
Bist du denn eine Metze wie Fortuna,
Die heut uns noch umarmt, und morgen plötzlich
Verläßt mit leerem Beutel, leerer Brust?
Wie kommt in Nero's Herz die Unruh' noch?
Was regt geheim den tiefen Sinn mir auf
In solchen Abends sel'ger Götterstille? —
Der Friede schwebt wie eine weiße Taube
Vom Aventin her übers goldne Rom —
Mir ist als sollt' ich ihn am Fittig fassen,
Und ganz ihn bergen hier in meiner Brust! —
Doch — ist nicht Unruh' manchmal lieblicher,
Als ew'ges Einerlei des Götterfriedens?
Zuweilen *sehn'* ich mich nach ihr; nach dir,
Empfindungswechsel, sanfte Flut und Ebbe
Der Herzenswogen, die das Menschendasein
Erträglich, oft sogar auch *lieblich* macht! —
Und doch, nie wieder *könnt'* ich, *wollt'* ich ernstlich,
Zurück mich bannen lassen in die Schranken
Alltäglich-engen, menschlichen Gefühls:
Umkehr auf meinem Pfad — unmöglich ist sie:
Des Menschendaseins Ring hab' ich durchbrochen
Und bin *hinausgewachsen* über ihn —
Wollt' ich zurück, er faßte mich nicht mehr.
Nein, nein! ob *einsam* auch, ich bleibe doch
In meinen stolzen Höh'n — ich bleibe *Nero*!“ — —
Es senkt sich leise dunkelschattend nieder
Die stille Nacht. Vom Tagwerk ruhn die Menschen.
Die guten Genien des Friedens schweben
Um nied're Hütten. Aber aus den Tiefen
Aufflatternd kommen finstere Dämonen,
Wie Fledermäuse in der Dämmerung,
Und kreisen um des Nero goldnes Haus.

Sie heischen Einlaß. Einlaß forderst du
An dieser Schwelle, nächtliches Gezücht? —
Die Sorge ist es und die Reue. — Sieh,
Die Sorge kehrt vom Glanz geblendet um
Schon an des Hauses Thür. Die Reue schlüpft
Hinein ins Innre bis zu Nero — doch
Vor seinem festen Blicke weicht auch sie
Zurück und flieht. In dieser Brust von Erz,
Gehärtet in den Flammen Roms, da ist
Kein Ort für sie. Sie flieht. —
Da, siehe, wagt
Hervor sich aus dem dunkelsten der Winkel
Des Tartarus ein andres Ungethüm.
Das ist der gräulichste der Nachtunholde,
Die aus den Wassern des Cocytus trinken.
Die Flügel hängen bleischwer ihm herab,
An ödem Ort gekauert liegt das Scheusal
Und mit dem Kopfe wackelt es im Schlaf.
Ein grauer Nebelregen, endlos triefend,
Ist seine Atmosphäre. Wenn es gähnt,
So ist's, als ob das alte Chaos wieder
Aufschlösse seinen Rachen, zu verschlingen
Die Welt, die es gebar.
Dies Ungethüm
Kommt jetzt herauf vom Grund des Erebus.
Es flattert um den goldenen Palast,
Durchschwebt die Pforten, weicht vor'm Glanze nicht
Zurück, geblendet wie die Sorge, nicht
Vor Nero's Blick verschüchtert wie die Reue.
Es nähert sich dem stille Sinnenden,
Und öffnet, ungesehn von ihm, den Rachen,
Und haucht ihn an mit seines Odems Hauch . . .
Kennt ihr den Namen dieses Ungeheuers?
Der Menschen Mund benennts die Langeweile.
Die kleinen Erdensöhne neckt es mäßig,
Die großen Geister faßt's mit Geierkrallen . .

Es langweilt Nero sich. — Er ruft: „Wo ist
Mein lust'ger Narr, mein immer durst'ger Dickwanst
Von Benevent, mein wackerer Silen?
Er komme! — wenn ich in sein Antlitz blicke,
Ins rothe, feiste, ewig lächelnde,
Erheitert es gemach die Stirne mir
Gleichwie das Sonnenrund umwölkte Höhn!" —
Hineilt der Sclave, doch er bringt zurück
Alsbald die Kunde: „Saccus, Herr, ist todt!
Gestorben diese Nacht!" — „Gestorben? wie?" —
„Des Leibes Ueberfüllung bei dem Schmaus,
Mit dem, o Herr, du gestern eingeweiht
Dein neues goldnes Haus, bracht' ihm den Tod." —
„Ei sieh, mein Saccus auch," ruft Nero, „folgt
Dem Tigellin? — Fast steh' ich schon allein!
Sieh, wie das wechselt, wie das kommt und geht
Rings um mich her, und ich, nur ich allein
Bin unveränderlich in allem Wechsel ...
Doch nein! nicht ganz! die neckische Natur,
Die nichts mehr über meinen Geist vermag,
Sie hält an meinen Leib sich und beginnt
Mir Kinn und Wangenblüte zu verschwemmen
Durch gelblich schlaffen Wulst, obgleich die Jugend
Ums Haupt mir noch in voller Locke flattert! —
Doch seh' ich recht? was zeigt mir da die Welle
Des Silberspiegels hell im Lichterglanz?
Ein graues Haar auf meinem Haupt? o pfui!
Ein graues Haar steckt all' die andern an!
Fort, grauer Erstling! soll denn auch für mich
Sie kommen, jene böse, böse Zeit,
Wo Haar um Haar von meinem Haupte sinkt
Wie Blatt um Blatt vom Rosenhaupte sinkt?
Ha! bleibt der Geist nur jung und unverändert,
Und du, o Fleisch, verblühst an mir? und ich
Muß dich zuletzt als einen kalten Leichnam,
Als todten Zwillingsbruder, der mit mir

Verwuchs im Mutterleib und vor mir starb,
Durchs Leben weiter schleppen? — Warum ist
Der Gott in mir an diese alternde
Vergängliche Natur gebunden? — Fort,
Ihr melancholischen Gedanken! Spüle
Mir weg den Schweiß der Stirn, du goldne Quelle
Der Lust, die mir in reicher Fülle sprudelt,
Wie keinem Staubgebornen je vor mir!"
So spricht er, und erhebt sich, zu durchwandeln
Auf leichter Freudenjagd sein goldnes Haus.
Sein Lieblingslöwe folgt ihm wie ein Hündlein;
Ein zahmer Elephant, mit klugem Aug',
In Goldschmuck prangend wie ein Leibtrabant,
Geht ihm voran mit einem Fackellicht.
Ein Sclaventroß folgt seiner Schritte Spur,
Gewärtig jedes leisen Herrscherwinks.
Er wandelt hin durch alle Prunkgemächer,
Durch alle Riesenhallen, alle Höfe
Des Kaiserpalasts, dessen Märchenpracht
Kein Dichterwort beschreibt. Die Tempel Roms
Und Griechenlands und Asiens, geplündert
Sind sie für dieses eine goldne Haus.
Im Vorhof steht ein ragender Koloß,
Des Nero Riesenbild, hoch wie ein Thurm:
Des Fußes Zeh' hat Menschenleibes Dicke.
So unabsehbar dehnt der Vorhof sich,
Daß tausend Schritte lang ein Porticus
Hinläuft in ihm, und sich ein Weiher dehnt,
Drin des Palastes Zinnen rings sich spiegeln
Wie eine Stadt im Meer. Der Prachtbau streckt
Die Glieder aus vom stolzen Palatin
Noch über Nachbarhügel: grüne Triften
Und blüh'nde Gärten und Gehölze selbst
Hat eingeschluckt der steinerne Gigant,
Und diese grünen fort in seinem Innern,
Und merken nicht, daß nicht mehr frei sie grünen.

Nein, in dem Bauche eines Ungeheuers.
Sein flacher Dächerscheitel ist gekrönt
Mit Blumenfluren und mit Lorbeerhainen.
Und Glied für Glied ist dieser ganze, stolze,
Gewalt'ge Steinkoloß gehüllt in Goldzier,
Und steht auf seiner Höhe wie ein Held,
Mit goldner Rüstung schimmernd in der Sonne.
Im Innern ist der Goldgrund noch von Gemmen
Bestrahlt, in farb'ger Mosaik: es trägt
Schmucküberwuchert' Säulenwerk die stolzen
Goldschimmernden Rotunden, incrustirt
Mit Bernstein und Türkisen und Topasen.
Goldschwere Riesen-Prachtvorhänge schließen
Die hohen Elfenbein- und Schildpattpforten,
Und babylonisches Gewebe breitet
Sich unterm Fuß des Schreitenden so weich,
Wie frischgepflückte Rosenblätter aus.
Der Estrich ist gezimmert aus Krystallen,
Man glaubt zu wandeln auf der Meeresflut;
Korallenbäume steigen draus hervor
Als Candelaber. Farbenwunder schimmern
Von Wänden, Erz- und Marmorbilder ragen:
Hier, mit smaragdnen Augen funkelnd, sieht
Ein Silberlöwe und hier windet sich
Ein Schlangenthier — es starrt die Schuppe golden,
Unheimlich blitzt das Auge von Rubin.
Hier funkelt eine malachitne Säule,
Die nächtlich Glanz verbreitet wundersam.
Ein Bild des Nero schimmert mit der Wehr
Apolls, aus Jaspis ganz. Was gelten noch
Murrhinische Gefäße, Citrusplatten,
Bernsteingeräth, in diesem Eldorado?
Und was verbirgt nun erst das Innerste!
Das goldne Haus ist eine Welt im Kleinen:
Um sich versammelt hat aus allen Zonen
Des Nero Drang, der unersättliche,

In alle Tiefen, alle Höhen schweifend,
Was nur die Sinne reizt, den Geist erregt.
Natur und Wissenschaft und Kunst gesellen
Ihr Bestes hier dem Glanz der goldnen Schätze.
Als Herrn der Welt betrachtet Nero sich:
So schuf er sich sein Haus zum **Bild der Welt**! —
Durch all' die Pracht nun wandelt er dahin:
Wie kommt's, daß heut sie seinen Blick nicht fesselt?
„Du flammenfarb'nes Gold," so ruft er aus,
„Nur du allein warst würdig, dich zu wölben
Zur Wohnstatt mir, und all' der Prunk der Welt
Schlingt, wie's geziemt, sich um mein Götterdasein
Als deutungsreiches Arabeskenwerk . . .
Doch all' die Pracht beginnt mich anzufrösteln . . ."
Beschwingten Schritts betritt er einen Raum,
Den er das **Pantheon der Sinne** nennt.
Hier ist vereinigt alle Sinnenfreude,
Hier ist Elysium. Ein Dämmerlicht,
Ein rosiges, durchglüht die Zauberhalle,
In wechselnd holdem Reiz nach Nero's Laune
In tiefer Dämm'rung jetzt gedämpft und jetzt
Mit goldig hellem Glanz die Halle füllend.
Ein warmer Hauch, wie weiche Tropenluft,
Halb süßabspannend und halb süßaufregend,
Umweht die Wange schmeichlerisch. Musik
Rauscht aus verborgnen Quellen her, bald zärtlich
Wie das Gegirr der Tauben, stürmisch bald
Wie Lust, die triumphirt. Der Ruchsinn schwelgt
Entzückt in Specerein, aus goldnen Pfannen
Die Silberwölkchen mischend ins Arom
Prachtvoller Blumenwunder, die den Ort
Umranken mit verschwenderischer Zier,
Und hier und dort zu Lauben sich verschränken.
Dazwischen murmelt leise, sanft einlullend,
Ein feiner duft'ger Silbertropfenstaub,
Der aus Goldröhren in krystallne Becken

An trauter Stelle auflöst, wo sein Geriesel
Berückend sich dem halberstickten Laut
Heißglüh'nder Wonneseufzer mischen mag.
Wer diesen Raum betritt, der athmet tiefer
Im Drang des Busens auf, und meint, er stehe
Im Heiligthume der *Libido* selbst,
Und gleich nun müsse wo auf weichem Thronsitz,
Auf einem hochgeschwellten Rosenlager,
Sie ihm erscheinen, üppig hingelehnt.
Und traun, in Wahrheit ist ihr Tempel hier:
Schon kündigt sie sich an: auf Wänden schwelgt
In heißen Tinten üpp'ge Schilderei,
Und diese Statuen, die Marmor scheinen,
Im Reiz, dem lüsternen, der Nacktheit reglos,
Betrachtet man, befühlt man sie genauer,
So überrascht ein warmes, weiches Leben,
Das lachend niederspringt vom Postament.
Und während Nero an den goldnen Tisch
Sich setzt, den alles Leckere belastet,
Was nur den Gaumen kitzelt und entzückt,
Und gaukelnd eine Schaar von Götterknaben
Mit würz'ger Goldflut ihm den Becher füllt,
Drängt aus dem Hintergrund der Zauberhalle
Sich allgemach der schönsten Weiber Schwarm.
Die einen hüpfen um den Nero, schmiegen
Zu ihm sich kosend, ruhn auf seinem Knie
Und nippen, sich bezechend, aus den Bechern;
Es plaudern Andre, scherzen, oder trällern
Ein Liedchen zu dem Klang des Heptachords.
Auf Purpurkissen Andre ruhn, und Andre
Erheben erst aus Bädern ihren Leib,
Den weißen, mild erfrischten. Andre nahn
Des Nero Schwelgertisch als holde Gruppen,
Verwirklichend manch alte Götterfabel:
Des Mars, der Venus lüsterne Geschichte,
Und manche Liebschaft auch des Vaters Zeus.

Wer hat so zauberreichen Schönheitsflor
Vereinigt je gesehn, wie Nero's Aug'
An dieser Stelle sieht? Von jeder Form,
Die schwebt im bunten, weiten Reich der Schönheit,
Ist hier ein Urbild: 's ist wie das Gehirn
Des Phidias und Zeuxis, angefüllt
Mit jedes Reizes höchsten Idealen.
Da sieh' die schlanke, jungfräuliche Kissa,
Den lieblichen Narzissenstengel, da
Die vollentwickelte, die stolze Nais,
Die eine hehre Juno scheint, und da
Die kolossal'schen Formen der Dione,
Ein Prachtbau süßgeschwellter Gliederfülle.
Da siehe, holde Kinder, goldig-*blond*,
Ganz weiche Zärtlichkeit, verhalt'ne Minne;
Da *Schwarz*gelockte, Feueraugige;
Da schimmert lieblich' *Braun*, da prunkend *Roth*,
In feinen krausen Lockenringen wogend —
Da sieh' die stolze Griechin mit den edlen,
Vollkommnen Zügen, da die feurige
Hispanierin, die üpp'ge Syrerin,
Da der Germanin kräftig derben Reiz,
Und da sogar die schwarze Negerin,
Die schmiegsame — denn Alles will vereinigt
Die weltumschlingende Begier des Nero.
O Frauenschönheit, edle Himmelsblume,
Die schönsten deiner Blüten werden nicht
Des *Sehnenden* Besitz, den sie auf Erden
Zum Gotte machen könnten — nein sie werden
Gestreut als Würze in den Freudenkelch
Des Reichthums und der üpp'gen Schwelgerei,
Die wählerisch sie mit erstorb'nem Sinn
Beschnüffelt, und sich ihrer kaum erfreut! —
Der Schönheitsreigen, welcher ihn umgaukelt,
Er ist dem Nero, seht, so viel, so wenig,
Wie Satten reiche Tische, vollbesetzt.

Und schlummerlosen Kranken weiche Polster.
Und statt zu greifen nach den Hesperiden
Der Lust, die rings um ihn so lockend hängen,
Versinkt er fragend in sich selbst: „Wie kommts,
Daß nun an mir sogar der süße Reiz
Der Sinne mehr und mehr erlahmt? Wie kommts,
Daß nichts mich lockt und nichts mich mehr entzückt?
Ich steh' im Meer der Freude wie ein Schiff
Bei Windesstille steht im Ocean:
Kein Lüftchen regt des Herzens todte Welle
Und meiner Wünsche Segel hängen schlaff!
Wenn etwas lohnt die Mühe, Mensch zu sein,
Und sterblich ird'scher Glieder sich zu freu'n,
Ist's eines holden Weibes Glutumarmung;
Und doch, was ist zuletzt denn auch das Weib
Dem Uebersättigten? Ha, keine Lust
Gibt es, bei der so schnöd, so übermüthig
Wie bei des Weibes Reiz der Ueberdruß
Und die Begierde mit uns Fangball spielen!
Es lockt von voll entfalteter Natur
Uns zu der knospenden; von dieser wieder
Zurück zur vollen; von der blondgelockten
Zur braungelockten Schönheit schwanken wir;
Vom Zarten drängt es uns zum Ueppigen,
Vom Ueppigen zurück zum Zarten wieder:
Doch matter stets und matter überfluthet
Verblaßter Freuden innres Einerlei
Des äuß'ren Wechsels Reiz — und immer weiter
Sperrt seinen Rachen auf ein Sinnenhunger,
Den nichts mehr sättigt, weil ihn nichts mehr reizt.
's ist nicht die Gier, die drängt zum Uebermaß,
Es ist der Ekel: Weil uns nichts befriedigt,
Versuchen wir das Unerhörteste....
O glücklich der Genießende, den noch
Begierde stachelt zum Genuß! Begier
Ist leicht gestillt und ihr genügt das Nächste;

Doch Ueberdruß, das ist der nimmersatte,
Der wilde Wolf, das die gefräßige
Harpye, Alles niederschlingend, Alles
Besudelnd! . . . Glücklich wer noch mit dem Aug'
Der Sehnsucht sieht! wem Frauenschönheit noch
Ein Ideal ist, nicht die greifbarste
Von allen ird'schen Raumausfüllungen,
Wem als ein Eden noch, als Paradies
Erscheint die Sommerlandschaft, Weib genannt,
Mit ihren leid'gen steten Wetterwechseln,
Mit ihren Zorngewittern, Thränenregen,
Und periodischen Versumpfungen . . .
Wie kommt es denn, daß wir zu Narren werden,
Wenn wir ein schönes Weib zur Seite haben?
Warum durchzuckt uns eine weiße Haut
Wie funkensprühend heut, die doch gar bald,
Sind ihrer wir gewohnt, so kühl uns läßt
Wie unser eignes Fleisch? Bethörung nur,
Bezauberung der Sinne, Phantasie
Ist Jugendlust, und Lieb' ein Sommerhauch,
Der als beschwingter Sclav' den Blütenstaub
Von einem Blumenkelch zum andern trägt! —
Fort, fort von hier — will heut an einer Schau,
Von mehr gediegner Art mein Auge laben!" —
So lästert frech der übersatte Schwelger.
Und weiter durch die goldnen Hallen wandelnd
Ins vollgefüllte Schatzhaus tritt er ein,
Wo aufgehäuft Kleinode, die kein Crösus
Vereint gesehn und kein Polykrates!
Gold, Silber, Perlen, schimmerndes Electron,
Und edles, feurig-sprühendes Gestein,
Vom Indus, vom geheimnißvollen Osten
Des Kolcherlands, vom ceylonesischen
Gestad' des alten Perlenmeers geholt!
Da ruhen sie in märchenhafter Pracht,
Die augenblendenden, die lichten Kinder

Der schwarzen Mutter Nacht — die Edelsteine:
Hier Adamas, der Unbezwingliche,
In weißem Glanze stralend: hier Rubin,
Wie angeblas'ne Kohlen feurig glühend,
Und hier der sanfte, glutende Saphir,
Der himmelblaue, heilige, der Stein
Der Steine, welcher Indertempel schmückt.
Da grünt der Augentröster, der Smaragd,
Da gleißt der Amethyst, der Traumerreger,
Buntschillernd äfft hier das Chamäleon
Der Steine, der Opal, den Regenbogen,
Da glitzert Turmalin und Chrysolith,
Achat und Jaspis, Türkis und Beryll,
Topas und Hyacinth, und was noch sonst
Dem Mutterschoß der Erde ward entrissen,
Zu dem es, weils zu tiefst aus ihm geboren,
Auch wieder strebt mit schwerstem Herzensdrang! —
„Sieh da die steingeword'nen Zauberflämmchen,"
(Ruft Nero) „welche glüh'ndes Feuer scheinen,
Und anzufühlen sind so marmorkalt!
Mir ist, als sollt' ich die gefrorne Pracht
Auflösen wieder in ihr altes, heißes
Glutelement, das hier zu Eiskrystallen
Verzaubert ist. Die kalten Steine schneiden
Mit ihren scharfen Kanten mir ins Aug'
Und in die Seele —
Und wie konnt' ich nur
Sie emsig sammeln, und mich ihrer freu'n,
Als hätt' ich Großes dran? Sind es nicht Kiesel,
Nur etwas glänzender, und etwas bunter?
Ist nicht ein Wassertropfen ganz so gut,
In dem die Sonne glänzt, als ein Demant?
Doch der ist seltener — das ist's! Ich Thor,
Was strebt' ich mir in Haufen das zu sammeln,
Was nur als Einzles, Seltnes Werth besitzt?
Das Seltene in Haufen wird gemein.

Fort, fort damit, 's ist nöthig aufzuräumen!
Greif zu, mein Cappador, greif zu, mein Syrus!
Hier, Geta, dir der eiergroße Saphir!
Fang' auf den Jaspisklumpen, Asdrubal!"
So spricht er und ergötzt sich lachend dran,
Die Steine seinen Sclaven zuzuwerfen.
Dann setzt er seine nächt'ge Wand'rung fort.
Er tritt hinaus auf eine Blumenflur,
Die taghell prunkt in grellem Fackelglanz.
Da leuchtet Lilien- und Lotosblüte,
Da wiegt auf hohem Stengel sich der Stern
Gelbstralender Narzissen, die Violen
Streu'n milden Duft, die Tulipanen nicken
Mit goldnen Kelchen, voll von Mondesthau,
Crocus und Amaranth und Hyazinthen
Erblühn, Jasmin, Syringe duftet lieblich.
Wohin du blickst, die Blüten sind wie Flämmchen,
Die lodernd aus der grünen Hülle brechen.
Hier blüht ein gelbes auf und dort ein blaues,
Hier flackerts grün, hier weiß, hier purpurfarben.
O sieh, wie zierlich rings auf Blätterfüßen
Sie stehn, die lieblich bunten Blumenlichter
Im Frühlingssaal! Armleuchter ist der Kirschzweig,
Der Rosenstrauch ein ganzer Candelaber! —
„Was willst du mir, du farbiges Gewimmel,"
(Ruft Nero), „und du, Schleicher Wohlduft auch,
Der sich mir kitzelnd in die Nase stiehlt?
Was hast du mir zu sagen, buntes Gras,
Das morgen Heu ist, mit den Blumenäuglein
Und mit den säuselnd zarten Blätterlippen?
Ich liebe dich nicht mehr: mir ist die Mohnflur
Wie eine ausgegoss'ne Lache Bluts,
Und auf dem Strauch die rothen Beeren scheinen
Mir Tropfen, die aus offnen Wunden fließen!
Ihr eitlen Blumenfürsten, was stolziert ihr
Mit einer Krone, die ein Hauch entblättert?

Was willst du, bunt bemaltes Faserwerk?" —
So ruft er, und im Weiterschreiten grimmig
Ausreutet er die Lilien und die Rosen.
Und weiter wandelnd der Tyrann betritt
Des Hauses Raum, wo ein gewaltiger
Thierzwinger sich erhebt. In diesem hat
Versammelt Nero alle Thiergestalten.
Da brüllt der Löwe; Bär und Elephant,
Und Nashorn und Giraffe wandelt hier.
Da wälzen Schlangen auch und Krokodile
Sich hinter sichern Gittern. Adler sitzen
Auf Silberspangen ruhig, Pfaue schreiten
Mit prächtigem Gefieder, Schwäne segeln,
Und rosig schimmernde Flamingos prunken
Auf Weihern hier wie auf Aegyptersee'n.
Doch wie zuvor die holde Pflanzenwelt,
Erscheint dem Nero heut die Thierwelt auch
Gespensterhaft. Ihn faßt ein Schauder an
Gleichwie vor Zerrgebilden, und er findet
In ihrem Blick ein Fremdes, das ihn anglotzt
Mit diabolischer Gewalt.
„Mir ist," so spricht er,
„Als säh ich hier in lauter todte Larven.
Je mehr mein Auge sich versenken will
In and'rer Creaturen Aug', so mehr
Werd' ich des ungeheuren Abgrunds inne,
Der alle Wesen von einander trennt.
Ja, jedes Angesicht ist eine Larve,
Die immer mehr verbirgt als offenbart.
Sogar das edle Menschenangesicht
Erscheint zuweilen mir mit einem Male
So fremd und seltsam, so gespensterhaft,
Daß ich erschrecke. Oefters meinen wir,
Wenn unser Blick taucht in ein andres Aug',
Wir säh'n bis auf der Seele Grund hinab;
Doch Täuschung ist es nur, und plötzlich wird uns,

Als sollt' uns schwindeln, und als ständen wir
Vor einer Tiefe, nimmer zu ermessen:
Mit Recht, — denn keine Brücke geht von einem
Zum andern Wesen, jedes ist ein Selbst,
Und jedes ruht auf sich und will nur sich,
Und kennt nur sich, versteht nur sich allein!

Ich seh' die Thierwelt durcheinander krabbeln,
Gewürm und Käferwerk in eklen Massen:
Ich sehe Molche, Kröten, Basilisken,
Ich sehe Drachen, Olme, Scorpione,
Chamäleone, Salamander seh' ich
In scheußlichem Gewimmel mich umkriechen.
Ha, sind das deine schöpfrischen Gedanken,
Natur, unholde Mutter? du erschufst
Ein Reich wo Eins vor'm Andern sich entsetzt,
Und Eines wüthend sich aufs Andre stürzt!
Du hast erschöpft in deinen Schöpfungen
Vielmehr das Häßliche und Fürchterliche,
Als das Gefällige und Edelschöne.
Ei, sage, hast du mütterlich gehandelt,
An deiner Söhne edelstem, dem Menschen?
Du hast mit einer Schöpfung ihn umzirkt,
Die gegen ihn in ew'gem Grimme wüthet:
Die Elemente kämpfen gegen ihn,
Das wilde Thier fährt grimmig auf ihn los,
Ohnmächt'ge Nattern spritzen Gift auf ihn,
Der Wurm selbst frißt sich tückisch in sein Fleisch.
Nicht anders ist's, als wäre das Geschaffne
Nur da, den Menschen grimmig zu befehden
In einem ewigen Vernichtungskampf!

Und dort, wo du ein Liebliches versuchst,
Natur, wie arm ist deine Phantasie!
Ein Blümlein hold, ein tonbegabtes Vöglein,
Ein flimmernd' Steinchen und ein bunter Falter —
Nun, das gelingt dir manchmal, doch im Ganzen
Bist du zu kleinlich maßvoll und zu karg!

Wahrhaftige Verschwendung kennst du nicht,
Machst nicht Gebrauch von deinen reichen Mitteln!
Warum erblicken wir nicht Blumenhäupter,
Wie eine Tonne groß? warum nicht Felsen
Aus Edelstein? warum muß dem Geschöpf,
Weil es das Eine hat, das Andre fehlen?
Warum ist nicht so prächtig wie der Pfau
Die Nachtigall, warum der Adler nicht
So farbenglänzend wie der Colibri?
Und warum ist der Mensch, der hohe Mensch,
Nicht auch geflügelt, wie der ärmste Sperling? . . ."
Unmuthig fürder schreitend jetzt betritt
Der Tadler einen Saal — das Heiligthum
Der Isis — Erd' und Himmelsraum im Kleinen.
Hoch in der Decke kreist ein Sternenhimmel,
Indeß des Estrichs Grund, erhöht, vertieft,
Nachbildet all' der Erde Meer und Länder.
Und in des Raumes Mitte leuchtend steht
Ein Isisbild, verhüllten Angesichts,
Ein riesiges. Der Göttin Brüste schwellen,
In Händen hält die Lilienblume sie
Als Scepter, auf dem Haupte königlich
Trägt sie als Diadem den gier'gen Vogel,
Deß' Name „Geier" ist, und der das Wort
„Genug" nicht kennt.
„Natur," ruft Nero, „Name
Von seltsam unerfaßlicher Bedeutung,
Ziellos erschaffende Zerstörerin!
Warum bedeckst mit einem Schleier du
Dein Angesicht? Das Weib verbirgt ja sonst
Sein Angesicht nur wenn es häßlich ist —
Bist du es auch vielleicht? Bedeckt der Schleier
Die Flecken und die Mängel deines Wesens?"
So scherzend frevelt er und nähert sich
Dem Bild der Göttin, hebt mit einer Hand
Den Schleier ihr, und hält ihr mit der andern

Die Fackel, einem Sclaven abgenommen,
Nero's Angesicht. Da fängt das ganze Bild,
Geformt aus Chrysélectron, das die Flamme,
Die sich ihm nähert, gierig an sich reißt,
Sieh, plötzlich fängt es schreckbar an zu glühn,
Und seine Saphiraugen sprühen Blitze
Des wild'sten Zorns, daß Nero fast erschrickt,
Und nnwillkürlich sinken läßt den Schleier.
„Ei sieh," ruft er, „wie spröde sich ein Weib
Benimmt, das Alles eher ist, als Jungfrau!
Wer weiß auch, ob sichs tobnte, vorzudringen
Ins Innerste der irdischen Natur?
Wenn es gelänge, maulwurfartig sich
Hindurchzuwühlen durch die Erde ganz,
Die doch wohl bodenlos nicht ist, so stießen
Vielleicht wir unter ihr auf ganz dieselbe
Unendlichkeit, die leere, wesenlose,
Die hier sich über unserm Haupte wölbt!
Was hat sie uns zu bieten, diese blaue
Unendlichkeit? — Ich will zu ihr mich wenden,
Und meine grauen Astrologen fragen,
Ob sie mir etwas dort erbeuten können,
Was dieses Abends üble Laune bannt!" —
Und er betritt die höchste Warte seines
Palastes, wo die Sternenschauer wachen.
'S ist Mitternacht. Die goldnen Sterne glänzen
Im dunklen Haupt der Nacht wie tausend lichte
Gedanken. Unverwandten Blickes schau'n
Ins Aetherblau, wo eine Welt von Welten
Sich aufthut, ernste, silberbärt'ge Späher.
Und Nero spricht zu ihnen: „Sagt mir an,
Ihr Immerwachen, was gewährt euch denn
Die schnöde kalte Sternwelt zum Ersatz
Für Schlafes Süßigkeit, drauf ihr verzichtet?"
Der Sternenseher greisester erwiedert:
„Da oben, siehe, Herr! da geh'n allnächtlich

Die lieblichen Sternbilder ihre Bahnen
In ew'ger Schöne, ew'ger Majestät:
Da segelt stolz der Schwan im blauen Aether,
Die Lyra tönt von Sphärenharmonie'n,
Die Sternsaat des Arctur im Norden schimmert,
Von einem Himmelsrand zum andern wirft
Den Stralenpfeil Orion, Hercules
Bedräut mit seiner Sternenkeule siegreich
Die finstern Nachtgewalten. Sieh', so schließt sich
Lebendig über uns ein Lichtreich auf,
Wo uns're Geister wandern. Und die trauten
Sternbilder, siehe, lieben uns — sie sind
Mit uns vertraut und künden uns die Zukunft!"
„Sternbilder!" lächelt Nero; „weil ihr nichts
Von jenen öden Räumen wißt, beschickt
Sie eure Phantasie mit Colonie'n
Von ihren eig'nen Ausgeburten. Nein!
Der Himmel ist ein Abgrund, kalt und todt,
Und seine Sterne wissen nichts von uns! —
Wenn aus Planetenwandel ihr die Zukunft
Zu deuten wißt, du Alter, sag' mir an,
Wann ist dir selbst bestimmt des Lebens Ziel?" —
Es stellt das Horoskop der Astrolog
Und spricht zuletzt: „Nur einen Tag, o Herr,
Vollendet mein Geschick sich vor dem deinen!" —
„Wie?" donnert Nero, „greiser Bösewicht,
Du wagst's, den altersschwachen Daseinsrest,
Der dir gegönnt noch ist, frech anzuknüpfen
An's junge, göttlich hohe Lebensloos
Des Nero Dionysos? Stirb noch heut,
Und dies dein Todesurtheil, das ich spreche,
Bezeuge dir, wie der Verkündigung,
Die du mir gabst, ich spotte!"
Zitternd fällt
Der schwache Greis vor Nero's Zorngeberde

Zurück, und schwankt, und stürzt vom Rand der Warte
Hinunter und zerschmettert sich das Haupt . . .
„Er seht den Alten, wie er um den Lohn
Betrügt den Henker!“ ruft mit frevlem Spotte
Der Wüthrich.
Niedersteigt er von der Warte,
Und neuer Hallen Raum betritt er jetzt.
Es thut ein Riesensaal vor ihm sich auf.
Hier hat er alldurchforschend wißbegierig
Gehäuft einst tausendfach aus aller Welt
Vergangner Alter bunten Ueberrest.
„Anwidert mich,“ ruft Nero, „die Natur —
Kann Menschendaseinsspur mich noch ergetzen?“
Da, siehe, liegt der Ring des glücklichen
Polykrates, der vielberühmte; da
Ein Ueberbleibsel von dem Lehm, daraus
Prometheus Menschen formte, hier ein Splitter
Vom Baum in Aulis, drauf die Schlange saß,
Die, vorbedeutend, daß zehn Jahre lang
Noch Troja stehen sollt', neun Sperlingsjunge
Zusammt der Mutter fraß. Hier ist die Geißel,
Mit welcher König Xerxes einst das Meer,
Das widerspenst'ge, peitschen ließ. Hier ist
Ein Stück vom Pflug des Triptolem, und hier
Vom Schild des Hercules ein Nabelstück.
Hier ist der Becher, draus sich Alexander
Bei lust'gem Schmause pflegte zu bezechen,
Und hier der Becher, draus den Schierlingssaft
Der weise Socrates im Kerker trank.
Hier ist die Lanze des Miltiades
Und hier das Schwert des Thermopylenkämpfers
Leonidas. Ein Balken hier vom Schiffe,
Das den Aeneas trug nach Latium,
Und hier ein Zahn aus dem Gebiß der Wölfin,
Die ein bekanntes Brüderpaar gesäugt.
Mit Lächeln auf den Wust der Seltenheiten

Blickt Nero und beginnt: „Wie konnt' ich nur
Erfreu'n mich je an solchem bunten Trödel?
In grünsten Jugendtagen häuft' ich ihn,
Wo ich, mit unerfahrner Seele noch
Ins Weite schweifend, rings um mich das All
Versammeln wollte, weil der Sinn mir noch
Nicht aufgegangen war für jene *hehre*,
Für jene *innere* Unendlichkeit,
Die auf das *Wollen*, auf das Ich sich gründet.
Was sollen diese kargen Splitter mir,
Die schwimmen auf der trüben Oberfläche
Des Zeitenstroms? Was soll mir die Geschichte
Der kleinen Menschenwelt? — Was ist Geschichte?
Geschichte ist die Schattenbildersammlung
Der Wolken vom verfloss'nen Jahr; Geschichte
Ist Protokoll des Flugs der Vögel, die
Uns weggeflogen überm Haupte sind;
Geschichte ist Geburts- und Sterbechronik
Der Falter und der Blumen, die zusammen
Verbuhlten einen kurzen Sommertag,
Und jetzo dünn und breit gequetscht sind zwischen
Den Riesenbücherrollen jener Chronik.
Geschichte ist die tröstliche Gewißheit,
Daß irgendwelcher längstvergeßne Mann
Nicht Cajus hieß, nein, Lucius. Geschichte
Ist das Register aller der Muränen
Und der Fasane, die wir aufgezehrt
Und längst verdaut; sie ist das Inventar
Der Haar' und Nägel, die die Menschheit sich
Vom Haupt und von den Fingern weggestutzt!" —
Er spricht's, und faßt halb lachend und halb grimmig
Den Wust der aufgehäuften Seltsamkeiten
Und schleudert ihn durchs Fenster tief hinab.
　　Und eine letzte Halle nimmt ihn auf:
Die prunkvoll stolzeste der Riesenhallen,
Wo aller Zeiten hehrste Kunstgebilde

Vereinigt sind, Urschöpfung oder Nachbild.
In Stein und Farbe glänzen die Gedanken
Des Phidias und des Apelles hier,
Und ihnen schließt in Rollen, rings gereih't,
Sich an, was edle Dichterphantasie
In süßen und erhabnen Tönen sang.
Oft weilte hier, entflammte wonneschauernd
Der Jüngling Nero noch die bess're Seele
An höchster Schöne reinem Wunderflor —
Versuchend selbst in Klängen nachzustammeln
Am Schönheitsaltar manche Melodie.
Nun aber steht er wie vor Schaugerichten,
Vor kalten, todten, die zur Seele nicht
Mehr sprechen, weil sie selber leer und todt ist . . .
„O marmorglatte, marmorkalte Welt
Des Scheins (so ruft er), leeres Formenwesen!
Wir haben längst uns übersatt geseh'n
An dieser reinen Schöne der Hellenen!
Dies Linienspiel thut meinem Auge weh
Mit seiner Zierlichkeit und seiner Weichheit.
Ich sehne mich nach Fratzen, Zerrgebilden —
Mein Sinn ist nicht mehr schlicht, nicht mehr harmonisch
Genug gestimmt, sich kindlich noch zu freu'n
An dieser stillen sanften Harmonie,
Die schön, doch regungslos ist wie die Fläche
Des unbewegten Sees. Ich ford're Leben,
Verzückung, Wonnerausch und Schmerzenskrampf!
Fort mit den Schemen, den veralteten,
Armsel'ger Steinekopier, Farbenkleckser.
Fort mit den Rollen auch der Dichterlinge,
Die nun schon ein Jahrtausend lang das Heu
Verwelkter Redeblumen wiederkäu'n!" —
Er spricht's und stürzt von ihren Postamenten
Die Meisterstücke reinster Griechenkunst
Und heißt die Bücherrollen, aufgestapelt
In langen Reih'n, den Flammen übergeben. —

Und so nun hat das Ungethüm, das graue,
Das heimlich aus dem Hades kam herauf,
Und, unverschüchtert hin vor Nero tretend,
Ihn angehaucht mit seines Mundes Hauch —
Es hat zuletzt den Rachen immer weiter
Und weiter aufgethan und allgemach
Des Nero ganzes goldnes Haus verschlungen —
Des Nero ganze reiche Welt im Kleinen
Mit allen ihren bunten Herrlichkeiten. —
Nichts ist mehr sein, nichts kann ihn mehr erfreu'n,
Und arm nun wie ein Bettler steht er da.
„Die Sinnenwelt (ruft Nero) hat nichts mehr,
Was mich zerstreuen, was mich fesseln könnte.
Ruft mir den Seneca, der weiß vielleicht
Mich einmal noch, wie einst, mit wunderlichen
Lehrsätzen und Sophismen zu ergötzen.
Ruft ihn, ob er bei seinen Bücherrollen
Die Mitternacht durchwacht, ob er beim späten
Gelag noch bechert, denn er ist ergraut
Im einen wie im andern Thun als Meister!" —
Herbei beschieden wird der Philosoph
Und tritt gehorsam vor des Herrn Gesicht,
Der ihm entgegen ruft: „He da, mein wackrer
Annäus, deute mir, wie's kommen mochte,
Daß, was mich sonst ergötzt, mir schal geworden,
Daß selbst mein goldnes Haus mit allen seinen
Erles'nen Schätzen mir zum Ekel ward?
Ich habe mir die Welt in Gold verwandelt,
Wie Midas: hab' ich etwa thöricht so
Das Leben selbst und seine Freuden all'
Verwandelt mir zu goldnen Schaugerichten,
Um hungernd dran den Zahn mir auszubrechen?"
Der weise Seneca versetzt: „Warum
Wollt'st du genießen als ein Schrankenloses,
Was eben nur in der Beschränkung reizt?
Was heischest du für deine Sinne das,

Was nur die *Phantasie* umfassen kann?
Was schöpfst du aus dem Meere mit der Hand
Und wunderst dich, daß du nicht *mehr* daraus
Vermagst zu schöpfen als — die Handvoll eben?“ —
„Du nennst das Uebel, nenne die Arznei!“ —
„Stell' wieder her die alte Republik,
Stell' her das alte große Römerthum
Und sei ein Mann, wie Numa und wie Brutus,
Wie Fabius und wie Publicola:
Schlag heut den Feind wie Scipio, und morgen
Begib dich auf ein ländlich Gut und wandle
Dort hinterm Pfluge her wie Cincinnatus!“ —
„Natürlich zur Verdauung! — Ei, ausstopfen
Soll ich den leeren Balg des alten Roms,
Den es wie eine Schlange abgeworfen,
Ihm meinen Hauch einblasen und ihn dann
Lebendig laufen lassen? Ich soll mich
Als Schaufigur des alten Römerthums
Maskiren, daß die nordischen Barbaren,
Sobald sie kommen, gaffend mich bewundern,
Und am ehrwürd'gen, weißen Bart mich zupfen?
Nein — nimmer werd' ich eine todte Puppe!
Laß einen *Pätus* wandern als Gespenst
Der Vorzeit durch die helle Gegenwart:
Ich aber will das Blut, das *meine* Zeit
Mir in die Adern goß, so wie bisher
Als *Lebender* in mir verbrausen lassen!
Zu Numa's Zeit wär' ich vielleicht ein Numa
Geworden und zu Brutus Zeit ein Brutus,
Zu *meiner* Zeit mußt' ich ein Nero werden.
Denn keine Größe kann gedeihn, die nicht
Die Wurzel hat im Herzen ihrer Zeit.
Das lehrst am besten du mich, alter Freund!
Zu Catos Zeit wärst du ein Cato worden:
Doch da du's werden wollt'st zu *Nero's* Zeit,
So trägst in dir du zwei verschied'ne Seelen

Und wandelst hin als traurig Zwitterding!
Du donnerst gegen schnöde Weichlichkeit
Von seidnen Kissen, predigst Mäßigkeit
Mit lallend schwerer Zunge beim Gelag.
Bei meinen Freudenfesten hast du nie
Verfehlt als Mitgeladner mitzuzechen." —

„Ich mußte mich in deine Launen fügen,
Und wollte nicht von deiner Seite weichen;
Ich fügte mich in *Schlimmes*, um das *Schlimm're*
Noch fern zu halten, wenn es möglich war." —

„Verbot! zu thun, was uns're Triebe fordern,
Ist nichts so leicht gefunden als — ein *Grund*.
Gesteh', es war kein Opfer — mit Beruf
Und mit Behagen sah ich stets dich zechen!
Genußsucht hat in dieser argen Zeit
Die Herzen angesteckt wie eine Seuche,
Und gegen eine *Seuche*, das ist sicher,
Hilft kein Philosophem!" —

„Wohl bin ich *Mensch*, doch *streb'* ich nach dem Hohen,
Und *Weisheit*, *Wahrheit* ist mein höchstes Ziel.
Mein ganzes Leben, scheint es auch zersplittert,
Ist doch zuvörderst ihrem Dienst geweiht." —

„Ja, selbst bei Becherklang *philosophirst* du: —
Doch welche Weisheit hast du ausgeheckt?
Hast du vielleicht entdeckt, daß Feuer brennt
Und Wasser flüssig ist? Ist eine Wahrheit
Dir klar geworden, die nicht auch ein And'rer
Gewußt hat, *ohne* zu philosophiren?" —

„Gewußt, doch nicht begriffen — sieh, ich lernte
Begreifen, was die Andern bloß *gewußt*.
Warst *du* es nicht, der dies Verständniß mir
In tausend Dingen abgelauscht, und der
An meinen Lippen einst begierig hing?" —

„O dies *Versteh'n*! — Seit ich die Welt *verstehe*,
Erscheint sie mir so leer, so schal: du mahnst
Mich sehr zur Unzeit eben an den Unwerth.

Aus dem geflossen ist mein Ueberdruß.
O, selig sind die nichts *Verstehenden*,
Nichts *Wissenden*! Ich sehne mich nach Träumen,
Nach Dämm'rung, lieblicher Unwissenheit —
Dies grelle Licht des Wissens blendet mich!
Ich fluche dieser klaren Afterweisheit,
Und deiner selbst auch, dem ich sie verdanke!
Sie bringt mich um die beste Lebenslust.
Annäus, wiss' es, ich *bin unzufrieden*
Mit dir, ich *bin es satt, dir zu begegnen*! —
Zum Glück bist du ein großer Stoiker,
Und fürchtest nicht den Tod — ich denke selbst,
Daß nur *erwünscht* dir meine Weisung kommt,
Wenn ich dich ernstlich bitte, zu *verschwinden*
Aus dieser Welt, die Aergerniß dir gibt!
Wie wär's, wenn du's versuchtest, dir die Adern
Zu öffnen? diese Todesart ist jetzt
In Rom gebräuchlich, und, wie man versichert,
Die sanfteste von allen. — Fahre wohl!
Vom innern Zwiespalt, drein der Stoicismus
Dich stürzt mit deiner alten Sympathie
Für glänzendes Metall und volle Becher,
Befreie dich der Tod — wir müssen Alle
So oder so zuletzt uns helfen — sieh,
Wer weiß, wie ich mir *selbst* noch helfen muß?" —
Hinwegschwankt Seneca, das Todesurtheil
Tief in der Seele, wissend wohl, daß Nero
Nie eins zurücknahm, das er sprach! —
„Wohl," fährt in sich versunken Nero fort,
„Wohl hab' ich Grund zu fluchen dir, du schnödes
Verstandeslicht, das mir die Welt entzaubert,
Und des Genießens beste Würze raubt.
Nicht ohne Grund wohl sucht und liebt die Lust
Die Dämm'rung — sie verträgt kein helles Licht.
Was nützt Erkenntniß, wenn sie am Erkannten
Die Freude mir verdirbt?

Was hilft Unendlichkeit,
Wenn mir das Endliche darin zerrinnt?
So lang man lebt mit menschlichen Organen,
Wär's doch die beste der Unendlichkeiten,
Das Endliche unendlich zu genießen!
Das eben nun versagt das Schicksal mir.
Es langweilt schier mich meine Göttlichkeit,
Und meine Allmacht, und mein Geisteslicht.
Ich sehne mich nach mystischer Dämmerung;
Ich möchte gern vor etwas schaudern. — Ha,
Das einz'ge Wesen, dessen Anblick mich
Erschüttern und vor dem ich schaudern könnte,
Wär' Agrippina nur — und diese hält
Der Hades fest! — —
Doch geht nicht von Beschwörern
Die Sage, die des Nachts mit Zaubersprüchen
Und Weihguß aus ihren Gräbern locken
Die Todten? An des Hades Pforte klopfen —
Das möcht' ich, ja! Die Erd' und den Olymp,
Sie hab' ich durchgekostet — gerne möcht' ichs
Nun auch mit Pluto's Reiche noch versuchen,
Wohin ich Agrippina zürnend stieß!
Ha, denk ich deines Namens — Mutter, Mutter,
Da mein' ich oft, ich müsse dich noch einmal
Der Unterwelt entreißen, um noch einmal
Die Rachethat an dir zu thun, noch einmal
Dich zu ertränken in der Meeresfluth: —
Dann wieder — Augenblicke kommen, wo
Mir plötzlich ist, als sollt' ich Veilchen dir
Und Rosen streu'n auf die krystall'ne Gruft,
So weit sie blaut, die grausam dich verschlang,
Und deines Odems stolzen Hauch erstickt,
Du einzig Weib, vor dem sich Nero beugte!" —
Der Blick des Sinnenden sucht vom Gemach
Den Ausblick in die Weite. Der Krystall
Des Fensters läßt den goldnen Vollmond still

Vorüberwandelnd schau'n. Was hebt sich dort
In Lunas weißem Licht vom Marmorglanz
Der Säulenhalle dunkelschattend ab?
's ist eine menschliche Gestalt, die noch
In einsam stiller Mitternacht, wie sinnend,
Gelehnt an eine blanke Säule ruht.
Nun hebt sich, sieh, das silbergraue Haupt
Und blickt hinauf zu Nero; schaurig spiegelt
Der Mondstral sich in großen tiefen Augen —
Es ist der greise, todverachtende
Titan, der aus dem Blut- und Flammenmeer
Des Circus lebend stieg. —
„Den Greis dort führe
Zu mir empor!"
Der rasche Sclav' enteilt.
Ein flüchtiger Moment verrinnt und Nero
Sieht wieder sich dem Düstren gegenüber,
In dessen Aug' kein Sterblicher, als *er*,
Mit Ruhe blickt.
„Du hast mich einmal schon
(So spricht er) mit verweg'ner Redekunst
Und einem kleinen Zauberstück ergötzt.
Willst du noch einmal mir zu Willen sein?
Verstehst du dich vielleicht ein wenig auch
Auf Nekromantik? Sieh, es lüstet mich
Zu *schaudern*, und die Erde hat nichts mehr,
Wovor ich schaudern könnte; nur der Hades
Umschließt ein Weib, deß' Anblick mich noch einmal
Aufrütteln könnt' im Tiefsten meiner Seele —
Ich *will's* — die dumpfe Ruh' langweilt unsäglich!
Dies Weib ist *Agrippina*. Kannst du sie
Heraufbeschwören aus dem dunklen Reich?"
Der Greis erwiedert: „Nicht vergebens kam ich.
Seit wen'gen Tagen lebt in Romas Mauern
Ein Magus aus Aegypten, hochberühmt.
Er nennt sich Apollonius von Tyana:

Der ruft dir jedes Schattenbild herauf
Vom Orcus, das dein Herz ersehnt." —
„Wohlan!
Führ' mich an seine Schwelle! diese Nacht noch
Will ich's erproben! bist du wohl bereit?" —
„Ich bin es, folge mir!" — — —
Im mitternächtlich einsamen Gemach,
Dem hochgewölbt gruftartig fensterlosen,
Das keinen Blick hat für die Außenwelt,
Nein ganz in sich gekehrt ist wie das Aug'
Des tief Entschlummerten — da brütend sitzt
Der Nekromant beim Schein der Naphthalampen,
Die einen düster fahlen Schimmer werfen
Auf seltsam schauerlich Geräth. Es glotzen
Aegypt'sche Götterbilder von den Wänden
In thierisch menschlicher Gestalt: Bubastis
Und Horus, Typhon, Isis und Osiris.
Dazwischen schlingen Zaubercharaktere
Sich an den Wänden hin wie kriechendes
Gewürm. Auf ragenden Gestellen gleißen
Metall'ne Spiegel, Urnen voll von Asche
Und Todtenbeinen — andere Behälter,
Von Zauberkräutern voll. Da, siehe, steht
Ein menschliches Geripp' und drüber hängt
Ein todter Rabe; hier liegt hingestreckt
Ein ausgestopftes Krokodil; hier Köpfe
Von Hunden und vom Sperber und vom Ibis.
Da starrt ein todter Luchs und eine todte
Hyäne mit verglas'ten Augen. Athmet
Kein Leben unter all' dem Moder? Doch
Da, siehe, kauert ein schwarzer Hund zu Füßen
Des Magiers: unheimlich wie vom Hund
Der Hecate ein Zwillingsbruder; hier
Wälzt eine lange, gelbe Schlange sich
In glatten Windungen durch das Gemach,
Mit rothen Augen gräßlich funkelnd; dort

Im Winkel lauert eine riesige
Giftkröte mit weit vorgequoll'nen Augen
Und off'nem Schlund, in den, vom schnöden Odem
Des Scheusals wie betäubt, die Mäuse laufen.
Der Nekromant sitzt tief in sich versunken.
Vom alten Todtenlande kam er her,
Vom uralt heil'gen Todtenland Aegypten,
Deß' Glanz nun untergeht. Im üpp'gen Rom,
Wo Lebenslust in wilder Woge schäumt,
Da steht der dunkle Wanderer vom Nil
Gleichwie ein Todesbote. Dunkelglutend
Aufblitzt im Auge dieses Magiers
Das myst'sche Licht des Orients, das immer
Zu *matt*gedämpftem Stral nur Bahn sich bricht
Ins Abendland, ins kalte, nüchterne.
Doch schon auf leisen Sohlen naht die Zeit,
(Das Aug' verspricht's, das glüh'nde, dieses Mannes)
Wo einen vollern Strom von seinem Licht
Siegreich das Morgenland aussenden wird,
Die ganze Völkerwelt des Occidents
Versammeln wird zu einem neuen Cult.
Weltumgestaltende Gedanken glühn
Auf braunen, schwarzumlockten Denkerstirnen
Am libyschen Gestad' und in Judäa.
Als Thaumaturgen und Theurgen gehn,
Vorboten einer neuen Zeit, die Männer
Vom Nil und von Chaldäa durch die Welt.
Und jene myst'sche Denkerglut, sie ruht
Auch auf der Stirn des Apollonius:
Nach Rom gewandert kam er und vernahm
Hohnlächelnd, wie sich Nero brüstete
Mit Allmacht — ha, vermag der auch die Geister
Zu zwingen und die Hölle? Nimmermehr!
Doch *Apollonius* vermag's. Ihm ist genaht
Zu wiederholten Malen schon ein düst'rer,
Geheimnißvoller Greis, der ihn ermuntert,

Mit aller Zauberkraft sich auszurüsten
Zu einem großen Geister-Zauberwerk —
Denn einen **Nero** gilt' es zu beschämen . . .
    Wie Apollonius nun aus tiefem Sinnen
Sein Haupt erhebt, da, siehe, steht vor ihm
Derselbe düstre wundersame Greis;
Es wechseln nur ein flüchtig Wort die Beiden
Geheimnißvoll — dann führt der Alte schweigend
Den Herrscher Roms in's dämm'rige Gemach
Des Nekromanten.
                    Nero spricht: „Bist Du's,
Dem zaub'rische Gewalt gegeben ist,
Und der herauf vom Hades zwingt die Todten?" —
„Nicht bloß die Todten zwing' ich, Imperator!
Dämonen auch gehorchen meinem Wink
Nach den Gesetzen orphischer Magie —
Und selbst die hohen Götter zwingt mein Wille,
Denn echter Wille ist Magie, ist Allmacht!" —
    „**So denk auch ich!** — Doch willst Du mir beweisen,
Daß Deine Willensmacht die Macht des Nero,
Noch überragt durch mystisch dunkle Kunst,
So schließe mir des Orcus Pforten auf
Und bringe mir vor Augen Agrippina!"
    Der Zaub'rer spricht: „Ich bin's, der es vermag!"
Und er versenkt den dunklen Blick zuerst
Tief in geheime Zeichen, myst'sche Rollen,
In Hieroglyphentafeln, zu erspäh'n
Den günst'gen Augenblick. Dann wirft er Rauchwerk
In glüh'nde Pfannen, d'raus in lichten Qualmen
Berauschendes Gedüft emporwallt; seltsam
Gestaltet ragen auf grotesken Säulen
Die Lampen, die durch's weiße Rauchgewölk
In dunkelrothem Scheine düster brennen.
Dann vom Gestell herab holt Zauberkräuter
Der Nekromant, vollsaftige, gepflückt
Am Pontus und am Nil mit eh'rner Sichel

In Mitternächten: weißen Asphodil,
Osiriskraut, Verben' und Aconit.
Inzwischen sieht, halb spöttisch lächelnd, Nero
In dem Gemach sich um; sein Auge fällt
In einen blinkenden metall'nen Spiegel:
Da sieht ihm grau'nhaft grinsend plötzlich über
Die Schulter ein Gesicht, noch spöttischer
Als sein's — er prallt zurück, in Eile stürzt,
Und wie ergrimmt, der Nekromant herbei,
Und deckt mit einem Tuch die Spiegelfläche.
Dann hebt er einen Stein des Bodens aus
Und schlachtet über der entblößten Stelle
Den Mächten des Avern ein schwarzes Lamm,
Und läßt, geheime Zaubersprüche murmelnd,
Den frischen Blutstrom in die Erde rinnen.
Es schleicht der Hund heran, die warme Feuchte
Zu lecken, doch der Zaub'rer stößt zurück ihn,
Daß er sich heulend in den Winkel schmiegt.
Der Blutdampf steigt empor. Auffängt vom Blute
Ein Weniges der Magier in der Schale,
Und drei gemess'ne Tropfen läßt er fallen
In einen Kelch voll schäumend duft'gen Tranks,
Den er dem Nero reicht, um d'ran zu nippen.
Vom Reste sprengt er hierhin, dorthin, murmelnd
Das Blut des Lamms in Tropfen aus der Schale —
Und sieh', wohin solch rother Tropfen thaut,
Erwacht bei jener Pfannen brodelndem
Gequalm und beim unheimlichen Geflacker
Der Lampen und bei fremder Töne Klang,
Die wie aus weiter Ferne schaurig weh'n,
Mit einem Mal ein seltsam Leben: Todtes
Regt sich gespensterhaft:
Des todten Luchses Augen und der todten
Hyäne fangen plötzlich an zu funkeln
Und ihre Nasenlöcher dehnen sich
Wie lüstern, um den Blutdampf einzusaugen.

Der Rabe, hängend über dem Skelett,
Hebt mit den Flügeln mälig an zu schlagen,
Und hackt den Schnabel ein in's Knochenwerk,
Das dürre, das mit Fleisch sich zu bekleiden
Und leis' in Schmerzen aufzuächzen scheint.
Das Krokodil sperrt seinen Rachen auf
Und eine feu'rgeschwänzte Ratte läuft
Daraus hervor, mit einem Flatterschwarm
Von Eulen und von Fledermäusen, die
Sich wispernd, schwirrend rings umher verbreiten.
    Noch wandelt durch's Gemach der Nekromant,
Sprengt hierhin, dorthin Tropfen von der Schale.
Da fällt ein Tropfen gegen seinen Willen
In eine jener eh'rnen Zauberurnen,
D'rin Todtenbein und Todtenasche liegt.
Aufzücken aus der grauen Asche Flämmchen,
Und d'raus empor, sieh', taucht ein bleiches Haupt,
Ein todtenbleiches, unbekanntes Haupt
Mit festgeschloss'nen Augen: zitternd stürzt
Und unmuthglühend rasch der Nekromant
Herbei und drückt zurück mit eh'rnem Deckel
Die Grau'nerscheinung in den Aschenkrug.
    Nun regen ihr Gefieder auch die Sperber
Und flattern im Gemache hin und her;
Doch über ihr Gekrächz ergrimmt die Kröte,
Ergrimmt das Krokodil, die gelbe Schlange,
Bald durcheinander schnaubt's und schwirrt und schnappt.
Es geht ein Sausen durch die Luft, dazwischen
Klingts wie Geächz und Weinen, wie der Scylla
Gebell, wie Meergeräusch und Sturmgebraus —
Der schwarze Hund mischt in der Thiere Streit
Sich wüthend ein, die Schlange zischt und schäumt,
Die Kröte spritzt um sich mit schwarzem Gift:
Der Magier sammelt unter Zaubersprüchen
Den weißen Schaum von dem Gebiß des Hundes,
Der Schlange Geifer und der Kröte Gift

Und mischt's am Boden in die rauchende
Blutlache, d'rein er auch die Zauberkräuter
Geworfen hat —
Hei, toller stets und toller
Braust die gespenst'ge Meute durcheinander.
Nero erblaßt entsetzt und will der Schlange,
Der feueräugigen, die nach ihm züngelt,
Den Kopf zertreten; da geht wilder noch
Durch's Haus ein Brausen und ein Todesächzen.
Die Erde bebt. Gespenster grinsen tanzend,
Und Memphis Götter mischen in den schnöden
Gestaltungen mit Hund- und Vögelköpfen
Von dem Gestell herab sich in den Reigen.
Nun aber in den zaubertollen Wirbel
Des grausen, wildentfesselten Gezüchts
Ruft plötzlich ernst und klar der Nekromant
Gebiet'risch ein geheimnißvolles Wort —
Da schwindet, sieh', im Nu das stygische
Gesindel allzusammt, das Zauberwesen
Verhallt, verflattert; süßer Veilchenduft
Verbreitet sich, ein lichter Purpurschein
Durchquillt den Raum, und aus dem weißen Rauch
Vom Hintergrund der hohen Halle her
Naht plötzlich, sieh, mit Zügen, bleich doch süß,
Von Purpurschein umflossen, hold umkränzt
Von Lilien und Asphodil,
Geschloss'nen Auges schwebend Agrippina — —
Ja, das ist Agrippina, wie sie reizvoll
Im Reigen der Lebendigen geschwebt —
Nur zarter ist ihr Leib, ätherischer,
Aus Mondesduft und Rosenglanz gewoben,
Verjüngten Reizes, wie sie wohl als Jungfrau
In zartem Alter blühen mochte — still
Hinschwebt sie wie ein süßer Traumgedanke,
So sinnbestrickend, lieblich, hold — nur bleich. —
Und bei dem Anblick geht durch's Herz des Nero

Ein wild Gemisch von Lust und Schauder — siegend
Durch alten *Groll* und neues *Grauen* bricht
Hervor ein unermeßlich *tiefes Sehnen*
Aus seiner Brust, und durch den wüsten Abgrund
Im Busen dieses Uebermenschen zuckt
Zum ersten, letzten Mal der *Stral der Liebe*
Mit ihrer *ganzen vollen Himmelslust*,
Mit ihrem ungeheuren *Todesschmerz*.
Kein Wort ermißt das Unbeschreibliche,
Das sich vollzieht in diesem Augenblick
In Nero's Herz — er will die Hohe fassen
Bei ihrer Lilienhand — doch sie gebeut
Dem Hades an *und zwischen ihn und sie*
Wälzt Zeit und Ewigkeit und Schicksal sich
Wie ein unendliches Gewölk — sie weicht zurück,
Verschwebt, zerfließt gemach im Hintergrund.
Doch Nero starrt noch immer auf die Stelle.
Und wieder sieht er Agrippina, — doch
Er sieht kein *Blendwerk* mehr, *er sieht sie anders*,
Als sie der Nekromant ihm zeigen will:
Er sieht sie, wie beim Bacchanal sie ihm
Erschien als Roma, nur unsäglich ernst,
Mit Mienen, trauervoll, mit welken Kränzen,
Die wirr, zerrissen niederhängen — dann,
Wie ihm das Bild auf's Neue näher schwebt,
Verwandelt sich's ihm wechselnd allgemach
In jene königliche Agrippina,
Die todeskalt in Gold- und Purpurzier
Das Meer an seine Schwelle warf, und die
Wie eine sturmgebroch'ne Lilie lag
In seinem Atrium. So schwebt sie langsam
An ihm vorüber, schlägt die Augen auf,
Und blickt ihn an mit grassem, todtem Blick,
Der ihn entsetzt. Er sieht sie wieder nur
Als *Muttermörder* — Grausen faßt ihn, Schweiß
Tritt auf die Stirn ihm, und mit Augen, weit

Hervorgequollen, blickt er auf das Schreckbild
Der eig'nen Phantasie, das schauerlicher,
Als alles Zauberwerk des Nekromanten
Ihn foltert. Doch — ist Agrippina nicht
Allein? Ha, sieh! wer ist's denn wohl,
Der hinter ihr am tief verstörten Antlitz
Des Nero still vorüberschwebt? Es ist
Der Schatten des Britannicus: die Flecken
An seinem nackten Leib, wie sie das Gift
Hervorgetrieben, sieh, sind überstrichen
Mit weißem Gips — so that es Tigellin,
Daß nicht Verräther sie des Gifttranks würden
Am Leichnam des von ihm Gemordeten. —
Und da — da, siehe, schwebt ein bleiches Paar
Von Jungfrau'n still vorüber, schlummerfest
Geschloss'nen Aug's — o wie verschieden ganz
An Mienen und Gestalt: Actäa hier,
Die frische Mädchenblüte, in den Schlamm
Gestampft vom Tanzschritt der Bacchanten — dort
Die ernste Christenjungfrau, sie, die Hehre,
Die Nero noch dem wilden Todesrachen
Entreißen wollt' zu lüstern frevlem Spiel.
Und, ha, wer ist der Schwarze dort, die schnöde,
Hohngrinsende Gestalt im Leichentuch,
Mit einer Viper um den Arm? Und wer
Ist die Silensgestalt, die aufgeduns'ne,
Die sich von einer der ägyptischen
Gottheiten borgt die wunderlichste Larve,
Und d'rin mit tollen Sprüngen grimassirt?
Und wer sind all' die andern Schreckgebilde,
Die aus dem Grund der Erde mälig wachsen,
Und grinsend vor den bleichen Nero treten?
　　's ist eine ganze Geistercaravane:
Es schlingt um ihn sich her der Schwebereigen,
Und das Gemach erweitert endlos sich
Zum Wüstenplan um ihn, d'raus er die Städte

Hinweggebrannt, die Völker weggetilgt —
Und die Gespenster des *Gewesenen*
Umkreisen ihn — der Schauder schüttelt ihn:
Nicht grausenvoller, nicht vernichteter
Stand in dem Kreis der Furien Orest,
Die ihn umdrängten mit den Flammenaugen,
Die ihn zerfleischten mit den Schlangengeißeln,
Als jetzt in diesem Reigen Nero steht . . .
„Ha," ruft er, während sich die Haare sträuben
Auf seinem Haupt — „schickt der Avernus denn
Mir alle seine Todten jetzt herauf?
Was schlingst du, Schauder, Riesenschlange, mir
Die Kettenglieder um den Leib und schnürst
Die Brust zermalmend mir zusammen? Ha!
In meinem Innersten bäumt etwas noch
Sich gegen dich mit letzten Kräften auf!
Doch die Natur versagt den Kampf. So brich
Zusammen, Sohn des Staub's, armsel'ger Leib!" —
Und das Entsetzen, gleich als wollt' es sich
Erbarmen seines Opfers, faßt ihn an
Und wirft ihn hin. Er stürzt, sein Aug' erlischt,
Wohlthätige Besinnungslosigkeit
Umfängt ihn.
Ueber den Gebroch'nen beugt
Der düst're Greis sich, wie ein Rachedämon
Sich über todeswunde Opfer beugt.
Zum Nekromanten ernst gewendet spricht er:
„Die ewige Natur, sie hat gesiegt:
Die kühnsten Geister, die aus ihrem Centrum
Hinausgestürzt, sie hascht sie wieder auf
Mit *einer* Angel, wenn die Bande all'
Gerissen sind, und diese Angel ist
Das *Grau'n*. Des Grau'ns kann keine Seele sich
Entschlagen — auch des *Nero* Seele nicht!
Er ist gebrochen, ist gebeugt, beschämt,
Wenn auch auf Augenblicke nur; — laß' ihn

Das Haupt auch immer wieder stolz erheben:
Viel tiefer trägt in sich, als sie es meint,
Den Wurm die stolze Zeder, den ich ihr
In's Mark gepflanzt — langsam doch sicher geht
Das ewige Verhängniß seinen Gang.
Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,
Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
Mitleid'gen Auges an und sieht die Stunde
Beflügelt nah'n, die sein Geschick erfüllt."

Sechster Gesang

Ahasver.

Erwacht aus todesähnlicher Erstarrung,
In die das Grausen ihn geworfen, findet
In seines gold'nen Hauses Prunkgemächern
Sich Nero wieder. Wie aus tiefem *Traum*
Erwacht er, doch aus einem Traum, so lebhaft,
So tief in Leib und Seele durcherlebt
Mit allen Nervenfasern seines Wesens,
Daß all' sein *waches* Dasein ihm dagegen
Als Traum erscheint. Nachzittert ihm das Grau'n
In allen Gliedern. Wand und Estrich spiegeln
In hellkrystallnem Grund sein Antlitz ihm
So bleich und so verstört, daß er erschrickt.
Und doppelt ängstlich weicht sein Aug' den Flächen
Metall'ner Spiegel aus, als könnt' ein Schreckbild,
Wie im Gemach des Zauberers, ihm über
Die Schulter blicken — alle Hintergründe
Und Winkel des Gemaches scheinen ihm
Von Nebelbildern trächtig; ihm erscheint
Unsicher selbst der Boden, den er tritt,
Als könnt' er aufthun sich und durch den Spalt
Herauf der höhnische Avernus grinsen . . .
Doch endlich, mit dem Fuß unwillig stampfend,
Besinnt sich Nero auf sich selbst: „*Bin* ichs —
Ist's *Nero*, der sich wie ein Knabe fürchtet
Vor Nachtgespenstern? Ei, nun seh' ich wohl,
Was es bedeuten will, ein Erdensohn
Zu sein, geboren aus des Weibes Schoß!
Wie auch der Mensch sich mag als Gott empfinden,

Und trotzig stolz sich auf sich selber stellen,
Nie *ganz* durchschnitten wird die Nabelschnur,
Die ihn als Creatur dem Schoß der Mutter
Natur geheim verknüpft! der frei'ste Geist
Löst nie sein Leibliches aus dem Verband
Des Allgemeinen *so*, daß es sein Werkzeug,
Sein Glied nur wäre — nicht auf Augenblicke
Ihn selbst mit sich hinabzuziehn vermöchte
In stürmischer Empfindung Wirbelflut!
Auf *Augenblicke*! denn es schwimmt zuletzt
Der freie Geist doch immer wieder *oben*,
Gleich einem *Kork*, geschleudert in die Flut.
Nie kannst du *ganz*, Natur, mein Ich ersticken —
Doch ich muß freilich *dich* auch gelten lassen:
Ich muß es zugesteh'n, daß gegenüber
Der Macht des *Geist's* sich eine *zweite* stellt,
Die der *Natur* — vielleicht noch eine *dritte*?
Vielleicht das Schicksal?" . . .
Während Nero fragt,
Tritt schon ein Bote dieser *dritten Macht*,
Tritt schon ein düst'rer *Schicksalsbote*, *Burrus*,
Im Morgengrau'n zu Nero in's Gemach.
Die Unglücksbotschaft, die sein Antlitz bringt,
Bestätigt bald der Lippe hastig Wort:
„So eben künden schweißbetriefte Boten,
O Herr, daß Vinder mit den gall'schen Meut'rern
Zurückgeworfen deine Legionen
Und Rom sich nähert eilig, unaufhaltsam —"
„Ei sieh," (spricht Nero) würd'ger konnte nicht
Ablösen *diese* Nacht ein Unglücksmorgen!
Ist dies das Schlummerlied, mit dem du mich
Zu wiegen denkst in süß wohlthät'gen Schlaf,
Nach einer schnöd' durchwachten Schreckensnacht?" —
„Zu wichtig, Herr, zu eileheischend war
Des Augenblickes Noth. Der Sieg des Vinder,
Der Deinen Flucht, der Römer Wankelmuth

Gönnt nicht Verzög'rung mehr dem Aufgebot
Der letzten Kraft. Ganz Rom verschlingt begierig
Des Meuterers aufruhrschnaubende Edicte,
In denen er der Herrschaft dich verlustig
Erklärt und Galba auf den Schild erhebt.
Maßlos ist, Herr, des Vinder Uebermuth:
Er lästert und beschimpft in den Edicten
Dein Haupt und fügt zur Lästerung den Spott:
Nicht Nero mehr, Ahenobarbus nennt
Er dich und —" „Nun?" — „Kaum wag' ich's auszusprechen!"
„Ich will es, sprich!" — „Er schmäht verächtlich, keck
Die schönsten Kronen deines Ruhms begeifernd,
Dich einen Histrionen, Zitherspieler,
Stimmlosen Sänger, Stümper auf der Harfe..."
Das Antlitz dunkelroth erglüht, fragt Nero hastig:
„Antwortet nicht ganz Rom, wenn es sie liest,
Auf solche Schmähungen mit Hohngelächter?" —
„O Herr, die Römer schwören stets zum Sieger:
Neu wärmt man alte Blutgeschichten auf,
Laut wird gesprochen, was man sonst geflüstert.
Selbst der gemeine Hause, der dich einst
Vergötterte, weil seine Schaulust du
Befriedigt, wie's vor dir kein Kaiser that,
Er nergelt auf dem Forum jetzt an dir,
Weil bei der großen Hungersnoth vor Kurzem
In Alexandrien die Schiffe du,
Statt mit Getreide für den Pöbel Roms,
Mit Sand beladen ließ'st für deine Ringer.
Mit Schmähungen und frechen Lästerzeichen
Beschreibt man deine Statuen, und offen
Tritt eine langverhaltne Bitterkeit
In gräßlichen Verwünschungen hervor." —
„Wohl will ich ihnen," ruft der grimme Nero,
„Den Mund bald wieder stopfen! Alle Führer
Des Heer's und die Proconsuln der Provinzen,
Die sich bisher empört, sie sollen's büßen

Mit ihrem Blute mir, und müßt' ich sie
Durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen.
Die Länder geb' ich Preis der Plünderung:
Und so durch Beute mir das Heer verpflichtend,
Verpflicht' ich durch den Schrecken mir die Länder.
Und den Senat, o, diese feile Schaar
Von Schlemmern — seh' ich Haares Breite nur
Sie schwanken nach des Galba Seite hin,
Vergift' ich sie, die Schurken, allzusammen
An meiner Tafel. Und wenn Pöbeltrotz
Mich reizt, so laß' ich los die wilden Thiere —
Und wenn ich anders nicht das Schicksal zwinge,
So fach' ich alte Brände wieder an
Und überliefere dem Flammentod
Die Stadt und die Bewohner und — mich selbst.
Nun eile hin und ruf' mir unter Waffen,
Was Rom noch birgt von kampfestücht'ger Mannschaft,
Und melde den prätorischen Cohorten,
Daß ich, noch eh' die Stunde ganz verrinnt,
Mich selbst an ihrer Spitze den Rebellen
Entgegenwerfe. Doch vor Allem laß
Durch eil'ge Boten rasch zu mir entbieten
Die Häupter des Senats — von ihren Lagern,
Aus ihren Morgenträumen laß sie reißen —
Sein Haupt verwirkt, wer zögert . . ."
Rasch enteilt

Auf Nero's Wink der Satellit, und eh'
Der Morgenstral noch Albas grüne Berge
Beglänzt mit vollem Licht, umschließt die Halle
Vor dem Gemach, wo Nero sinnend ruht,
Die aus dem Morgentraum geriss'nen Gäste,
Die Väter Roms, die Männer des Senats.
Da harren sie mit den verschlaf'nen Augen,
Den feisten Angesichtern, drauf der Schweiß
Des Schlafs nach halbdurchschwelgter Nacht noch ruht —
Der Ein' und And're flüstert von der Wendung.

Der drohenden, die Galba's Sache nimmt —
Die neu'ste Wendung kennen sie noch kaum —
Dann aber von der leid'gen Politik
Abspringend, denn sie kümmert Politik
Nur halb — was thuts zur Sache, wie sich nennt
Der Cäsar, der jeweilig sich in Rom
Nach unverbrüchlichem Cäsarenbrauch
Mit Mord und Brand und Schwelgerei vergnügt?
So wenden sie sich denn schier unwillkürlich,
Schier unbewußt, den Lieblingsdingen zu,
Mit denen seit Tiber das Römervolk
Am liebsten sich die Zeit verkürzt. Sie sprechen
Von Circusspielen, Gladiatorkämpfen,
Von Tänzerinnen, und von Pantominen,
Von Flötenbläsern und Equilibristen:
Für Diesen, Jenen wird Partei genommen,
Und nicht für Nero und für Galba, nein,
Für diesen oder jenen Circuskämpfer
Droh'n des Senats ehrwürd'ge Häupter jetzt
Sich lebhaft eifernd in Partei'n zu spalten . . .
    Und Nero blickt vom Grunde des Gemachs,
Er selbst noch unbemerkt, still auf die Gruppe,
Die seiner wartet in der gold'nen Halle.
Und bei dem Anblick wacht in seiner Brust
Die ganze bittre Laune wieder auf.
„Da sind sie,“ ruft er, „diese Abderiten
Mit Römerköpfen, diese zahmen Löwen,
Zu Katzen und Eichhörnchen eingeschrumpft,
Die Krokodile, als Lacerten schwänzelnd,
Die Boaschlangen, die wie Regenwürmer
Sich treten lassen! — Ja, da sind die Männer,
Mit denen ich das alte Römerthum
Herstellen sollte für den Seneca,
Bei denen ich ein güt'ger Cäsar bleiben,
Mit denen ich als Herrscher Großes thun,
Die Welt erobern sollt' — und was noch sonst?

Das sind die Weichlinge, die, wenn sie angeln,
Auf Purpurpolstern ruhn, das sind die schnöden
Dickbäuche, denen beim Gelag, dem heißen,
Die Sclavin mit dem Fächer und der Knabe
Mit einem Myrthenzweige Kühlung zuweht,
Und aufs Geschnalz des Fingers der Eunuch
Den gold'nen Pißtopf reicht . . .
                                        Ha, *die, die* Männer
Soll ich im Ernste zu *Berathern* haben?
Vor diesen Puppen soll sich Nero schwach
Und ängstlich zeigen? Nein! von *diesen*
Hab' ich in solcher Stunde nichts zu hoffen!
Die Köpfe zählen nichts im Rath des Schicksals:
Sie gehn von einer Hand zur andern nur
Wie Münzen, nein, wie Rechenpfennige!
Ja, ja, wir Spieler um die Weltherrschaft,
Wir *rechnen* nur mit ihnen, doch sie selbst
Sind werthlos Blech . . ."
                                        Mit heit'rer Göttermiene,
So stolz, so apollinisch hehr wie sonst,
Tritt Nero plötzlich in den dichten Kreis
Der Senatoren in den goldnen Saal.
Sie grüßen tiefgebeugt den Nahenden,
Und harren seines Wortes. „Wißt ihr wohl,"
Beginnt er, „warum ich so früh euch heut
Entbot?" — Sie schweigen. „Ahnt ihr's?" wiederholt er.
„Kam etwa neue Post," versetzt der Eine,
„Vom Kriegeslager, von dem Nah'n des Vindex?"
„Was Vindex!" ruft verächtlich lächelnd Nero.
Ich denke nicht an Vindex, fürchte nichts
Von Vindex, dessen abgeschlag'nes Haupt
Ihr kläglich bald gespießt erblicken sollt
Am Thore meines goldnen Hauses. Nein,
Um so geringen Grund hätt' ich euch nie
Gerissen aus dem besten Morgentraum,
Ehrwürd'ge Väter Roms!

's ist eine Freudenpost, die ich euch künde!
Wißt, daß in dieser Nacht nach langem Sinnen,
Ich siegreich endlich ein Problem gelöst,
Das mich seit langer, langer Zeit im Stillen
Beschäftigt hat. Ihr kennt die Wasserorgel,
Und kennt den unvollkommnen Zustand auch,
In dem dies Instrument sich stets befand,
Und welcher Musenfreunden, mir vor Allen,
Ein Gräuel war. Ihr wißt, mein Geist ergeht
Sich spielend im Bereiche mancher Kunst,
Und selber mit mechanischen Versuchen
Hab' ich mich immer gern ergötzt. Nun denkt!
In dieser Nacht — es floh der Schlaf mich eben —
Da sinn' ich hin und her und her und hin,
Und so zuletzt nach langem Kopfzerbrechen,
Wird endlich aus den bunt sich kreuzenden,
Chaotischen Gedankenwindungen
Mir klar ein wundervoller Mechanismus,
Der uns're alte schlichte Wasserorgel
Zum herrlichsten der Instrumente wandelt.
Vor Freuden ob der glücklichen Entdeckung,
Harrt' ich des Morgengrau'ns mit Ungeduld,
Und bei dem ersten Strale drängt' es mich,
Euch mitzutheilen diese wicht'ge Botschaft,
Daß sich mit mir Senat und Volk erfreue.
Kommt einmal her! Auf diesem Papyrus
Macht euch mein Rohr den neuen Mechanismus
In flücht'gen Zügen klar!" — Und die Verblüfften
Versammelt Nero zu gedrängter'm Kreis,
Und zeichnet ein verwickelt Räderwerk
Mit krausen Strichen auf den Papyrus,
Daß Allen bald die weisen Häupter schwindeln.
„Habt ihrs gefaßt?" — „O herrlich, Imperator!"
„Nun wohl! So gehet hin, und kündet
Dem Volk, was ihr vernommen; fügt hinzu,
Daß ich den Römern schon in wenig Tagen

Von wundervollen neuen Harmonie'n
Mit eigner Hand die Probe geben werde
Auf diesem Instrument! Von Vindex aber
Soll Keiner schwatzen dürfen auf dem Markt,
Noch insgeheim — bei Todesstrafe! Geht!" —
Sich weidend an der wunderlich verblüfften
Gestalten Mien' und Haltung lächelt Nero,
Und dann entläßt er die gebückte Schaar,
Die erst gewohnte Schmeichelei'n noch stammelt.
    Inzwischen ist der Morgen angebrochen.
Dem ungeduld'gen Nero schleichen träg
Die Augenblicke hin. Er zieht ein Fläschchen
Aus seiner Brust, ein goldnes Fläschchen, voll
Von tückisch klarer Flüssigkeit, und stellt's
Vor sich hin auf den Abacus. — Die Zinnen
Der Stadt glühn schon im Tagesglanz und noch
Kehrt Burrus nicht zurück. Doch endlich nun
Stürzt er herein und bringt die Schreckenskunde:
„Die Meut'rer stehn vor Rom. Die Legionen
Der Stadt und die Prätorianer selbst
Sind abgefallen und „Hoch Galba!" donnerts
Durch ihre Reih'n, und nur ein Echo ist
Dies Wort vom gestern schon erscholl'nen Ruf
Der Flotte, die vor Ostia geankert.
Der Legionen Treubruch und der Flotte
Macht Widerstand zur Fabel, und die Stadt
Ist Galba's. Aus dem zitternden Senat
Ist Otho eben unterwegs ins Lager
Des Vindex vor der Stadt, um demuthsvoll
Für der Ergebung feiges Angebot
Von Galbas Feldherrn Gnade einzuhandeln;
Der Pöbel fängt vom Mund der Prätorianer
Den Ruf: „Es lebe Galba!" auf, und drängt
In hellen Haufen, schreiend, sich hieher
Zum goldnen Hause, um dich einzuschließen,
Und lebend dich dem Vindex auszuliefern."

Horch, in dem Augenblicke tos't es schon
Rings um den Palast her wie Sturmgeheul;
Es drängen Pöbelrotten mit Geschrei
Sich um die Thore. Bei dem Anblick stürzt
Burrus hinweg entsetzt. Nachruft ihm Nero
Ein donnernd „Bleib!“ — doch Jener flüchtet, denkt
Nur mehr an sich allein. Da reißt den Dolch
Von seiner Hüfte Nero, schleudert ihn
Dem Flüchtling in den Rücken — wie ein Pfeil
Apolls trifft ihn der Stahl, er stürzt, verathmet.
Es sendet Nero nach den Günstlingen,
Nach seinen Lieblingsdienern im Palast —
Sie kommen nicht. Er selber geht zu ihnen,
Doch ihrer Kammern Thüren sind verschlossen.
„Bin ich allein?“ ruft Nero, „soll ich etwa
In Männerkleider stecken meine Weiber,
Und sie bewehrt mit Amazonenschilden
Vor meine Thüre stellen?“ — Weiter schreitet
Er durch den hallenden Palast und ruft
Nach seinen Sclaven. Doch die Sclaven eilen
An ihm vorüber, achten nicht auf ihn.
Er droht, er wüthet, doch sie merken's nicht.
Ohnmächtig ist sein Zorn. In Burrus' Rücken
Ließ er die Waffe stecken — kann nur *drohn*.
Er will mit Edelsteinen und mit Gold
Bestechen seine eignen Leute, doch
Sie nehmen Gold und Edelsteine *selbst*
Aus seinen goldnen Hallen ohne Scheu. —
Er kehrt zurück in sein Gemach und findet
Es ausgeplündert: selbst das goldne Fläschchen,
In welchem er das Gift verwahrte, fehlt.
Noch einmal irrt er durch das Haus und findet
Nicht *einen* Diener mehr — doch nein! noch *Einen*:
Ein Mann ist's von der kaiserlichen Wache
Germanischen Stamm's — mit Waffenehre grüßt
Ihn dieser noch als Kaiser und als Herrn.

Des Wackern Treu' mit Rührung fast bestaunend,
Winkt Nero: „Folge mir!" und still gehorsam,
Apathischen Gesichts, folgt der Germane.
Von ihm begleitet wendet Nero sich
Nun einem tief verborgnen Gange zu,
Der unterm Palatinus hin zuletzt
In eine abgelegne Gegend führt.
Bei einer Fackel Glanz durchschreiten sie
Die unterird'sche Finsterniß und treten
Auf einsam öder Stelle, unter Gräbern
Am stillen, menschenleeren Esquilin
Ans Tageslicht hervor. Verkleidet ist
Der kaiserliche Flüchtling, unerkennbar.
Ermüdet nun auf einem Grabdenkmal
Der Gräberstraße rasten sie. Zwei Männer,
Von Nero sprechend, tauchen auf, und arglos
Geh'n sie vorüber. Von bewohnteren
Stadttheilen her schallt ein verworrner Lärm.
Wohin sich wenden? Um die Stadt her liegt
Des Vinder Heer wie Feuer um den Kessel,
Und in der Stadt, dem Kessel, kocht und siedet
Und braust des Aufruhrs wallende Bewegung.
Mischt nun der Himmel selbst sich in den Streit?
Sieh, finstre Wetterwolken steigen auf,
Ein Wirbelwind beginnt den Staub zu kräuseln,
Bald fängt der wilde Donner an zu rollen,
Und Blitze sprüh'n und Regen prasselt nieder:
Es kehrt zurück die kaum verfloss'ne Nacht!
Ha sieh, der funkelrothe Blitz, er zuckt
Wie eine rothe Schlange, die der Adler
Entführt hat in die Luft und die sich jetzt
In seinem Schnabel krümmt in wildem Zickzack —
Und immer tiefer nachtets — immer greller
Aufflammt der Blitze Schein, und wilder krachen
Die Donner, langhinrollend, wie verdoppelt
Vom Echo des Gebirgs — da all' dies grause

Geleucht' der Flammen, all' dies Donnerrollen,
Des Windes Brausen und der Wasser Sturz,
Sind's Stimmen des Triumphes für den Galba?
Ist's Nero's Grabgesang? Verklärt die Flamme
Mit Blitzespracht und Donnerklang den jähen
Titanensturz des „Flammen-Dionysos?"
Will Nero's Lieblingselement noch einmal
In seiner ganzen Herrlichkeit ihn grüßen?
Ha, warum freut er sich nicht mehr des Grußes?
Was zuckt er so verstört bei jedem Blitz,
Der plötzlich grell die Finsterniß erhellt?
Nicht vor dem Blitze selbst erbebt er, nein,
Auftauchen sieht er stets im Feuerschein,
Dem jähen, zuckenden, bald hier bald dort
Das fahle, grinsende Gesicht des Alten,
Des finstren Dämons, der ihn stets verfolgt.
Unheimlicher als je blickt heut das Aug'
Des Greises — triumphirend zuckt ein Lächeln
Wie Hohn um seine Lippen — Nero's Herz
Erglüht in Zorn, — hätt' er den Dolch zur Seite,
Er stieß' ihn dem Verhaßten tief ins Herz —
„Schaff' mir hinweg das Grau'ngesicht!" so herrscht er
Dem willigen Trabanten zu, doch schon
Hat ausgeflammt der Blitzstrahl, undurchdringlich
Umhüllt die grause Finsterniß sie wieder.
Es kommen Wasserbäche wild geschossen,
Und waten muß durch hochgeschwellte Lachen
Der beiden Wand'rer Fuß. Durch Windesbraus
Und Regenguß und grelles Blitzgefunkel
Hineilen sie voll Grausens. Endlich bietet
Sich zum Asyl verfall'nes Mauerwerk.
Ermüdet schon ist Nero, fast verschmachtet
Vor Durst in seines innern Fiebers Brand.
Gutmüthig sammelt der Germane Wasser,
Wie es vom Himmel stürzt, in seinen Helm,
Und reicht's dem Schmachtenden, um ihn zu laben.

„Hier sind wir sicher,“ tröstet er den Herrn.
„Ja sicher,“ gibt mit bitt'rem Lächeln *der*
Zur Antwort, müd' auf harten Grund sich streckend —
„So sicher wie ein Lerchennest im Korn
Zur Erntezeit. — Horch, horch, wie's stürmt und wettert —
Wir aber sind zur Ruhe hier verdammt.
Was schweigst du, treuer Kämpe? sprich doch, plaud're!
Sieh, Nero ist gewöhnt an Zeitvertreib! —
Warum bist du, der Einz'ge, mir gefolgt?
Was spornte dich, den Einen, auszuhalten
Bei mir getreu, als all' die Andern floh'n?“
„Ei, Herr,“ versetzt befremdet der Germane,
„Steh' ich denn nicht in deinem Sold? und ist's
Nicht Dienerpflicht, dem Herren treu zu sein?“ —
„*Pflicht* — *Treue* — Mann, du sprichst in Germanismen!
Wie lang bist du in Rom?“ „Zehn Jahr'!“ — „Und hast
Die Treue nicht verlernt? und folgst nun so
Mir ohne Grund, aus angestammter Treu'?
Ei, ihr Germanen seid ein braves Volk!
Bist du nicht stolz drauf, daß du ein Germane?“ —
„Ich bin ein Bructerer!“ —
„O weh', er weiß kaum, daß er ein Germane! . . .
Erzähle mir, indeß wir rasten, Freund,
Ein wenig doch von deinem Vaterlande!
Wie bringt ihr wohl den langen Tag so hin
In euren finstren Wäldern?“ — „Ei, wir jagen
Das Hochwild, Eber, Wolf, und Ur, und Elenn,
Und Abends ruht man auf der Bärenhaut,
Trinkt aus dem Horn des Auerstiers, verkürzt
Wohl auch die Winternacht mit Würfelspiel.“ —
„Wohl besser lebst du jezt bei uns im Süden?“
„Doch jezuweilen sehn' ich mich zurück.
Wir haben nur Gesümpf und Tannenwälder,
Und südwärts lockt uns oft ein Wanderdrang;
Doch seit ich leb' in Rom, da dünkt michs oft,
Als wär's doch nirgend schöner als daheim.“

„In euren Sümpfen, euren Tannenwäldern?“
„Wie schattig grünt der Wald zur Sommerszeit!
Doch schöner, mein' ich, ist er noch im Winter.
Da hängt der weiße Nebel in den Aesten,
Windbrüche hört man knirschen im Gebirg,
Und geht der Wandrer durch den Forst, da klingen
Des Eises Zapfen, schimmernd in der Sonne,
Aus allen Wipfeln wie ein Glockenspiel,
Und unterm Fuß des Wandrers kracht der Schnee:
Bei Nacht die Stürme brausen, Sterne glitzern,
Aus dem Gestrüpp zuweilen schaut der Wehrwolf —
Dann schlägt man sich wohl abseits in den Busch,
Und hüllt sich schaudernd tiefer in die Wildschur.
In solcher Zeit, o da ist's wohlig ruhn
Bei dicker Tannenklöbe rother Glut,
Bei Gerstentrank, und Meth und Liederklang.“ —
„Wie? Habt ihr Lieder auch? wem singt ihr sie?“ —
„Den Helden und den Frau'n.“ — „Die Frauen gelten
Bei euch so viel?“ — „Mehr als in Rom. Wir haben
Auch Seherinnen, hochgeehrt im Volk. —“
„Ihr ehrt die Helden auch?“ — „Wenn sie gestorben,
Erweist man ihnen hohe Grabesehren.“ —
„Ei, wie bestattet ihr den todten Helden?“ —
„Schwert, Lanze, Schild, Trinkhörner, Rosse werden
Mit ihm verbrannt. Bei Stämmen an der See
Da üben sie noch and're Todesfeier:
Des Helden Leib wird auf ein Schiff gesetzt
Mit Waffen, Beute, Schätzen, prächt'ger Zier:
Man zieht die Segel auf und steckt das Schiff
In Brand, und so, mit hochgeschwellten Segeln,
Im Glanz der Flammen fährt der todte Held
Von dannen, und verbrennt auf hoher See.“ —
„Ein seltsam Volk,“ spricht Nero still bei sich,
„Urkraft mit Herz und Phantasie verschwistert —
Dies Volk erobert, wenn es will, die Welt!“ —
In diesem Augenblicke zuckt ein Blitz
Ein wilder Donnerschlag erkracht zugleich,

Und das Asyl der Beiden steht in Flammen.
Auftaumeln sie entsetzensbleich, und tappen
Im wachsend wilden Graus der Elemente,
Die wie im Wettkampf durcheinander toben,
Sich weiter an dem öden Trümmerort.
Und wieder hat im Schein des Blitzes Nero
Aufleuchten sehn das Bild des Alten, ruhend
Auf grauem Stein, unheimlich nach ihm blickend,
Mit Augen, triumphirender als je.
„Fort, fort," ruft Nero, „sitzt doch wie ein Büttel
Im Nacken uns das Wetter, unerbittlich
Uns weiter scheuchend — ha, gibts keine Stelle
Im Grund der Erde, wo ich rasten darf,
Wo ich den wüsten Braus nicht mehr vernehme,
Und das verhaßte Späherangesicht
Des tollen Bettlers mich nicht mehr belästigt?" —
Es schleppen pfadlos weiter sich die Beiden.
Da strauchelt des Germanen Fuß — er stürzt,
Indeß er nach des Himmels Wolken späht,
In eine tiefe Grube. Hier erschließt,
Indeß er schwer bemüht empor sich rafft,
Vor seinen Späherblicken in der Dämmerung
Zur Höhle sich des Raumes Hintergrund.
Er ruft hinab den Nero. Beide dann
Ertasten eines schmalen Ausgangs Thür,
Die weiter führt ins unterird'sche Dunkel.
Voran kriecht der Germane, Nero folgt,
Sein eignes Loos belächelnd, das ihn zwingt
Auf Vieren jetzt zu kriechen, ihn, den Gott. —
„Weiß ich doch selber nicht, wovor ich fliehe,
(So spricht er zu sich selbst) vielleicht vorm Leben?
Vorm Tode wahrlich nicht — dünkt doch das Dasein
Mich nur mehr ein zerfloßner, wüster Traum!"
Die Donner krachen in der Ferne noch,
Und wie ein wildes Thier, das sie verfolgt,
Brüllt hinter'm Flüchtlingspaar das Ungewitter;

Doch plötzlich, sieh, wie von der Oberfläche
Der sturmgepeitschten Wasser in die Tiefe
Tritonen tauchen mögen, auf den Grund
Des Meeres, in krystall'ne Zaubergrotten,
Wo süßer Friede winkt, indeß doch oben
Die Wogen rollen und die Stürme brausen —
Von all' dem Wirrsal klingt kein Ton hinab —
So plötzlich, sieh, umgibt das angstgehetzte,
Das müde Paar, dem von des Wetters Brausen
Das Ohr noch gellt, ein wunderbarer Ort,
Ein Ort voll still erhabnen Götterfriedens,
Geheimnißvoll erhellt von einer Ampel,
Die von des Raumes Decke niederhängt.
Und klein're Lichter reih'n symmetrisch sich
Um eine hochgebühnte Stelle her,
Wie Sternchen schwebend in der Dunkelheit,
Verbreitend einen milden Dämmerschein,
Der das Gemüth mit hehrem Schauer füllt.
Die hochgebühnte Stell' ist ein Altar,
Und davor steht ein Greis in priesterlichem
Gewande, flüsternd, mystischen Gebrauch
Vollziehend, während ringsum ernste, bleiche
Gestalten knie'n, die Häupter tief gesenkt ...
In diesen heilig stillen Friedensraum
Tritt plötzlich jetzt der düstre Flüchtling Nero.
So mitten unter einen Taubenschwarm
Mag pfeilgetroffen aus den Lüften fallen
Ein Aar, ohnmächtig, doch noch Grau'n erweckend.
Aufblickt der Beter Schaar und von den Lippen
Bebt unwillkürlich als ein Schreckenslaut
Der Name *Nero*!
Finster kreist der Blick
Des Düstren rings und haftet am *Altar*,
Wo ihm sich zeigt *ein wundersames Bild*:
Ein edel Menschenbild, ans Kreuz geschlagen,
Mit einem Dornenkranz ums bleiche Haupt.

Und Nero denkt der Kunde, die verlängst
Durch Tigellin ihm ward vom Gott der Christen...
„Wenn ich das Leben liebte, müßt' ich nun
Vielleicht erzittern (spricht er bei sich selbst),
Denn wie in eine Löwenhöhle fiel
Ich unter meine schlimmsten Feinde jetzt.“
Und zu den Christen kehrt er trotzend sich,
Die ihm mit Grausen schau'n ins bleiche Antlitz:
„Ja, Nero bin ich! und in Händen habt
Den Todfeind ihr! So rächt euch, tödtet ihn!
Vollzieht das Werk — seht, meine Treuen haben
Zum Tod mir nicht einmal das Gift gelassen — —
Der Mann hier ist zu ehrlich, mich zu tödten,
Ich fürcht', er zittert bei dem Stoß — ei, wißt,
Der Schmach entfloh ich nur, doch nicht dem Tod —
Den such' ich — seht, ich bin's, der eure Väter,
Der eure Brüder, Schwestern, grausenhaft
Zum Fraße vor die wilden Thiere warf —
Ich bin's, der euch verfolgte, der die Brände
Des Circus häuft' auf Petrus und auf Paulus . .
So rächt' euch denn, ihr Männer, tödtet mich!“ —
Da wendet vom Altar der greise Priester
Zu Nero sich und spricht: „Wir tödten nicht,
Wir rächen uns am Feinde nicht, wir lieben
Den Feind auch — unser heiligstes Gebot
Ist Liebe!“ — „Liebe? welch' verhaßtes Wort
Sprichst du mir da? Habt ihr so großen Vorrath
Von Dingen, die so selten in der Welt,
So einzig, fabelhaft sind wie der Phönix?
O Schwärmer, eitle Thoren, wißt, erkundet
Hab' ich, wie Keiner sonst, das schreckliche
Geheimniß, daß es keine Liebe gibt!“
Ich liebte nicht und wurde nicht geliebt,
Und war doch Nero, war der Herr der Erde!“ —
„Du fand'st auch das nicht, was du Liebe nennst?
Unseliger, du stelltest dich zu hoch,

Und alles And're stelltest du zu tief.
So blieb denn endlich nichts mehr über dir,
Zu dem du liebend, sehnend blicken konntest:
Denn über uns muß sein, was liebend wir
Erstreben sollen — ewig sucht die Sehnsucht
Nur über sich, nie unter sich ihr Ziel!" —
„Und so wird alle Liebe nie befriedigt!
Das Schöne wendet sich zum Schöneren,
Das Schön're aber blickt schon sehnend wieder
Empor zu einer höhern Schöne noch:
So blickt ein Jeder, selber sehnend, aufwärts,
Doch nimmer abwärts zu dem Sehnenden." —
„So knüpfe denn der Sehnende sogleich
Der Sehnsucht Zauberband an's höchste Wesen,
Denn da nur dies nichts Höh'res über sich hat,
Zu dem es sehnend aufwärts könnte blicken,
So muß sein Herz sich liebend abwärts wenden
Zu Jenen, die da liebend nach ihm schau'n;
Und so ist Gott im ganzen Weltbereich
Das einz'ge Wesen, das die Lieb' erwiedert,
Das einz'ge, das nicht untreu werden kann . . .
„Das ist ein Evangelium der Liebe
Seltsamer Art. Ihr liebet euern Gott?
Die alten Götter wollten Opfer bloß,
Und wollten nur geehrt, gefürchtet sein!" —
„Der uns're will die Liebe, will das Herz." —
„Seid ihr gewiß, daß er euch wieder liebt?" —
„Er stieg vom Himmel nieder, starb für uns."
„Sein Bildniß ist's, das ich dort ragen seh'?" —
„Er ist's — der Gottmensch ist es, Jesus Christus.
Des Heidenthums lieblose Götter schweben
In ihrer kalten Höhe eigensüchtig.
Wir aber wissen, daß das Göttliche
Heruntersteigt von seiner Himmelshöh',
Daß es verkörpert wandelt auf der Erde
Und daß es leidet, lebt, und stirbt für uns!" —

„Ein Gott, der leidet! Seltsam! Wie Prometheus!
Ihr folgt dem Beispiel wohl und leidet gerne,
Und sucht den Schmerz, und stoßt die Lust von euch?“
„Es ist die Lust nicht, wie du glaubtest, Nero,
Der Schmerz nur ist es, der die Welt erlöst!“ —
„Ei, ihr verklärt den Schmerz euch, wie die Liebe!
Des Schmerzes Wollust, in der That, die fehlte
In meinem goldnen Haus. Ich merk' es wohl,
Ihr seid mein übermüthig Widerspiel:
Ich predig' Eigensucht: ihr predigt Liebe!
Ich preise den Genuß, ihr preist den Schmerz.
In eurem ganzen christlichen Olymp
Ist wohl kein Platz für Nero Dionysos?“ —
„Vielleicht . . . Siehst du den Fürsten der Dämonen,
Die Schlangenbrut mit menschlichem Gesicht,
Die wild verzerrt auf jenem Bilde dort
Sich krümmt zu Füßen eines Götterjünglings
Mit gold'nem Flammenschwert? —
Sein Nam' ist Lucifer — das ist der Dämon
Der Eigensucht, der stolze, der sich los
Gerissen hat vom ew'gen Liebesgrund
Und auf sich selbst gestellt, vom Göttlichen
Getrennt, einsam, unselig immerdar,
Sich in der kalten finstern Tiefe wälzt —
Aufs Haupt ihm, siehe, setzt den Fuß der Seraph,
Ihm, der doch selbst ein Seraph konnte sein,
Hätt' er sich aus dem sel'gen Reich der Liebe
Hinausgestürzt nicht in die ew'ge Nacht,
Die Nacht der Selbstsucht und des Eigendünkels!“ —
„Mich dünkt, ich habe Worte dieser Art
Gehört schon einmal — in dem Brande Roms —
Hätt' ich ein Schwert, ich stieß' es diesem Seraph
Ins Herz — er tritt so eitel übermüthig
Auf's Haupt des Dämons, der unselig sein mag,
In dessen schmerzverzerrten Zügen aber
Ich eine Spur von Adel doch erblicke — —

Doch sage mir, welch reizend Wunderbild
Von Frauenschöne leuchtet mir entgegen,
Dem düstren Schreckensbild hier gegenüber,
Umstrahlt von milder Lampe gold'nem Schein?
Ein Frauenbild, das, hold bekränzt mit Rosen,
Zum Himmel lächelnd schwebt" — —

„Murillo's.

Die heil'ge Gottesmutter, im Geleit
Der Engelknaben — ihrem Jungfrau'nschoß
Entsprang der Gottmensch — diesen ird'schen Leib
Durchleuchtete das Göttliche und zieht ihn
Zu sich empor —

Dort sahest du den Seraph,
Der lieb-los stürzt als Dämon in die Tiefe,
Und hier siehst du die irdische Natur,
Vom Göttlichen erwählt und durch die Liebe
Begnadet, feiern ihre Himmelfahrt!
In diesem Bild zerrinnt das Irdische,
Goldwölkchen gleich, im himmlischen Azur,
Doch auf dem Bilde jenes Dämons dort
Ballt sich's zu finsteren Gewittermassen
Titanisch auf, und bäumt entgegen sich
Dem milden Licht, das es ersehen will
Durch düstres Blitzgefunkel, und ergießt,
In seinem öden Grolle sich verzehrend,
Verzweiflungs-Thränenflut in Wolkenbrüchen . . . ."

Auf die geheimnißreichen Bilder lange
Blickt Nero sinnend, und er spricht zuletzt:
„Ich seh's, der wunderbare Mutterschoß
Des menschlichen Gemüths ist nicht erschöpft!
Zerfällt in Staub die abgelebte Welt,
Das Menschenherz gebiert sie ewig neu!
Der Gott-Mensch hier, und hier die Jungfrau-Mutter,
Und hier der Dämon, der ein Seraph war:
Mit diesen Typen, fromme Christenschwärmer,
Erobert ihr die Welt — das sind Gestalten,

Die das Gemüth in seiner Tiefe packen,
Und mich bedünkt, sie werden ewig leben
Im Pantheon urkräft'ger Weltsymbole,
Wie Venus, die dem Schaum des Meers entstieg,
Und Pallas, die aus Jovis Haupte sprang! — —
So tauchen welterlösende Gedanken
Verkörpert fort und fort aus Schwärmerhäuptern!
Ha, *ich* auch wollte neue Götter schaffen:
Die morschen Throne der Olympier
Hinstürzend, stellt' ich *mich* auf den Altar —
Doch Nero Dionysos, er erbleicht
Vor diesen neu'sten Göttern. Ei, ihr Männer,
Mit eurem *Gott am Kreuz*, ihr traft es besser,
Was dieser Zeit geziemt. Ich wähnte, daß
Die *neue* Zeit mit mir beginnt, und sieh —
Ich war der *alten* stolzer Ausgang nur!
Ich *war* ein Gott, doch meine Herrlichkeit
Sie ist vorbei — glüh'n seh' ich meines Lebens
Und meines Glücks herabgebrannte Kerzen,
Gruftlampen gleich, im letzten Flackerschein!
Emporgeklettert auf der Wünsche Leiter
Bin ich, das Ruheziel des Glücks zu suchen.
Doch menschliche Begier hat keine Grenze,
Als die mit fester Hand der *Wille* steckt.
Warum verlangt' ich ein Unendliches
Vom Glücke, vom Genuß und von der Liebe?
Warum zertrümmert' ich, was mich erquickte,
Aus Aerger, daß es nicht unendlich war?
Was wollt' ich Uebermenschliches? Warum
Wollt' ich nur aus dem *Wollen* glücklich sein?
Konnt' ich mich nicht, wie and're Menschenkinder,
Begnügen mit den Bettelpfennigen,
In denen das Geschick den Glückstribut
Uns ausmünzt — und warum verschmäht' ich's, da
Wir kein *unendlich* Glück erjagen können,
Genügsam uns den ird'schen Pfad zu pflastern

Mit einer buntgeflickten Mosaik
Von endlichen, bescheid'nen Glücksmomenten?
Was fordern wir vom Glücke mehr als Stückwerk,
Da doch das ganze Leben und wir selbst
Nur eitel Stückwerk sind? —
Ich suchte die *Unendlichkeit des Glücks* —
Vielleicht beginnt sie erst mit der *Entsagung;*
Ich suchte die Unendlichkeit des Ich's —
Vielleicht beginnt sie dort erst, wo wir uns
Des eignen Ich's *entäußern.* — Solches ist
Wohl *eures* Herzens Meinung auch, ihr Christen,
Und eurer Lehr' und Bilder tiefer Sinn!" —
„Begreifst du," spricht der Priester, „daß sich hier
Ein Port des Friedens und der Ruh' dir öffnet?"
„Nicht *mir!* die neue Lehre wendet sich
An schlichtere Gemüther als das meine.
Ich *beuge* mich den neuen Göttern nicht,
Nur *weichen* will ich ihnen — und den Kelch
Von dem Altare hier ergreifend, leer,
Ausgieß' ich, an des Hades Schwelle stehend,
Den *ew'gen Mächten* ihn zur Opferspende,
Den ewigen, geheimnißvollen Mächten,
Die in den Tiefen *des Gemüthes* thronen;
Ausgieß' ich ihn den *Sternen meiner Jugend,*
Der schönen Glut, die auch *mein* Herz geschwellt!
Ihr holden Täuschungen der Menschenseele,
Ich lebte nur, als ich in *euch* noch lebte!
Ich war zu groß, zu klug für Menschenglück!
Ob's besser, *groß,* ob's besser *glücklich* sein?
Ich will die dunkle Frage nicht entscheiden —
Gebrochen bin ich, todesmüd. *Den Mächten
Der Unterwelt und der Vernichtung* weih' ich
Dies Dasein, dies entgötterte, dies öde . . .
Ha, gab's nicht eine Zeit, wo ich allein
Mir unerschüttert dazustehn bedünkte,
Inmitten einer Welt, die rings um mich

In Glut und Trümmer sank? Und nun, nun seh' ich,
Daß ich allein zusammenbreche, während
Die Welt um mich sich neu verjüngt, und neu
Zu frischem Leben wunderbar erstarkt!“
Er spricht's, und von der Seite des Germanen
Reißt er das Schwert, und stößt es sich in's Herz.
Er stürzt zu Boden und ein rother Strahl
Von seinem Blut bespritzt die Heiligthümer.
Mit schreckgelähmter Zunge bebt der Christen
Gemeine schaudernd vor dem grausen Opfer,
Das auf des Altars Stufen blutend stirbt.
Da plötzlich, sieh, wie aus dem Boden wachsend,
Tritt vor das Aug', das brechende, des Nero
Ein Greis hervor, und Nero's wirrer Blick
Erkennt den Mann, der sprach: „Es kommt die Zeit,
Wo ich in deines Aug's Pupille rächend seh',
Wie jetzt im Augenstern des todten Mohren!“ —
„Du, Alter,“ (flüstert Nero noch) „ja, du
Gewannst die Wette! Todessehnsucht hat
Mit Lebensdrang in mir getauscht die Rolle!“ —
Er spricht's und stirbt. — In seiner Kraft und Schöne
Erscheint der stolze Leib dahingestreckt,
Und jener hohe, kühne Göttertrotz,
Den einst die Riesenflamme Roms verklärt,
Lebt in den todten Zügen, wie gehau'n
In kalten Stein, dämonisch wieder auf.
Und wie der Cherub überm Leib des Dämons
Hehr überm Leib des Todten ragt der Greis —
Doch sieh — des Cherubs Ernst, des Rächers Strenge
Schmilzt in dem ernsten, starren Angesicht
Allmälig in der Milde weichen Thau:
„Geh ein,“ so ruft er, „in die heil'ge Stille
Des Todes, seine sanfte Schwing' umschatte
Dich sühnend, stolzverirrter Menschensohn! —
Des Herzens Drang durft'st du nicht ausgestalten
Im Großen, Guten, Schönen, denn die Zeit

Umschnürte dich mit ihrem schnöden Bann —
So bliebst du in dich selbst zurückgedrängt;
Und *Liebe* — ha, das einz'ge Weib, das je
Dir liebenswerth und hehr entgegentrat,
War — Agrippina, und der heil'ge Strahl
Fiel in den öden Abgrund deines Ich's
Nur wie zum *Hohn*, nur wie ein *Racheblitz*! — —
So schwebe hin, ein unvergänglich Bild —
Für alle Zeiten eine Grau'nerscheinung,
Und doch im Tiefsten nur ein Spiegelbild
Des ew'gen Götterdrangs der Menschenbrust." . . .
So spricht der Greis. Auf ihn blickt die Gemeine
Der Christen still, der Priester frägt: „*Wer bist du*?"
Aufrichtet sich der wildumlockte Fremdling
Und gibt zur Antwort, „*Ich bin Ahasverus*!" —
— „Der Jude von Jerusalem, der Christo
Getrotzt mit keckem Wort an seiner Schwelle,
Von dem geheimnißvolle Sage meldet,
Daß er zur Sühne ewig wandern muß?" —
Der Greis, sein tiefes Flammenauge rollend,
Versetzt: „Der eurem Heiland trotzte, war
Nicht bloß der Jude von Jerusalem,
Das war schon Ahasver, der uralte,
So alt schon als die Welt: sein Barthaar war
Längst weiß wie Schnee, sein Nacken trug gebeugt
Schon eine Bürde von Jahrtausenden:
Seit Herzen schlagen auf der Erde, wandert
Schon Ahasver, und ewig wird er wandern,
So lang noch Herzen auf der Erde schlagen!
Der Jude von Jerusalem, er ist
Nur eine von den wechselnden Gestalten,
Womit ich folge den Jahrtausenden —
Die Asche längst versunkener Geschlechter
Trag' ich an meinen Schuh'n als Wanderstaub . . ."
„Wer nennt dich Sohn?" —
„Ich bin der *Erstgeborne*
Der *Ungebornen*, der *Erschaffnen* — bin

Der erste Sproß des ersten Paars. Ich war
Das erste Menschenkind — und ward der erste
Rebell — mit mir begann die Weltgeschichte,
Ich schrieb ihr erstes Blatt mit blut'gem Griffel:
    Ich war's, der in die Welt den Tod gebracht,
Den unbekannten, ungeahnten Tod:
Ich schlug für ihn ein Thor durch's Herz des Bruders,
Da brach er ein, und wüthet seitdem fort,
Und jedes Kind des Lebens ist sein Sclav'.
Und weil ich in die Welt den Tod gebracht,
Verschont er mich dafür — zum Dank, zur Strafe —
Oft rief ich ihn verzweifelnd, reuevoll,
Und er erschien, ein Scheusal, grinsend mir:
Ich bat ihn, mich hinweg zu nehmen, doch
Er höhnte mich: „Dich will ich übrig lassen!
Im Wandelbaren sei das Bleibende,
Im Sterblichen sei das Unsterbliche!
Asbest im Feuer, Kork im Wasser sei,
In Lüften Flügel, Diamant im Erdreich —
Und ew'ger Pilger in der Menschenwelt!
Hoch auf des Lebens straffgespanntem Seil,
Des Todes Schlund zur Rechten und zur Linken,
Hinwandle schwindelnd und doch stürzend nie!" —
So sprach der Tod und schwand vor mir. Und sieh,
Die Qual der Menschheit, die nach Ruhe strebt
Halbunbewußt, in unbestimmtem Drang,
Mir ward sie aufgeladen, und ich muß
Sie mit Bewußtsein schleppen durch die Zeiten!
    Was stürmt nicht auf das ird'sche Leben ein?
Es dräut der Elemente Wuth dem Menschen,
Das Thier zerfleischt ihn, Wurm und Käfer stechen,
Die Blumen selber streuen Gift auf ihn,
Nur mich verschonen Alle, mich allein.
Die Zeit, das Gift, das schleichende, das Alle
Dahinrafft, über mich hat's nicht Gewalt.
Ich fragte nach dem Tode meine Freunde,

Die Löwen im hyrkan'schen Waldgebirg.
Sie sagten: Geh zur giftgezähnten *Schlange*:
Die fürchten wir, die muß es besser wissen.
Ich ging zur Schlange, doch die *Schlange* sprach:
Zum starken *Adler* wandre, meinem Feind!
Da sucht' ich auf den Aar im Felsenhorst:
Der nahm mich mit, als er zur Sonne stieg,
Und schüttelte mich oben ab, und warf
Ins Blumenthal von Enna lebend mich.
    Im Wandelbaren sei das Bleibende,
Im Sterblichen sei das Unsterbliche! —
So sprachs zu mir. Und meines Unglücks Trost
Blieb immer nur der Stolz, mit dem ich trotzte
Dem Wandelbaren, das ich wechselnd sah
An mir vorübergehn. Wie sollt' ich mich
Vor einem Gotte beugen? Götter kommen
Und schwinden — ewig wandert Ahasver.
    Und was der wüste *Nero* sein gewollt,
Der Sterbliche, der Mann des bleichen Tod's,
Das bin nur ich — mit schnödem Eigendünkel
Wollt' er sein zeitgebund'nes Erdendasein
Aufblähen zur Unendlichkeit, und sinnlos
Hat er gefrevelt an dem *Bleibenden*!
Er wollte sein, was nur die *Menschheit* selbst ist,
Und ich, ihr Spiegelbild — unsterblich, göttlich!
    Wie lang noch glüht sie, die geheimnißvolle,
Die unaustilgbar stille Todessehnsucht,
Die Eins ist mit dem höchsten Lebensdrang,
Und die durch all' die Umgestaltungen
Des Menschendaseins sich hindurchringt, nie
Befriedigt, ewig trachtend nach dem letzten,
Dem unbekannten Ziel? Ja, dem Geschöpf
Ist eingeboren eine ew'ge Sehnsucht
Nach *Ruhe* — mag sein Seufzer diese Ruh'
Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen!
Nach diesem letzten Ruheziele strebt

Es bin voll *Unruh* — und der *Einzelne*
Er findets doch im *Tod* — die *Menschheit* aber
Muß leben, streben, ringen immerdar,
Und ich, ich bins, der diese Qual der Menschheit,
Des unbeschwichtigt ruhelosen Daseins,
Begleiten muß durch die Jahrtausende! —
Zeitalter gibt es, trübe, wo nach neuer
Gestalt das Dasein ringt — da steigert sich
Die ruhe sehnende Rastlosigkeit
In meiner Brust zur wilden Qual. Ich stürze
Mich in des Lebens vollste Strömung dann,
Ich fälle, was da schwankt, ich wecke, sporne,
Aus Rad der Zeit rühr' ich mit starker Hand,
Nicht *hemmend*, nein, *beschleunigend* — ich bin es,
Der den Entscheidungs-Augenblick beflügelt,
Daß nicht zu lang die Wirrsal hin sich schleppe —
Denn ist vorüber solche böse Zeit,
Und kommt in neuem Sein zur Ruh' die Menschheit,
Winkt freundlich *mir* auch eine kurze Rast,
In der ich meiner Sehnsucht fast vergesse.
Dann schlummr' ich tief in still verborg'ner Höhle,
Und erst wenn so Jahrhunderte verflossen,
Erwach' ich wieder aus dem Schlaf, besinne
Mich auf mich selbst und mein unsterblich Dasein
Und trete aus der dunklen Höhl' ans Licht,
Zu sehn, zu fragen, ob das ird'sche Leben
Noch stets nicht müde ward des ew'gen Wandels,
Und stets die Weiber Kinder noch gebären? — —
Solch eine kurze Ruh nun seh' ich mir,
Ob auch noch aus der Ferne, wieder winken —
Denn eine arge Zeit sah ich vertoben,
Und niederschmettern half ich den Titanen,
Der des Jahrhunderts Geist in sich zum Dämon,
Zum Ungeheuer groß gesäugt, und der
Sich frevelnd auf der Menschheit Nacken stellte,
Als Götterbild, so lang' er stand, und jetzt
Im Sturz ein Riesendenkmal seiner Zeit! —

Die wilde Größe des Cäsarenalters,
Hinstürzt sie jetzt mit ihm; was nach ihm kommt,
Ist nur ein schnödes Epigonenthum,
Ein klägliches, selbst nicht mehr groß genug
Zu großen Lastern. Eine neue Zeit
Sucht neue Helden sich auf neuer Stätte.
Der neugeborne Phönix Menschengeist,
Gen Norden fliegt er, und in freiern Lüften
Abschüttelt er von goldner Schwinge dort
Den Aschenrest des Brandes, draus er stieg.
Hinwandr' ich, wo die junge Zukunft schon
Sich machtvoll vorbereitet in der Stille.
In deine Wälder wandr' ich, o Germane,
Und wecke die Barbarenfürsten auf,
Daß brausend sie mit ihrem Völkerzug
Wie Adler sich auf's Aas des Weltreichs stürzen.
Wenn sie die Lüfte so gereinigt, werden
Sie freudig ihrer Urkraft Bündniß schließen
Mit eurer milden Lehre, und anbrechen
Wird wieder eine Zeit, wo sich das Herz
Der Menschheit hebt in neuer Lebensfrische.
Dann will zu euch ich, o ihr Männer, kommen
Und, müde von der langen Pilgerschaft,
Will ich im Schatten eures Kreuzes mich
Hinstrecken, nicht auf ewig auszuruhn,
Zu sanfter Rast ein wenig einzuschlummern."

Epilog an die Kritiker.

Was würde man von einem Schauspieler sagen, der, nachdem er eben als König im Purpurgewand ein tragisches Schicksal würdevoll erfüllt, nach dem Fallen des Vorhangs noch einmal hervortreten und sich dem Publicum gegenüber in eine Auseinandersetzung der Ideen, die ihn bei seinem Spiele geleitet, einlassen wollte? Nicht viel weniger bedenklich wäre es vom Dichter, nachdem er kaum sein Lied zu Ende gesungen und während sein Antlitz noch von heiligem Feuer glüht, die Lyra bei Seite zu stellen und sich unter die Hörer zu mischen, um ihnen eine theoretische Vorlesung über das Werk seiner Begeisterung zu halten. Dagegen würde es, wie ich glaube, dem Mimen Niemand verargen, wenn er nach beendeter Vorstellung in *engerer* Gesellschaft, im Kreise von Freunden und Kritikern, sich durch Zustimmung oder Tadel anregen ließe, zur Motivirung seiner künstlerischen Auffassung Einiges vorzubringen. Ganz in derselben Manier erlaubter Selbstvertheidigung in *engerem* Kreise glaube ich als Dichter zu handeln, wenn ich die schlichten Bemerkungen, die ich hier im Anschluß an die zweite Auflage meiner Dichtung abdrucken lasse, nicht ans Publicum, sondern ausdrücklich an die Kritiker richte. In diesem engeren Kreise ist der Künstler, der Dichter ein armer Sterblicher, der keinen Nimbus zu verlieren hat. Um das größere Publicum zurückzuscheuchen, werde ich mich in einer academischen und möglichst abstracten Stilart versuchen.

Aber auch eine Verständigung mit den Kritikern hat enge Schranken. Sein eigenes Werk zu erläutern, ist der Dichter nun einmal nur im geringsten Maße berufen. Er darf gewissermaßen nur negativ und defensiv verfahren . . . Sei es mir erlaubt, ein wenig weiter auszuholen.

Poetische Meisterwerke, wie Dantes „Commedia," oder Göthes „Faust," werden durch die vereinigte Geistesarbeit der Gelehrten im Laufe der Zeit endlich gedeutet. Dunkles wird aufgehellt, die Grundideen werden erläutert, die Beziehungen des Details ins Klare gesetzt. Werke der Epigonen und der Zeitgenossen haben, schon der Anzahl wegen, in welcher sie auftreten, auf eine hingebende Vertiefung der Kritiker und Erklärer keinen Anspruch. Kann und darf nun der Autor in Person nachhelfen und das Verständniß seines Werkes dem zeitgenössischen Leser unmittelbar vermitteln? Ich denke, nein! Ich glaube zunächst, daß jedes echte Dichtwerk vieldeutig ist wie ein Naturwerk; daß nur Tendenzwerke eine schroff einseitige und, wie man zu sagen pflegt, scharf zugespitzte Bedeutung haben; daß eine künstlerische Schöpfung so geheimnißvoll tief ist, so wenig auszuerklären, als das Leben selbst; daß daher die Frage nicht sein kann, was der Künstler oder Dichter mit Bewußtsein hineingelegt, sondern was überhaupt darin liege. Nur Ersteres weiß der Dichter, über Letzteres ist seine Competenz nicht größer als die eines Andern. Er ist also sowenig als ein Anderer berufen, die Bedeutung seines Werkes ein für alle Mal durch eine authentische Deutung zu fixiren, alle weiteren Erklärungsversuche abzuschneiden. Im Gegentheil, er wird die Erklärer ruhig gewähren lassen und seine Freude daran haben, wenn sie, vielleicht für ihn selbst überraschend, Manches in abstracto entwickeln, was er nur dichterisch empfunden und instinktiv verkörpert hat.

Insbesondere könnte der Dichter in dem Falle, wenn er gewisse tiefere und, was man so nennt, philosophische Ideen und Beziehungen in sein Werk gelegt hätte, ruhig das allmälig reifende Verständniß seiner Leser abwarten. Für den Genuß und somit auch den Erfolg eines wirklich poetischen Werkes, ist solch tieferes Verständniß — wie ich öfter habe versichern hören und nun selber glaube — nicht entscheidend.

Eins aber kann und darf den Dichter zum persönlichen Eintreten für sein Werk veranlassen: Mißverständniß des Thatsächlichen in demselben, veranlaßt durch ein leicht

erklärliches Uebersehen von Einzelheiten, die für den Zusammenhang der Begebenheiten wichtig sind. Das Hauterforderniß des Verständnisses ist ja, daß über das Ganze nicht ohne gewissenhafte Kenntnißnahme aller Einzelheiten, über die Einzelheiten nicht ohne den Hinblick auf die Idee des Ganzen geurtheilt werde.

Der Nothwendigkeit, zu seinem Werke früher oder später einen Epilog an die Kritiker zu schreiben, wird kaum Einer entgehen, der in Deutschland einen „Ahasverus" dichtet. Die Bedeutung mythischer Gestalten ist schwankend; und doch kennzeichnet man oft den Versuch des Dichters, dem Schwankenden feste Richtung zu geben, als ein Erkühnen, Feststehendes zu erschüttern. Aber wenn es bei historischen Charaktern, die doch feststehen, dem Dichter erlaubt ist, sie nach Belieben und Bedürfniß umzugestalten, warum sollte ihm dies bei den von Natur schwankenden mythischen Gestalten verwehrt sein? der Mythus darf nicht bloß, er soll vom Dichter fortschreitend entwickelt, mit neuem, den Anschauungen der modernen Zeit entsprechendem Leben beseelt werden. Er kann in der gemeinen Volkssage eine Bedeutung haben, die für die Poesie, und gar das Epos, nicht mehr ausreicht, also größere Vertiefung dringend fordert.

Es ist vollkommen wahr, was man gesagt hat, Ahasver sei in meiner Dichtung nicht, wie in der Sage, der ewige Jude, sondern der ewige Mensch. Aber ich denke, mit dem ewigen Juden weiß das Epos nichts anzufangen; nur den ewigen Menschen kann es brauchen. Es ist nicht ganz unmöglich, daß die so überaus lebenskräftige jüdische Race alle übrigen Racen überdauert; aber so lang dies Schicksal sich nicht erfüllt, so lang die Angehörigen der übrigen Racen noch in der Mehrzahl sind, kann die Idee von der Unzerstörbarkeit des Judenthums nicht eine so allgemeine, reinmenschliche und welthistorische Bedeutung haben, daß ein christlicher Dichter es wagen dürfte, sie in einem Epos zu verherrlichen. Selbst wenn der Epiker das Judenthum des Ahasver sich allmälig zum reinen Menschenthum läutern ließe, so hätte er damit noch immer nur ein Werk von mehr jüdisch nationalem, als allgemeinem Interesse

geschaffen, denn nicht für die gesammte Menschheit ist das Judenthum Ausgangspunkt der Entwicklung.

Als epischer Held kann also Ahasver nur der ewige Mensch, die sinnbildliche unsterbliche Menschheit sein. Und die Sehnsucht Ahasvers nach dem materiellen, faktischen Tode kann (als Mythe, die nun einmal etwas bedeuten muß) nichts Anderes bedeuten, als die Ruhesehnsucht der Menschheit, die da ewig qualvoll ringt und strebt, während das Individuum sein Ruheziel im Tode findet. Aber sollte Ahasver wirklich die unsterbliche Menschheit bedeuten — wie es ja bisher in der Intention fast aller Ahasverusdichtungen lag, — so mußte er so alt sein als die Menschheit selbst. Darum versuchte mein Gedicht eine kühne Neuerung und indentifizirte ihn mit dem ersten Menschenkinde, mit dem Erstgebornen der Erschaffenen, mit Kain, der zum Dank und zur Strafe dafür, daß er den Tod in die Welt gebracht, von diesem verschont wird.

Ist Ahasver der ewige Mensch, nicht bloß der Jude von Jerusalem, so erhält auch sein Trotz gegen den Messias sogleich eine tiefere Bedeutung. Es ist der Trotz des in allem Wechsel Beharrenden gegen das Wechselnde, Vorübergehende, Zeitlich-Giltige, des Wesens gegen die Form. „Götter kommen und schwinden — ewig wandert Ahasver."

Insoferne aber nun Ahasver die Menschheit weniger nach der activen Seite hin, als nach der Seite ihrer Ruhesehnsucht bedeutet, schien er mir zum ausschließlichen activen Helden eines Epos weniger geeignet. Die Sage gibt auch keine Anhaltspunkte einer größeren Action: des Ahasver Versuche, sich zu tödten, sind ein Stoff, der höchstens für eine Ballade ausreicht. Aber in eine menschliche Lebens- und Handlungssphäre als übergreifende Macht hineingestellt, konnte die Gestalt des ewigen Wanderers bedeutsam wirken. Ich stellte dem Vertreter der Menschheit das titanisch sich aufbäumende Individuum, der ewigen Todessehnsucht des Unsterblichen den unendlichen Lebensdrang des Sterblichen in Nero gegenüber. Solchergestalt machte ich den Versuch, einen Strom frischen, wirklichen Lebens

in das abstrakte Gebiet der bisherigen Ahasverussage und Ahasverusdichtung zu leiten, realen Grund und Boden für ein **wirkliches** Epos zu gewinnen. Eine versifizirte Weltgeschichte schien mir nicht poetisch, nicht episch. Das Epos spiegelt die Weltgeschichte in einer **besondern** Begebenheit. Poesie ist ja Dichtung — Verdichtung — Concentration.

Uebergreifend, überragend, geheimnißvoll spornend und treibend, die Krisen beschleunigend, als das verkörperte ausgleichende Menschheitsleben hinter den strebenden und ringenden Individuen stehend — so dachte ich mir die Gestalt des Ahasver, und so erscheint er in meiner Dichtung.

„Zeitalter gibt es, trübe, wo nach neuer
Gestalt das Dasein ringt — da steigert sich
Die ruhe-sehnende Rastlosigkeit
In meiner Brust zur wilden Qual. Ich stürze
Mich in des Lebens vollste Strömung dann.
Ich fälle, was da schwankt, ich wecke, sporne,
Aus Rad der Zeit rühr' ich mit starker Hand,
Nicht **hemmend**, nein, **beschleunigend** — ich bin es,
Der den Entscheidungs-Augenblick beflügelt,
Daß nicht zu lang die Wirrsal hin sich schleppe —
Denn ist vorüber solche böse Zeit,
Und kommt in neuem Sein zur Ruh' die Menschheit,
Winkt freundlich **mir** auch eine kurze Rast …"

Irgendwo wurde beiläufig folgende Darlegung versucht:

Nachdem Ahasver im ersten Gesang dem Nero bedeutungsvoll als derjenige gegenüber getreten, der ihm „sein Geschick vollenden helfen wolle," und der Wettstreit zwischen „Todessehnsucht" und „Lebensdrang" förmlich eröffnet worden, spornt Jener seinen Gegner zum höchsten, sich selbst überstürzenden Uebermuth, zur Verbrennung Roms, und er selbst schleudert an der Spitze der Bacchanten **die erste Brandfackel.** Denn Rom ist „**todreif,**" es **soll** untergehen, und Ahasver will ja die „lang sich hinschleppende Wirrsal abkürzen," damit eine neue Zeit anbreche, in welcher die Menschheit und er mit ihr wieder zu einiger Ruhe komme. Aber nicht Rom allein will

Ahasver vernichtet sehen, auch den Nero, der ja der „Gipfel seiner todeswürdigen Zeit“ ist, will er beugen. Unversehrt tritt er ihm aus den Flammen Roms entgegen zu titanischem Wettkampf, als Unzerstörbarer dem eitlen Vernichter trotzend. Noch nicht gebeugt ist Nero, aber der Fluch des Ahasver wirkt doch in seiner Seele nach. Vor seiner „inneren Unseligkeit“ erblaßt und zerfällt die Pracht des „goldenen Hauses.“ Nun aber führt der geheimnißvolle Greis noch einen entscheidenden Streich auf seinen Gegner. Durch die von ihm vorbereitete und vermittelte Grauenscene der Todtenbeschwörung wird Nero zum ersten Mal innerlich gebrochen! das Grausen, das ihn niederwirft, zeigt ihn, den angeblichen Gott, als schwachen Menschen; er ist beschämt, und Ahasverus triumphirt. Zuletzt scheucht Ahasver als unheimlicher Begleiter und Verfolger den flüchtigen, entthronten Cäsar in die Katakombe zu den Christen, wo Angesichts des neuen Menschheitslebens, das hier sich ihm erschließt, der gestürzte Titan seine Stunde gekommen sieht, und das Werk der Selbstvernichtung an sich vollzieht. Ahasverus aber wandert hin in die Wälder des Nordens und spornt die Fürsten der Germanen „wie Adler sich zu stürzen auf das Aas des römischen Weltreichs.“ —

Fast wörtlich habe ich diese Auseinandersetzung der Activität des Ahasverus einem Kritiker entlehnt, der mit hingebender Aufmerksamkeit dem Gange der Handlung in meiner Dichtung gefolgt ist. Noch eine andere kritische Bemerkung hier einzuflechten kann ich mir nicht versagen. „Während dem Egoismus und der Genußsucht der neronischen Welt“ so schreibt ein Beurtheiler — „die Liebes- und Entsagungsreligion des Christenthums gegenüber gestellt wird, erscheint auch diese wieder dem Ahasver gegenüber, der das Bleibende, Unsterbliche in allem Wechsel repräsentirt, als das, was sie in ihrer historischen, concreten Erscheinungsform ist: als eine Phase, die weitere Aussichten in eine unendliche Entwicklung offen läßt. So gewinnt die Dichtung durch die Gestalt des Ahasverus das, was ihr gefehlt hätte, wenn sie mit der Hinweisung auf das Christenthum abgeschlossen hätte: die welthistorische Perspective.“

Ich wiederhole den Wunsch, daß von diesen gelehrt klingenden Erörterungen eben nur der Kritiker Kenntniß nehme; der einfache Leser aber durch dieselben das Vergnügen, das er etwa am Realismus meiner Dichtung findet, sich nicht verderben lasse. Ohnehin hat man gesagt, „Ahasverus in Rom“ sei eine „allegorische“ Dichtung, bei welchem Worte Viele sogleich von einer Gänsehaut überlaufen werden. — Allegorisch ist das Gedicht allerdings in so fern, als eine mythische Gestalt hinein verwoben ist, deren Existenzberechtigung immer nur darauf beruht, daß sie etwas bedeutet. Denn jeder Mythus ist eine durch die Volksphantasie verbildlichte Idee. Aber, sagt man, auch Nero will ja etwas „bedeuten“ — den „Lebensdrang!“ Nun ja, er bedeutet den Lebensdrang; aber nicht anders, als Molieres „Geiziger“ den Geiz, Shakspears „Romeo“ die Liebe bedeutet. Es gibt allerdings poetische Gestalten, die gar nichts weiter sind, als allegorische Schemen und nichts an sich haben, als ihre innere abstrakte Bedeutung — dem kranken, magern Canonicus bei Heine vergleichbar, der zuletzt aus nichts Anderem bestand, als aus „Geist und Pflastern.“ Aber für eine mit realem Leben erfüllte dichterische Figur ist die innewohnende „Bedeutung“ kein Vampyr, der ihr das Blut aussaugt. Existirt überhaupt etwas, das nichts „bedeutet“? Ich möchte doch wissen, wie es ein Bettler anstellen sollte, um nicht die Armuth, und ein Crösus, um nicht den Reichthum zu bedeuten? Wir sind also sämmtlich wandelnde Allegorien, — ohne Beeinträchtigung unserer Gesundheit. Ich glaube nun, daß der lebensdurstige Nero dadurch, daß er dem todessehnsüchtigen Ahasver gegenüber den Lebensdrang „bedeutet“, an seiner Realität so wenig einbüßt, als ein reicher Banquier an seiner blühenden Wohlbeleibtheit einbüßen würde, wenn er zufällig neben einem Bettler zu stehen käme, und so nothgedrungen den Contrast von Armuth und Reichthum in einer allegorischen Gruppe versinnlichte.

Insoweit die Allegorie vom Uebel ist, habe ich, weit entfernt sie in die Ahasverusmythe einzuführen, ganz im Gegentheil die von Hause aus allegorische und abstrakte Sage zum

ersten Mal mit realem Leben zu durchdringen versucht, indem ich sie mit einem andern, lebensvollen Stoffe verschmolz und mein vornehmstes Bestreben darauf richtete, diesen Stoff zu einem einheitlichen, organisch gegliederten Ganzen zu gestalten.

Wie schwer es sei, aus einer Biographie, wie hier aus der des Nero, ein episches Ganzes zu machen, das wissen die Dichter, die darum auch in der Regel vorziehen, einen Romanzenkranz zu liefern. Neros Biographie gibt eine Reihe von Gräueln, die fast als ebensoviele räthselhafte Verrücktheiten erscheinen. Hier hatte zunächst der *Psycholog* eine ungeheure Aufgabe vor sich, und nachdem dieser den inneren leitenden Faden gefunden, hatte der Dichter die nicht geringere, alle diese Einzelnheiten auch äußerlich in einen solchen Zusammenhang zu bringen, daß sie als nothwendige Momente einer fortschreitenden einheitlichen Handlung erscheinen. Ich gestehe, daß der weitaus größte Theil des Bemühens, den die Ausführung des „Ahasverus in Rom" gekostet, nicht dem Detail oder der Form, sondern der Gliederung des Ganzen zugewendet wurde. Man hat mit einer gewissen Verwunderung davon Notiz genommen, daß die ganze Handlung im „Ahasverus", wenn man die einzige, unbedingt nicht zu vermeidende Verzögerung abrechnet, welche der Wiederaufbau des abgebrannten Rom erheischt, sich mit *dramatischer* Continuität und Raschheit binnen wenigen Tagen abspinnt. Ein Beweis, wie sehr das Streben des Dichters auf eine straffe Composition gerichtet war. Und daß, während Manche ihren Blick nur auf die Einzelheiten richteten, die Dichtung auch als *Ganzes* tiefere Betrachtungen anregen kann, beweisen vielleicht die folgenden Reflexionen eines Kritikers, der im Verhältniß Neros und Agrippinas den Kern- und Angelpunkt der ganzen Handlung findet. „Eine Zeit der crassesten Selbstsucht", sagt derselbe, „soll geschildert werden. Nero ist die höchste Potenz dieser Selbstsucht, dieser maßlosen Subjectivität, welche die ganze Welt nur als einen Gegenstand ihres genußsüchtigen Beliebens betrachtet. Aber eben einer solchen schrankenlosen Genuß- und Selbstsucht muß die volle, unbedingte, willenlose Hingabe einer *Seele* — die *Liebe* — als die begehrens

wertheste Befriedigung — als das „süßeste Arom im Weihrauchfaß der Huldigungen," wie Nero sagt, erscheinen. Nero hat also ein tiefes Bedürfniß nach Geliebtsein. Aber gerade diese höchste Befriedigung kann ihm nicht zu Theil werden, da er, wie er gesteht, an keine wirkliche Liebe glaubt und jedes Dasein für einen „Egoismus" hält. Nur an den Instinct der Mutterliebe glaubt er noch und freut sich, daß es doch wenigstens ein Wesen gibt, für das es „Naturnothwendigkeit ist, ihn zu lieben." Dies ist ein nicht zu übersehender Zug seines Charakters, durch den er noch mit der menschlichen Empfindungswelt zusammenhängt. Als er sich aber selbst hierin getäuscht und in einem Augenblick von der eigenen Mutter verrathen sieht, wo er erkannt, daß sie die einzige ihm ebenbürtige Gestalt der Römerwelt ist, und er durch einen Fluch der Natur in unnatürlicher Leidenschaft für sie entbrennt — da hört er auf, Mensch zu sein, da wird er ganz zum Ungeheuer: mit wilder dämonischer Rachelust ergreift er den Gedanken, Rom anzuzünden, der ihm in einem Gespräche mit Ahasverus von diesem nahegelegt wird. Es hat einen tieferen Sinn, daß Nero, der große Egoist, gerade durch Versagung der Liebe gestraft wird, und daß durch das Grollen hierüber jener psychologische Proceß, der im Gemüthe dieses Uebermenschen zuletzt bis zur innern Selbstvernichtung fortschreitet, seinen ersten Anstoß erhält." —

Furchtbare psychische Abgründe sind es, an welche „Ahasverus in Rom" die Leser führt. Aber es lag im Plane des Ganzen, das Excentrische der sittlichen Verhältnisse, das Maßlose eines selbstsüchtigen, entgötterten Menschendaseins, das unter veränderten Formen immer wieder möglich ist, bis zu einem Grade fortgeführt zu zeigen, der Schrecken und Grauen einflößt. Das Gräßliche war ein nothwendiges Ingrediens meiner Dichtung.

Davon abgesehen, sollte nicht außer Acht gelassen werden, daß ich das Entsetzliche, das „Ahasverus in Rom" enthält, nicht erfunden, daß es mir als ein überlieferter historischer Stoff vorlag, den ich nirgends greller gestaltet, sondern überall,

so weit es nur möglich war, gemildert und in eine poetische Sphäre gerückt habe. Meine Aufgabe konnte nicht sein, das Geschichtliche zu *negiren*, sondern es zu *deuten*. Wer die Gräuel der Cäsarengeschichten im Suetonius lies't, der fragt entsetzt: „Wie war so Ungeheuerliches *möglich*?" — Der Historiker bleibt die Antwort schuldig; der Dichter gibt sie. Aber darf das Ungeheuerliche, das Abnorme jemals Gegenstand der Poesie werden? Ich antworte: *Ja!* wenn dies Ungeheuerliche trotz seiner Abnormität doch zugleich *typisch* ist. Die Entartung der Römerwelt kann in ihrer historischen Form nie wiederkehren: nichtsdestoweniger bleibt sie in ihrem Wesen typisch für alle sittlichen Verfallsepochen auf der *tiefsten Stufe des Falles*.

Niemand sollte über „Ahasverus in Rom" ein Urtheil sprechen, der nicht wenigstens die Biographie des Nero im Suetonius gelesen und sich überzeugt hat, wie ich alles Schreckliche gedämpft, in so weit dies geschehen konnte, ohne ihm seine Bedeutung ganz zu rauben. In widerlicher Roheit stellt der Historiker das unnatürliche Verhältniß zwischen dem jugendlichen Nero und Agrippina hin. In meiner Dichtung dagegen tritt das *sinnliche* Moment in Neros Verhältniß zu der dämonisch reizenden Agrippina nur ein einziges Mal blitzartig und unter außerordentlichen Verhältnissen hervor. Nero entbrennt nur in die Reize der *maskirten, unerkannten* Mutter, und nachdem er sie erkannt, macht die Begier dem Rachegedanken gegen die Natur Platz: „Ich habe nie ein Weib gesehn, das mir das Herz bezwang, und nun, — nun muß es *dieses* sein? Natur, so äffst du mich? Nun wohl — so soll mir auch das Unnatürlichste das Liebste sein!" — Aber auch diese Regung ist nur das Aufblitzen eines flüchtigen Moments, und wenn Nero die sofort entfliehende Agrippina *verfolgt*, so geschieht es weit weniger im Taumel seiner *Begier*, als im Taumel seines aufflammenden *Zorns* über das Weib, das seiner spottet und den an unbedingten Gehorsam Gewöhnten durch ihre Flucht beschämt.

Ebenso ist es in meiner Dichtung nicht der kaltblütige Frevler, wie bei Suetonius, sondern der im Tiefsten erregte,

aus der Trunkenheit des Gelags nur zum Wahnwitz der Leidenschaft ernüchterte Nero, der die Reize des halbenthüllten Leichnams seiner Mutter preis't. Durch frivole Reden will er seine Seelenqual niederkämpfen, sein erschüttertes Götterbewußtsein will er befreien vom Alpdruck peinvoller Affekte, indem er die menschliche Natur in sich zur äußersten Maßlosigkeit aufstachelt. Ich glaube, daß einem ungeheuren Thun hier, ungeheure Motive entsprechen. Neros titanischer Charakter bleibt auch hierin verständlich — und nur für das Unverständliche im Thun seiner Helden, nicht für das Außerordentliche, ist der Dichter verantwortlich.

In einem Punkte habe ich die Wirkung des Gräßlichen im „Ahasverus" auf die Leser unter meiner Erwartung gefunden. Ich hatte gehofft, im Gräßlichen werde das beste Gegengewicht gegen einen frivolen Eindruck des Unsittlichen in meiner Dichtung liegen. Ich hatte mir die Wirkung der Lectüre des Bacchanals und ähnlicher Partien so vorgestellt, daß diese Scenen das Gemüth des Lesers mit einer unheimlich schwülen, drückenden Atmosphäre belasten würden, in welcher kein leichtfertiges Gelüst aufkommen könnte.

Aber man sagt, ich schildere zu verführerisch, ich umkleide das Laster mit allzu gefälligem Reiz, male die Frauenschönheit in allzu glühenden Farben. Die Wahrheit ist, daß ich jeden Gegenstand lebendig und naturgetreu zu schildern mich ästhetisch verpflichtet glaubte. Ich habe als Dichter cuique suum gegeben: ich habe das Schöne so schön, das Grausige so grausig geschildert, als ich es eben vermochte. Ich habe für die Reize der Agrippina nicht mehr poetische Mittel aufgewendet, als für die Schrecken des Brandes und das Grausen der Todtenbeschwörung. Den inspirirten Dichter beherrscht der Gegenstand und verlangt von ihm sein Recht.

Wenn man mir vorwirft, daß ich meiner persönlichen Entrüstung über die erzählten Gräuel nicht im Gedichte Ausdruck gegeben, so möchte ich an einen witzigen Ausspruch Gottschalls erinnern, der irgendwo beiläufig sagt, jede Geschichte müsse zwar eine Moral haben, wie jeder gebildete Mensch ein

Sacktuch, aber Sacktuch und Moral brauche nicht „hinten herauszuhängen." —

Ob es möglich, daß ein Dichter von nur einigermaßen höherem Streben sich so weit erniedrigen könne, verführerische Schilderungen zum Behufe einer niedrigen Speculation in ein ernstes Werk einzuflechten, will ich nicht erörtern; soviel aber ist gewiß, daß eine solche Speculation eine verfehlte wäre. Das Schlüpfrige muß gemein auftreten, wenn es ein großes Publicum anziehen soll. In einem Werke, das mit tieferen Gedankenelementen verquickt ist, verlieren die gewagtesten Situationen ihren verführerischen Reiz für den großen Haufen. Die Buchhändler bezeugen, daß Leute, die eine frivole Lectüre suchen, nicht Hebbels „Judith," sondern leichtfertige französische Romane kaufen. Der kleine Rest von Vortheilen, der einem ernsteren Dichtwerk aus einzelnen picanten Scenen erwachsen könnte, wiegt die unzweifelhaften Nachtheile nicht auf. In vielen Kreisen, namentlich weiblichen, wird dadurch Anstoß gegeben und übelgelaunten Beurtheilern die bequemste Waffe geboten, das ganze Werk verächtlich zu machen. Hätte ich dem Erfolg und äußeren Rücksichten mehr Rechnung getragen als meinem ästhetischen Gewissen, so hätte ich das Anstößige von Anfang an vermieden oder doch bei dieser zweiten Ausgabe getilgt. Tagelang erwog ich, wie manchem wohlmeinenden Wunsch und Rath in dieser Beziehung entsprochen werden könnte. In der That strich ich einige Stellen — aber ich fügte sie bei der Correctur wieder ein. Zu wohl erwogen war ja von Anfang an jede Einzelheit, zu bedeutsam eingefügt in den Organismus des Ganzen, als daß ich es wirklich hätte über mich gewinnen könnkn, mit dem Messer in lebendigen Gliedern wie in „wildem Fleische" zu wüthen.

Ich bin sehr ausführlich geworden über das Thatsächliche, über den Stoff meiner Dichtung. Fast erschrecke ich, wie das Material mir unter den Händen anschwillt. Aber ich darf hier noch nicht abbrechen. Man soll nichts halb thun, auch nicht, wenn man einen Epilog an die Kritiker schreibt.

Frauen haben die Unart, hinter den Reden des Helden einer Dichtung immer den Dichter zu suchen, und achten in

dieser Beziehung auch nicht den entschiedensten Protest. Manche Kritiker theilen vielleicht diese kleine weibliche Unart. Wenn der Held mancherlei Bemerkungen macht, von denen einige nicht zu bestreiten sind, andere wenigstens einen sophistischen Schein der Wahrheit haben, so liegt für Viele der Argwohn nahe, der Dichter habe diese Gestalt benützt, um sie wie eine Statue des Pasquino mit seinen Einfällen zu bekritzeln. Aber die Frage sollte niemals sein, ob das, was die handelnde Person einer Dichtung sagt, an sich wahr oder falsch, ob es zugleich die subjective Ansicht des Dichters sei oder nicht, sondern einzig, ob diese Ansichten, diese Reden dem Charakter jener handelnden Person entsprechen oder nicht. Ich müßte die redliche Mühe, die ich mir gegeben, den Nero durch die Aeußerungen, die ich ihm in den Mund lege, zu charakterisiren, als eine schmählich verlorne beklagen, wenn man diese Aeußerungen als lyrische Floskeln betrachten wollte, weil sie gerade nicht absurd, vielleicht sogar groß und zum Theil poetisch klingen. Sollte man große Bösewichter und Tyrannen nur dadurch charakterisiren können, daß man sie ausschließlich Falsches und Niederträchtiges sprechen läßt? Ich glaube vielmehr, daß jeder dichterische Bösewicht nur dann kein Popanz ist und auf das Lob der Objectivität Anspruch hat, wenn der Dichter seinem Wesen soviel scheinbare Berechtigung leiht als möglich.

Ich habe einiges künstlerische Gewissen, welches mich immer hindern würde, einen physiognomielosen Schwätzer für einen epischen Helden einzuschwärzen. Wenn ich als Epiker subjectiv bin, so ist es nicht in diesem Sinne. Aber eine andere Art von Subjectivität kann man mir vielleicht vorwerfen. Es gibt Dichter, die in den Begebenheiten mit Vorliebe das subjective Leben hervorkehren, denen nicht die That Hauptsache ist, sondern der Thäter, und die sich nur durch Stoffe angezogen fühlen, welche eine tiefere psychologische Behandlung zulassen. Ich glaube, ich gehöre zu diesen. In großen Massenbewegungen, im Völkerwanderungsgetümmel etwa, in welchem die edle Muse Hermann Linggs sich wohlgefällt, würde die meinige sich nicht heimisch fühlen. Beim flüchtigen Kommen und

Geben der Gestalten fände sie ihre Rechnung nicht: sie will in ihre Helden sich vertiefen; sie will ihre Herzschläge, ihre Lebenspulse im wilden Wirrwarr und Lärm der Begebenheiten heraushören.

Aber eben der Dichter, dem das subjective Leben so wichtig ist, wird es überall achten, und der fremden Subjectivität nicht die seinige unterschieben. Zwischen seiner eigenen Subjectivität und der seiner Gestalten wird kein anderer Zusammenhang bestehen, als jener allgemeine, geheimnißvolle, der das subjective Leben aller Individuen überhaupt verknüpft. Dieser Zusammenhang, diese Urverwandtschaft der Geister, ist freilich niemals wegzuläugnen, und es ist mit Recht gesagt worden, daß die Subjektivität des Dichters alle möglichen Subjectivitäten in embryonischen Keimen umfaßt und aus sich heraus zum Leben gestaltet. In solchem Sinne haben dichterische Gebilde, weit entfernt im Durchgang durch das Gemüth des Dichters ihr objectives Leben einzubüßen, gerade in diesem Gemüth das Prinzip ihrer Beseelung, ihren hüpfenden Lebenspunkt. In der That! man glaube nicht, der Dichter könne eine wahrhaft lebendige Gestalt schaffen, die sich nicht als Embryo von seinem Herzblute genährt hat.

Subjectiv ist auch noch in anderem Sinne jede Dichtung, insoferne sie nämlich als Ganzes der Eigenart des Dichtergemüths immer wenigstens ihren ersten Impuls verdankt. Aber es ist ein großer Unterschied, ob das Dichtergemüth sich bloß in der Wahl des Stoffes, und in der Grundidee, die es hineinlegt, verräth, oder ob es die volle Flut seiner eigenen Subjectivität in denselben einbrechen läßt und durch diese allen festen Umriß und Bestand der dichterischen Gestaltung unterwäscht.

Subjectiv ist die Grundidee einer Dichtung: darum aber müssen es nicht auch die particularen Ideen der handelnden Personen sein. Eben an meinem Nero hat man ein Beispiel, wie es sogar geschehen kann, daß die particularen Ideen des Helden einer Dichtung der Grundidee dieser Dichtung gerade entgegengesetzt, und nicht bloß nicht das Spiegelbild, son-

dern der Gegenpol der persönlichen Anschauungen des Dichters sind. Während Nero einen titanischen Egoismus in sich großzieht, der die ganze Welt wie eine Perle im Freudenwein des Genusses auflösen möchte, predigt die Dichtung als Ganzes eben jene Liebe und Hingebung an die heiligen Mächte des Gemüths, die ich in „Venus im Exil," in „Sinnen und Minnen," im „Schwanenlied der Romantik" gepredigt, und zuletzt noch im „Germanenzug" als den edelsten Lebenskern des deutschen Volks gepriesen. Nur daß in jenen Dichtungen das Ideal lyrisch gefeiert wird, in „Ahasverus in Rom" aber objectiv die Schrecken einer entgötterten Welt geschildert werden, welche das Ideal über Bord geworfen hat.

Fest und sicher steht auf der dauernden Erde das ragende Gebirg, und doch behaupten Gelehrte, es sei ursprünglich vulcanische Masse gewesen, die aus den Eingeweiden der Erde hervorgebrochen und zu fester Form erstarrt ist. Warum sollten nicht ebenso die Gebilde des Dichters feste Form gewinnen können, selbst wenn sie aus feuerigflüssigen Gemüthsgründen hervorgegangen? — Ich glaube also nicht, einem Gegner Waffen geliehen zu haben, wenn ich andeutete, daß „Ahasverus in Rom", wie jede nicht ganz dilettantische Dichtung, den ersten Impuls vom Gemüthsgrunde aus erhalten. Ich glaubte dies um so mehr betonen zu dürfen, da es die Kritik weniger gethan, sondern, in freilich sehr ehrender und freundlicher Weise, immer viel von „Geist" und „Phantasie" gesprochen . . .

Das Wort „Gemüth" ist allerdings vieldeutig. Viele verstehen darunter ausschließlich jene Sorte, welche die sogenannten „Gemüthlichen" besitzen, und welche ihren Eignern erlaubt, mit gesunden rothen Wangen umherzulaufen, mit frischen, fröhlichen Augen in die Welt zu blicken. Mögen diese Glücklichen niemals jene andere Sorte von Gemüth kennen lernen, die aus ihren gährenden Tiefen vulkanische Gebilde der Dichtung emporwälzt, und bei welcher man nicht bloß die „Gemüthlichkeit" einbüßt, sondern es auch erleben kann, von Physiognomikern „kalt" gescholten zu werden!

Die Reden meines Nero sollen, wie man sagt, zuweilen

eine allzu „moderne Färbung“ haben. Ich für meine Person wüßte mich keiner solchen Stelle zu erinnern. Die Gedanken selbst verstoßen kaum irgendwo in gröblicher Weise gegen die Zeitepoche, und moderne Ausdrücke (wie „Kokette“ oder „Phlegma“) gebrauche ich ungefähr mit demselben Recht, mit welchem ich die Personen meiner Dichtung deutsch und nicht lateinisch sprechen lasse.

Da es in meiner Absicht lag, ein Zeit- und Sittenbild zu liefern, so habe ich wenigstens geflissentlich nirgends die Wahrheit des Gemäldes durch ein Hineintragen moderner Elemente gestört. Nebenbei will ich nicht verschweigen, daß ich, auch wenn ich nicht so gehandelt hätte, doch nicht glauben würde, ein unbedingt verwerfliches Werk geschrieben zu haben. Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit einmal auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der sonst nicht viel erwogen wird. Ich glaube bemerkt zu haben, daß es eine doppelte Weise der poetischen Behandlung historischer Stoffe gibt: eine streng historische, und eine solche, bei welcher die Begebenheit, alles zeitlichen und örtlichen Colorits entkleidet, zum Motiv einer rein menschlichen Lebensdarstellung gemacht wird. Alle älteren Literaturen kennen nur diese letztere Behandlungsweise. Nicht bloß der naive altdeutsche Heldensang macht Griechen und Römer zu germanischen Recken; das stilvolle, seiner Richtung sichere spanische Drama bildet die Helden aller Zonen zu wackeren spanischen Rittersleuten um; Shakespeare's römische Volksmänner sprechen unbedenklich den Jargon, den die getreuen Unterthanen der Königin Elisabeth verstanden. Von den Helden der französischen Bühne will ich gar nicht reden. Das eigentliche historische Drama mit strenger Localfärbung ist eine schätzbare Erfindung der Deutschen, die bei der Zerfahrenheit ihrer Richtungen, bei ihrem Mangel an einem feststehenden nationalen Formenstil in der Literatur, zum Experimentiren und Erfinden immer besonders aufgelegt sind. Es gibt aber auch in Deutschland noch immer Dichter, die auf jene ältere Weise zurückgreifen. Die Versuche der Romantiker sind bekannt. Hebbels Holofernes und Golo haben den Hegel gelesen. Es

sind keine Assyrer oder mittelalterliche Deutsche, sondern Idealmenschen — außer aller Zeit. Ich selbst habe, wie gesagt, eine solche romantische Licenz für mein Werk nicht in Anspruch genommen. Ich bin zufrieden, wenn man in dieser Beziehung nicht mehr von mir verlangt, als von allen andern Dichtern, und nicht ganz vergißt, daß „historische Treue" im Epos und Drama immer etwas Conventionelles an sich hat, und daß ein Dichtwerk, in welchem der Held nur ganz genau so denkt und spricht, wie sein historisches Original denken und sprechen konnte, schwerlich irgendwo gefunden wird.

Unmöglich ist es heutzutage, daß der Held einer Dichtung pessimistische Ansichten ausspricht, oder ein Wort vom „Willen" fallen läßt, ohne daß der Leser ausruft: „Aha, Schopenhauer!" Aber ein Blasirter, wie Nero, wird immer auch Pessimist sein, und was den Willen betrifft, so beruht ja die Tyrannis eben auf der übergreifenden, dämonischen Willensenergie in einem Individuum, sozusagen auf einer Superfötation des Willens; sie wird also nothgedrungen und unabsichtlich, wenn sie in einer gewaltigen und tiefen Natur, wie Nero, ihrer selbst bewußt wird, an die Grundsätze einer Philosophie zu gemahnen scheinen, die den Willen als oberstes Prinzip der Individualität und alles Seins überhaupt erfaßt.

Gegen die „Beschreibungen", welche „Ahasverus in Rom" enthält, ist Lessings ehrwürdiger Schatten citirt worden. Aber diese Beschwörung hat für mein Gewissen nichts Erschütterndes. Was sagt der Autor des „Laocoon"? daß der Maler das Nebeneinander, der Dichter das Nacheinander am besten schildern könne und daher auch solle. Wie aber, wenn ich als Dichter das Nebeneinander in ein Nacheinander auflöse? Wollte ich die Toilette der schon angekleideten Agrippina stückweise beschreiben, so würde ich gegen Lessing sündigen. Aber wenn Agrippina sich vor den Augen des Lesers ankleidet und ich das Bild in eine Reihe successiver Momente auflöse, die von Aeußerungen des subjectiven Lebens durchwebt sind, so mache ich mich keiner Verletzung der Grenzen zwischen Malerei und Dichtkunst schuldig, und Lessing kann

in seinem Grabe ruhig schlafen. Daß die Scene so ausführlich geschildert wird, hat seine Berechtigung darin, daß der gleich darauf folgende Untergang der Agrippina, wie ich glaube, von doppelt erschütternder Wirkung ist, nachdem sich das herrliche Weib so sorgsam, und mit so hochfliegenden Erwartungen geschmückt. Die Herrlichkeiten des goldenen Hauses benütze ich ebenfalls nicht als todtes Inventar, sondern als Hebel psychologischer Darstellung, indem ich die Seelenstimmungen Neros an denselben sich entwickeln und zum Ausdruck gelangen lasse.

Es ist viel Beschreibung im „Ahasver", aber nicht mehr, als gerade dieser Stoff erforderte. Wie wäre es möglich gewesen, den Leser wirklich einzuführen in die neronische Welt und jene Charaktere zu motiviren, ohne auch das so hochbedeutsame Detail des äußern römischen Lebens in den Kreis zu rücken? Ich denke, so lange das Detail charakteristisch ist und so lange das subjective Leben nicht darunter verschwindet, sondern vielmehr an Deutlichkeit dadurch gewinnt, ist „Beschreibung" nicht vom Uebel.

Wenn übrigens selbst der naive Homer einen langen „Schiffscatalog" in Verse bringt und den Schild des Achill in aller Breite beschreibt, so muß das Beschreiben dem Wesen des Epos nicht so ferne liegen. Sollten das nicht schon die Aesthetiker anerkannt haben? Ich schlage Vischer auf und finde bezeichnende Stellen: „Man will im Epos überall sehen," heißt es da, „wie der Mensch sich gebahrt, im Umgange sich bewegt, Gott verehrt, baut, bildet, malt, fährt und reitet, kämpft, welche Geräthe er gebraucht, wie er gekleidet ist, ißt und trinkt." Und ferner: „Wer sich nicht um Körperformen, Kleider, Geräthe, Arten der sinnlichen Bewegung in allem Thun bekümmert, der ist zum epischen Dichter verloren." —

Homers Beispiel beweist, daß es bei dieser epischen Freude am Aeußerlichen zuweilen nicht ohne eine etwas längere „Beschreibung" abläuft. In einer Hinsicht aber haben die Tadler volles Recht: Beschreibungen sind eine undankbare Dichterarbeit: die Bewunderung der schönsten ist eine kalte. Der

Schwerpunkt dichterischer Wirkungen liegt immer im Seelenleben, und, soweit meine persönliche Erfahrung reicht, haben Stellen im „Ahasverus“, wie die Scene zwischen Nero und Agrippina, oder der leidenschaftliche Monolog des Nero im zweiten Gesange den Leser weit wirksamer ergriffen, als alle Beschreibungen des Werkes, die man „glänzend“ genannt hat.

Zur Vertheidigung des Metrums, das ich für meine Dichtung verwendet habe, würde ich kaum etwas sagen, wenn es nicht den Verdacht abzuwehren gälte, daß ich mir die Sache habe *leicht* machen wollen, indem ich den reimlosen fünffüßigen Jambus wählte. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß es *leichter* ist, ein wirksames Gedicht in klingenden Reimen, als in schlichten reimlosen Jamben zu schreiben. Ich wählte die schlichte Versform im Interesse der Kraft und Präcision des Ausdrucks, und mit besonderer Rücksicht auf die dramatischen Stellen der Dichtung: die zahlreichen Zwiegespräche und Monologen. Daß in solchen der klappernde Reim unangenehm ist, weiß der Dramatiker und meidet ihn deshalb. Wer „Ahasver in Rom“ gereimt sehen möchte, den ersuche ich nur, den Monolog des Nero nach der Scene mit Agrippina im zweiten Gesang zu lesen, und mir zu sagen, ob er sich diesen in Reimen denken könnte? — Der reimlose Fünffüßler hat als episches Maß in den Literaturen fast aller neueren Culturvölker seine Geltung. Die Engländer haben ihn, die Franzosen fangen an, ihn ihrem Alexandriner vorzuziehen, und selbst der klangfrohe Südländer, der Italiener, bedient sich seiner mit wachsender Vorliebe. Wenn der klangfrohe Südländer so thut, wie ists zu glauben, daß nur das nordische Ohr so sehr am Klingklang hänge? — Welches Metrum darf der deutsche Epiker wählen? Der Hexameter ist uns zu antik, die Stanze zu romanisch, der Nibelungenvers — zu deutsch. Was bleibt, als etwa die buntwechselnden Versmaße in Lenaus Art? Aber diese gewähren nicht die schöne Gleichform des Tones, die würdevolle Getragenheit des Epos.

Der Plan zu „Ahasverus in Rom“ ist bis ins Kleinste Jahre lang im Geiste gehegt, aber ziemlich rasch ausgeführt

worden. Daher kommt es, daß ich bei dieser zweiten Auflage an dem wohlerwogenen Thatsächlichen des Gedichts nur hie und da zu ändern fand, in formeller Beziehung aber auf jeder Seite die Feile anzulegen hatte. Möchte das Werk fortan nur in seiner gegenwärtigen Gestalt gelesen — nur in dieser beurtheilt werden!

Mit einer gewissen Beschämung überblicke ich die trivialen Herzensergießungen, zu welchen ich mich hier genöthigt sah. Ich lasse ihnen die ganze Anspruchslosigkeit und die flüchtige Form des Hingeworfenen; sie sollen sich auf den ersten Blick darstellen als das, was sie sind: als ein gelegentliches „Impromtu," bestimmt, wieder zu verschwinden, wenn „Ahasver" zum dritten Abdruck gelangen sollte. Ich habe nichts gesagt, wozu ich nicht eine ganz bestimmte Veranlassung hatte. Einen polemischen Ton anzuschlagen, hatte ich jedoch keinen Grund, da von Seite der Kritik, wenn sie auch nur selten auf den Kern der Sachen einging, mir häufig die wohlthuendste Wärme, nirgends ein herausforderndes Uebelwollen entgegentrat.

Wird diese günstige Stimmung sich nicht vielleicht gerade durch den gegenwärtigen Epilog zu einem Umschlag veranlaßt finden? „Das heiße ich doch die Kritik mit Gewalt in eine oppositionelle Stellung drängen!" rief ein Freund mir warnend zu, als er mein Vorhaben bemerkte; „welcher Kritiker kann es wagen, gelten zu lassen, was der Autor selbst über sein Buch gesagt hat, ohne den Schein der äußersten Unselbstständigkeit auf sich zu laden!" — Das wäre schlimm! Aber ich will nichts fürchten; ich lasse den Epilog abdrucken und vertraue meinem Sterne.

Februar 1867.

R. H.

Graz, Druck von Jos. Pock, Jakominiplatz Nr. 11

Inhaltsanzeige.

	Seite
Erster Gesang. Die Schenke Locusta's	3
Zweiter Gesang. Das Bacchanal	29
Dritter Gesang. Agrippina	79
Vierter Gesang. Der Brand	109
Fünfter Gesang. Das goldene Haus	143
Sechster Gesang. Ahasver	183
Epilog an die Kritiker	211

Sylvanus.

Eine Novelle aus den Abruzzen, des Domenico Ciampoli.

Deutsch von

Robert Hamerling,

(geb. Kirchberg a. W. 24. März 1830, gest. Graz 13. Juli 1889.)

C. Daberkow's Verlag in Wien.

Alle Rechte vorbehalten. — Diese aus dem Cyklus „Hesperische Früchte. Verse und Prosa aus dem modernen Italien" (Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien und Teschen, 1884) entnommene Novelle, ist mit Erlaubnis der Verlagshandlung sowohl, als auch mit Einwilligung der gesetzlich berechtigten Erben des Dichters nachgedruckt.

Kgl Univ-Bibl
berlin

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Während die Herden schönhaariger Ziegen und schwarzer Schafe die Kräuter auf den Gebreiten der grünen Hochebene abrupften, am Fuß grauer Felsen und zwischen den Schlehdornsträuchern, lag er bäuchlings auf dem Grat eines Bergvorsprungs, und schaute in die Tiefe der Thalniederung so aufmerksam nieder, als ob er die Spur eines Wildes verfolgte.

Die hochstehende Sonne warf ihre Strahlenpfeile; aber der Hirt musste nichts davon spüren, dass dieselben ihm durch die Ziegenfelljacke drangen, oder auf den aus Hobelspänen verfertigten Hut fielen: mit den haarigen Fäusten stützte er sein Kinn, und schaute, schaute. Aus dem Abgrund, der von Fels zu Fels abstürzte, drangen kühle Lufthauche mit den scharfen Gerüchen des dunkelgrünen Waldes gemischt, kam das dumpfe Gemurmel der lebendigen Wasser, welche von den Felsen entsprangen und in Cascaden durch die felsigen Engpfade hinunterrauschten, das Glockengeläute der Kühe von den fernen Wiesengründen, und von Zeit zu Zeit der Knall von Sprengungen, dessen Wiederhall sich in den Bergpässen verhundertfachte. Der Hirt merkte, dass das Thal seit einiger Zeit nicht mehr dasselbe war. Einst floss da oben der Bergstrom breit und frei dahin, von Weiden- und Pappelgebüsch und saftigem Kräuticht umschattet; mit nackten Füßen überschritt man ihn auf glatten, nebeneinander gereihten Steinen. Auf der weißen Landstraße, die neben ihm hinläuft, erschien gegen Mittag die Postkutsche, in eine Staubwolke gehüllt, und verschwand gleich wieder in den Krümmungen des gegenüberliegenden Berges. Hie und da lag eine Hütte wie verloren zwischen Kreidefelsen und Farnkraut, und sandte eine anmuthige Spirale bläulichen Rauches in die Luft. Weidend schweiften

Büffel- und Stutenherden umher, die Hirten und die Hirtinnen saßen unter den hundertjährigen Buchеichen, von Liebe plaudernd, oder unterhielten sich mit dem Wurfsteinspiel, oder mit der Schleuder, oder fischten mit Netzen und Angeln. Manchmal erklangen von den Bergeshalden, aus dem Schattengebüsch der Eichen ländliche Gesänge, langgedehnt, schwermüthig, weich, nicht unterbrochen vom Gewieher der Füllen und vom Gebrüll der Rinder. Einen stillen, heitern Frieden sog man mit den linden Lüften in sich, und auch beim Wechsel der Jahreszeit, wenn dem laubigen Grün des Maimonds das Gewoge goldgelber Ähren folgte, den Ähren das fröhliche Getriebe in den Weingärten, der Weinlese Schnee, Fröste und Nordstürme, immer war der Friede heimisch gewesen auf dieser Bergeshöhe. Jetzt aber war's mit dem Frieden zu Ende. Eines Tages sah der Hirt Männer da unten Röhren aufpflanzen, das Gefild ausmessen, ihre Augen in gewisse Instrumente auf dreieckigen Gestellen versenken, gehen, kommen, sich ungeheuer viel zu schaffen machen. Was wollten denn diese Leute? Gehört das Thal nicht uns? Und was ist das für Rüstzeug? Die ganze Nacht dachte er an diese Männer. — „Wenn sie wiederkehren, sollen sie Schleuderwürfe zu kosten bekommen!“ schloss er bei sich. Aber die Würfe blieben in der Schleuder, denn jene Männer kehrten bald darauf mit einem ganzen Heere von Werkleuten zurück, von Karstarbeitern und von Weibern, und vollführten einen Teufelsspectakel. Der Bergstrom wurde so eingeengt, dass er einem Mühlbach glich; die Bäume, die man gefällt hatte und auf dem trockenen Schlamm liegen ließ, wurden zu den Dämmen verwendet. Auf der Landstraße hielten oft Lastfuhren an, die Gäule mit Glöckchen behangen; sie brachten seltsames Werkgeräth, mit Rädern, Röhren, Stricken. Die Hütten giengen in Rauch auf und Häuser wuchsen empor mit nie gesehenem Gebälk, mit spitzigen, glänzenden Dächern

und einer Fahne auf dem Giebel. Neben dem Steinhaufen an der Furt wurden beiderseits tiefe Gräben aufgeworfen; die Herden, die Hirten und Hirtinnen zogen, verscheucht, sich auf die Höhen zurück, man sah nur mehr ein Gewimmel von Leuten in langen Beinkleidern, welche, gruppenweise, truppweise, scharenweise geordnet, das Thal so zurichteten, dass kein Grashalm unversehrt blieb. Es war, als hätte sich ein Rudel Wölfe auf den Leib eines gefallenen Pferdes geworfen. Die einen gruben Minen und sprengten die Felsen in tausend Splitter, andere füllten die Gräben der Furt mit Backsteinen und richteten Brückenpfähle auf, wieder andere füllten sumpfige Niederungen aus, noch andere behauten Steine, das Weibervolk schleppte sich aufwärts und abwärts mit dem Material der Bauten und der Erdarbeiten, und sang dabei aus voller froher Brust.

Der Hirt vermochte seine Augen gar nicht abzuwenden von da unten. Jeder Knall einer Mine, jeder Schlag einer Spitzhaue, jeder Klang eines Ritornells war ihm wie ein Messerstich zwischen den Rippen. All diese Orte, nun so entstellt von jenem Volk, er kannte sie wie die Innenfläche seiner Hand, Stein für Stein, Kraut für Kraut, und es war ihm zur Qual, das alles so verwüstet zu sehen. Auf Augenblicke wurde der Schmerz in ihm zur Wuth, er ballte die Faust, knirschte mit den Zähnen und schwang seinen Eisenstab. Aber es waren ihrer so viele! . . . Mit einer Art von Betäubung starrte er hinab. Was wollten sie denn unten? Und wer machte sie zu Herren dieser Gegend? Und warum halfen ihnen die Landleute selber? . . . Einmal richtete er sich plötzlich auf, ergriff einen Stein, legte ihn an die Schleuder, ließ diese kreisen in der Luft, und — fort flog er. Der Hirt verfolgte den Flug desselben, und nachdem er einen Arbeiter zu Boden stürzen gesehen, streckte er sich hin aufs Angesicht und stieß ein wildes Gelächter

aus. Jener Arbeiter hatte die Mauersteine eines alten Häuschens einen nach dem anderen fortgewälzt, die hernach, von den Arbeiterinnen zusammengeschleppt, die Gruben ausfüllen mussten; und jenes Häuschen, es hatte einst dem Hirten gehört. So hatte er es lieb, wie man eine alte Großmutter lieb hat. Wenn er ins Thal hinunterstieg, setzte er sich gern auf einen breiten Steinblock, wo zu ihrer Zeit sein Vater und seine Mutter sich hingesetzt, um die Sterne zu betrachten und nach Zeichen schönen Wetters zu spähen. Siegreich hatte das Heidekraut das verfallene Mauerwerk überwuchert; von Moos waren die Wände wie gestickt, die Eidechsen huschten im Kräuticht des Erdgeschosses hin: aber er fühlte sich dort behaglich, wie nach einem langen Arbeitstage, ließ sich's wohl sein im Schatten einer Erle. Die Zerstörung auch dieser armseligen Mauern mit ansehen zu müssen, das war zu viel für ihn, und so hatte er den Schleuderwurf gethan . . . .

„So ist's!" — sprach er zu sich — „das arme Volk verliert alles; es stirbt, und lässt, wie das Vieh, kein Erbe hinter sich." Und er rief sich die Erzählung seines Vaters ins Gedächtnis zurück, wie er jenes Häuschen errichtet hatte! Arm war der Vater gewesen, wie ein dürrer Dornstrauch, und wie ein Dornstrauch eine Wollflocke dem vorübergehenden Schäfchen raubt, so hatte er sein Weib der Mutter geraubt, welche sie ihm versagte.

Eine Zeitlang lebten sie, wie herrenlose Hunde, im Waldesdickicht, in den Höhlen des Gebirgs, von wilden Früchten sich nährend; hernach, beim Eintritt der Herbstnebel, beschlossen sie ein Häuschen zu bauen; sie sammelten die Steine, er grub Erde aus, führte die Mauern mit Schlamm, Stoppeln und Hundsgras auf. Tag und Nacht arbeiteten sie und nachdem sie auch Reisig im Holze gesammelt, errichteten sie das Dach mit dürren Ästen, Blättern, Binsen und Röhricht. Ihr erstes und einziges Bett war ein hohes Lager

von dürren Blättern; die erste Thür der Hütte war ein Zaun von spitzigen Schlehdornzweigen; die ihnen so gut, wie das Gebiss eines Hundes, zum Schutz dienten. Sie aßen, was der liebe Gott wollte, und manchmal wollte der liebe Gott, dass sie gar nichts äßen. Aber sie hatten einander lieb und lebten so hin, wie die Thiere des Waldes. Wenigstens lernten sie keinen Herrn kennen. O die Herren! . . . Nach Jahresfrist wurde auf jenem armseligen trocknen Blätterlager ein Knäblein geboren, gerade zu Weihnachten. Aber in diesem Stalle fand sich kein Öchslein und kein Eselein, das Kind zu erwärmen, und es hatte nichts außer der magern Brust seiner Mutter. Dann gieng der Vater aus zu jagen wie ein Wolf: lange blieb er aus und nie kehrte er mit leeren Händen heim. Einmal schoss er, in Ermangelung von etwas Besserem, einen Geierfalken, und als er ihn aufschnitt, fand er im Kropfe desselben ein Schlänglein, das sich noch regte. Aber von Geierfalken lebt man nicht, und so musste er denn das harte Brot als Tagelöhner verdienen, er, der bis dahin frei gelebt hatte wie ein Sperber. Das Knäblein, aus welchem später Masu, der Hirt, wurde, — bekam wachsend mehr Blut als Milch zu saugen, und indem er so darauf lossaugte, nahm seine Mutter ab wie eine Espe im Schatten, aber sie tröstete sich mit dem Anblick des Sohnes, der feist und stark wurde, wie sie sich einen geträumt vor der Flucht mit dem Gatten. Der Vater kehrte bisweilen des Abends finsterblickend heim, wie eine sturmschwangere Wolke, warf seinen Karst in den Winkel, und gab nicht einmal Antwort auf die Worte der Mutter. Es war ein hochgewachsener, knochiger Bauer, ein echter Sohn der Berge, der, gewöhnt an die Felsschroffen, in der Ebene zu ersticken glaubte; aber für sein Weib wäre er mit bloßen Füßen in die Hölle gegangen. Gab es keine Arbeit und war alles bedeckt von Schnee, dann dachte er wohl daran, in die Fremde zu gehen, wie die andern, zum „Tavoliere“

oder in die pontinischen Sümpfe; aber es kam nie dazu, denn sein Weib schaute ihn an mit den glühenden Augen einer „schmerzhaften Mutter Maria". Lange, kalte, dunkle Tage waren es: Das Weib nährte ein beständiges Feuerchen für das Kind, dafür machte aber der Rauch es blind, und öffnete man, um diesen hinauszulassen, die Thür, so jagten die Stöße des Nordwinds das Schneegestöber ins Gemach. Maisbrot und Kichererbsensuppe war eine Seltenheit: für gewöhnlich lebte man von wilden Kastanien, die man im Walde auflas, oder rothen Kartoffeln, die man einkaufte mit dem Erlös eines in der Schlinge gefangenen Hasen. Hilfe war von niemand zu erwarten; trostlos wie die nackte Landschaft war die Einsamkeit: in den andern Hütten ließ das Elend die Armen einfrieren oder trieb sie zum Diebstahl. Die ersten Brigantenrufe ließen sich zugleich mit dem Echo der Flintenschüsse vernehmen. — „Sie erschlagen die Herren!" hatte eines Tages der Vater bei der Rückkehr in die Hütte gesagt; „und fortan werden wir alle gleich sein; denn da unten, weit von hier, machen sie die Republik!" Dabei schärfte er die Hacke am Wetzstein, während die Mutter im Stillen weinte. Dann hatte er, die Schneide an den Schwielen seiner Hände prüfend, hinzugefügt: „Tann ist im Flachland, um seine Schwester zu rächen, weißt du? die sich ertränkte, wie eine Hündin, im Sumpf von Naccio, schwanger von ihrem Herrn. Und Beppe Cann leistet ihm Gesellschaft, um nicht länger Bauer zu sein, da es besser ist als Brigant zu leben trotz Hölle und Teufel. Was bleibt uns? Die Verzweiflung. Sie rauben uns alles: die Herden, die Ernten, die Tochter, die Weiber; und muckst du, so werfen sie dich in den Diebskotter, wie den alten Rieu; drum ist sein Sohn nun auch Brigant geworden und wird das Herz seines Herrn zu Wurstfleisch hacken!"

Den ganzen Rest des Tages blieb er stumm; am Abend verschwand er, und man sah ihn nur selten

wieder, wie einen Kometen. Zuletzt kam er gar nicht mehr zurück. Vielleicht haben sie ihn erschlagen in einem Waldesdickicht, oder er ist nach Amerika gegangen. Der Knabe wurde groß, die Mutter schwindsüchtig; zuletzt machte der Bursch den Schaf- und Ziegenhirten, um seiner Mutter ein bisschen Milch zu verschaffen, da ihr nichts Andres half: und er entfernte sich kaum einen Steinwurf weit von ihr, aus Furcht, sie könne ihm davonfliegen wie eine weiße Taube, und er müsse allein in der Welt zurückbleiben wie ein Landstreicherkind, ohne die gute Mutter, die den Vater jede Nacht auf ihren Knieen erwartete, weinend und betend, und die in ewiger Angst lebte, wie einer, der einen Mord begangen. Aber er kam nicht, der Vater. Eines Abends, bei Sonnenuntergang, wollte sie den Grat einer Bergeshöhe besteigen, um den Blick in die Ferne schweifen zu lassen, und zu sehen, ob er nicht heimkehre; man musste sie stützen, tragen — sie war leicht wie eine Flaumfeder. Als sie bei dem „Diebskreuz“ anlangte, unweit von der Stelle, wo gegenwärtig der Hirt sich aufhält, machte sie halt, setzte sich und lächelte traurig, in's Thal hinunterblickend: — „Er kommt nicht,“ seufzte sie; hernach dem Sohn ins Auge sehend: „Lege mich hier unter das Kreuz, wenn ich sterbe,“ sagte sie. Der Sohn trocknete sich die Augen, aus welchen die Thränen reichlich strömten, und gieng, die scheckige Ziege zu melken und frische Milch zu bringen; aber die frische Milch trank das Erdreich, denn als er der Mutter sich näherte, da war sie starr wie Eis und sprach nicht mehr, blickte nur mit den erloschenen Augen in die weite, weite Ferne hinaus, um zu sehen, ob der Gatte nicht heimkehre. Er rief sie an und schluchzte und schlug mit der Faust gegen die Stirne, aber ringsum herrschte tiefes Schweigen, düster und schaurig. Drunten in den Dörfern hallte in langsamen Klängen das Ave Maria: in's Paradies entflohen war die Seele der Mutter mit einem dieser Glockenklänge.

Er kniete neben ihr eine Zeitlang, hatte keinen Blick für die Herde, die sich um ihn her gesammelt; und als er hernach das Haupt erhob, sah er das bleiche Angesicht der Mutter von Licht umflossen: die Bergeshöhen erglänzten wie unten der Fluss, über den sich eine silberne Brücke zu legen schien. Es war das Licht des Mondes, der im reinen, tiefen Nachthimmel schwebte. Er bettete die Mutter auf Gras und Kräuter, gab ihr unter das Haupt ein Kissen von Thymian und Rosmarin, drückte ihr die Augen zu und kreuzte ihr die Hände auf der Brust. Taumelnd wie ein Berauschter sprang er fort, um unter dem „Diebskreuze" das Grab für sie zu höhlen. Er lockerte Steine mit den Händen, untergrub sie mit dem Eisenstabe, und ließ sie dann zwischen den zerklüfteten Felsen hinrollen: er fand eine Art von Trost in diesem wüsten wilden Thun. Bisweilen erhob er das Haupt, um die Todte zu betrachten: da lag sie, noch immer wie schlummernd, das Mondlicht im Angesicht. Der scharfe Ton des Eisenstabes auf dem Gestein klang in dieser schweigenden Öde wie ein Falkenschrei, und ihn selber traf er wie ein Faustschlag vor die Brust. So war sie also todt, die Mutter? Todt? Und was hieß das, Sterben? Er dachte, das hieße keinen Boden mehr unter den Füßen spüren und fallen, fallen, fallen in einen finstern, schwarzen, schweigenden, unendlichen Raum. Plötzlich überfiel ihn eine Angst: eine Gänsehaut überlief ihn und sein Haar sträubte sich: alle düstern Phantasiebilder der Bergbewohner wurden um ihn her lebendig im Spiele der Schatten und Lichter; mit Gespenstern bevölkerte sich der Berg, und er flüchtete sich zitternd in die Nähe der Mutter, sich bekreuzend wie ein Kind. Aber er ermannte sich, es war ja nichts; er kehrte zum Grabe zurück und grub weiter; da stieß er auf das harte Felsgestein, das ihn glatter Marmor däuchte. Er reinigte es mit den Händen, raufte die Gräser aus, die über den Rand

der Grube hiengen, und machte sich daran, zwei Eichenäste, bedeckt mit Heidelbeergesträuch, in Gestalt eines Kreuzes zusammenzufügen. So erwartete er, zur Seite der Mutter sitzend, das Morgengrauen; der nächtliche Windhauch wehte scharf ihm ins Gesicht und schien gleichsam zu gefrieren im kalten Mondlicht. Er glaubte, seine Mutter könne noch leiden, zog seinen Rock aus und bedeckte sie damit. Er meinte, daſs die Todten, welche bei Nacht begraben werden, das ewige Licht nicht sehen. Als aber der Himmel sich hellgrau färbte und der Mond untergieng, errichtete er in der Grube ein schönes Lager von duftigen Kräutern, und bettete die Mutter darauf, seine arme Mutter; dann kauerte er sich auf den Boden nieder, nicht wissend, was er weiter beginnen sollte. Erst die „Bastarda", die mit ihren Schafen da hinauf kam, bedeckte das Gesicht der Todten mit Blumen und mit der Schürze, und begrub sie dann, und nachdem sie das „Diebskreuz" an seinen Platz zurückgebracht, führte sie den Jungen, der mehr todt als lebendig war, hinweg, denn seine Schafe hatten sich verlaufen, so daſs er den ganzen Tag brauchte, sie wieder zusammenzubringen, und behielt ihn dann bei sich in der „schwarzen Grotte". Und der Knabe wollte von da an nicht wieder in seiner väterlichen Hütte leben; wo die Mutter nicht mehr war, wo beständig der Nordwind pfiff und die Reiser des Dachs, die dürren Blätter entführte, auf welchen er geboren war. Und nun trugen jene andern da unten die letzten Steine weg, und Masu, dem Schafhirten, blieb nichts mehr, als der Himmel über ihm und die Erde unter seinen Füßen.

O wie viele Thränen vergoſs Masu dort auf dem moosigen Steine, indem er an das Leid dieser Tage gedachte und sein schönes Thal immer mehr sich verändern sah! Es war ja wirklich sein, das schöne Thal, denn er war da geboren und aufgewachsen, hatte da gelitten und seine Eltern verloren, und niemand

liebte mehr als er den unglückseligen Ort, wo jeder Stein ihm wert war wie ein Stück Brot. Als er den letzten Stein seines Häuschens verschwinden sah, da richtete er sich wie ein Standbild auf über dem steilen Abhang, schleuderte jenem Volke einen Fluch zu, und verlor sich im Walde, heulend wie ein Wolf, mit lauter Stimme die „Bastarda" rufend.

Die Bastarda war ein starkes Mädchen, hoch gewachsen, barfuß, mit mächtigen Armen und voller Brust, mit einem Rocke, der in Fetzen hieng, mit schwarzen, zerrauften und gekräuselten Haaren, welche ihr in freien Flechten auf die halbnackten, von Sonne und Frost gebräunten Schultern herabhiengen. Sie war Hirtin gestohlener Schafe und lebte frei in den Wäldern, wild wie ein zaumloses Füllen. Die Weiber der nahen Dörfer hatten von ihr reden hören wie von einer hässlichen Hexe oder schwarzäugigen Fee und fürchteten sich vor ihr; die Holzarbeiterinnen flohen, wenn sie ihr begegneten, oder verbargen sich im Dickicht. Selbst die Männer zitterten vor ihr; denn sie hatte in ihrem Wesen und in den Augen einen gewissen bösen Zauber, um alle mit Blitzesschnelle verliebt zu machen und sie dann in die Todsünde zu verstricken. Wo sie geboren war? Woher sie gekommen? Man wusste es nicht genau; seit zehn Jahren hatte man sie die Sümpfe durchwaten, unter dem Dorngestrüpp mit allen Dorfjungen sich herumtreiben gesehen, und man nannte sie die „Bastarda", denn die Tante Rosalia, welche mit sechzig Jahren noch unverheiratet war, hatte sie mit der Milch ihrer Eselin aufgezogen. Tante Rosalia starb, da schlug die Bastarda sich in den Wald und dann — wer mehr zu sagen weiß, mag es sagen. Seltsame Reden machten von ihr die Runde, so dass es eine Schande war, dieselben anzuhören, und dass die Hirten und Holzhauer große Lust bekamen, ihr nachzulaufen, sich auf

ihrer Spur zu verlieren in den düsteren Engpässen des Waldgebirges. Der Pfarrer, der sich immer in alles mischt, hielt sogar eine Predigt gegen sie und nannte sie mit so wunderlichen Namen, dass das Wort des Herrn weniger vermochte, als ihre Reize, und die Sache nur ärger machte. Einige versichern, der Pfarrer selbst sei gegangen, sie aufzusuchen, um sie zum Besuche der Kirche zu bewegen, sie zu bekehren, habe aber einen ungeheuren Misserfolg davongetragen, denn von Kirchen und Heiligen wollte sie nichts wissen, setzte auch nie einen Fuß in die Flecken und in die Weiler, nicht einmal, wenn die Wölfe dahin kamen, durch den Hunger des schneeigen Winters getrieben.

Als Masu, der Hirt, von ihr in die schwarze Grotte geführt wurde, schaute er ihr ins Gesicht, und ohne sie jemals gesehen zu haben, rief er: „Du bist die Bastarda!" So gut hatte man sie ihm geschildert. Und die Bastarda erwiderte: „Ja, ich bin die Bastarda." Und als ihn dabei eine Betäubung überkam, wie einen Berauschten, drückte sie ihn heftig an die Brust, wobei ihre Augen seltsam leuchteten, als ob sie in einem weinte und lachte. Dann führte sie ihn an der Hand die schwarze Grotte entlang, wo man die Hand nicht vor den Augen sieht, und nach vielen Windungen und Wendungen, nach vielem Aufwärts- und Abwärtssteigen gelangten sie in ein hübsches Gemach, aus Felsgestein gebildet, ganz hell, denn das Licht drang von oben schräg herein durch eine entfernte Felsenspalte. Es gab da drinnen Ziegenfelle, wie Teppiche auf den Boden ausgebreitet, und Schaffelle als Matratze, dazu einen Haufen Nüsse, Mandeln und andere Früchte; an den Mauern hiengen Hammelsviertel, an der Julisonne gedörrt, welche nach Rosmarin und Minze dufteten. In einem andern Winkel lag ein Beil auf einem Stoß wurmstichigen Holzes. Aber der Hirt sah von alledem nichts. Das Herz war ihm bedrängt wie einem Wolfe im Fangeisen. Sein Haupt

glühte wie ein Feuerofen. Die Augen weit geöffnet, brennend, hatte er sich auf die Ziegenfelle niedergekauert; die Bastarda hatte sich zu seinen Füßen vornüber hingestreckt und betrachtete ihn mit ihren Rabenaugen, die ihn anzogen, wie der Blick einer Schlange die Drossel. . . .

Seit jenem Tage lebten die Zwei vereint wie ihre Herden; sie schweiften umher an den Felsenzinken, warfen mit der Schleuder, verfolgten einander durchs Dorngestrüpp. Dann aßen sie Erdbeeren und Maulbeeren auf zartem Moos im Schatten der Eichen, ließen dabei die derben, schwieligen Füße baumeln in der glashellen Flut eines Bächleins, wo Pflanzen in Büscheln, wie wallendes Haupthaar, sich auf dem Wasser wiegten. Manchesmal verschwand die Bastarda auf kurze Zeit; Masu rief sie mit lauter Stimme: er fürchtete sich jetzt allein zu sein, unsichern Trittes gieng er für sich hin, der Wald hatte ein verändertes Aussehen, er konnte ihn nicht mehr durchstreifen, ohne sich zu verirren. Auf seinen Ruf antwortete zuweilen der Ruf des Kuckucks, das Geheul des Wolfes, das Geschrei des Falken, der Triller der Nachtigall. „Sie ist's!“ sagte Masu und suchte sie im Dickicht des Dorngesträuchs, unter dem Laubwerk der Steineichen, im Nadelgehölz, hinter den Felsen, warf mit Kieseln nach allen Richtungen, sie aufzujagen.

Manchesmal gelang ihm dies, und dann gab es Sprünge und Schwünge, ein Sichlosreißen und Sichverfolgen, Kämpfe und Zärtlichkeiten. Wenn er verzweifelte, sie zu finden, so legte auch er sich in den Hinterhalt, auf den Bauch gestreckt, und wartete, die Nägel ins Erdreich bohrend, den Blick gespannt, die Lippen geöffnet. Da sah er sie gemach von einem Baumwipfel heruntergleiten, aus einem Graben hervorkommen, zwischen Farnkraut oder Ginster sich durchschlängeln, von einem Steinblock herabspringen, sich drehen und winden, nach Luft schnappen mit den breiten

Nasenflügeln und zusammengepressten Lippen. Welch ein Fest war dann das Wiederfinden! . . .

So lebten sie von Sonne, Luft, Liebe — frei und glücklich. Von da oben bei den glänzenden Sonnenuntergängen, welche die hellsten Aussichten in die weiteste Ferne gestatteten, betrachteten sie den Rest der Welt wie einen verwirrten Traum, an den man sich beständig erinnert, und sie empfanden Angst davor. Die Bastarda konnte jedoch nicht umhin, eine große Neugier zu verrathen! Schön musste es sein, das Meer, jener blaue Streifen, der mit dem Horizont zusammenfließt, und die großen Städte, und jene Thürme, die man unendliche Meilen weit noch immer sieht. . . . „Lass uns in die weite Welt gehen!“ hatte sie eines Tages zu Masu gesagt. Dieser war über das Wort erschrocken, aber den Tag darauf hatte er mit einem großen Stück Käse von einem Drechsler eine Querpfeife eingehandelt. Mit Querpfeife und Schalmei ziehen ja so viele durch die Welt und führen ein Leben wie Herren! Aber es war ihm nicht gelungen, das Weihnachtsliedchen spielen zu lernen, und aus dem Gang in die weite Welt war nichts geworden: nur eine große Unzufriedenheit mit sich war ihm davon in der Seele zurückgeblieben. Ein anderesmal war eine Neuvermählte, ganz in Gold und Seide gehüllt, ins Thal hinabgewandert: die beiden hatten sie vom Diebskreuze aus erblickt, und lange war die Bastarda geblieben, ihr nachzusehen, auch als der kleine Brautzug schon im Abendnebel verschwunden war.

„Wie armselig ich aussehe!“ hatte sie hernach zu wiederholtenmalen gedacht, mit einem Blick auf ihren Rock, der zerfetzt in Fransen niederhieng, auf die halbentblößte Brust und die großen unbeschuhten Füße. Und in der Nacht hatte sie nicht eine Minute geschlafen, als ob sie auf Nesseln gelegen wäre. Masu hatte sich schlafend gestellt und sie seufzen gehört und dazu geschwiegen: war doch er daran schuld, weil es ihm

nicht gelungen, für den Gang in die Welt die Querpfeife spielen zu lernen. Dann war sie vor Tagesanbruch aufgestanden, und — weg war sie. Masu fand keine Ruhe; er führte seine Thiere auf die Weide, aber nach einem Schafe, das sich von der Herde entfernte, warf er einen Stein, der es wie todt zu Boden streckte. Dann setzte er sich auf einen Holzblock, und blies aus Leibeskräften in die Querpfeife hinein, als ob er in dieselbe seine tiefste Seele ausschütten wollte. Er blies noch, als seinen Rücken ein Steinwurf traf, der ihm nicht sonderlich wehe that. „Das kommt aus dem Dickicht,“ sagte er, hob den Kiesel auf und lief dahin. Da stand die Bastarda vor ihm ganz mit Blumen bekränzt: zwischen den Haaren, längs der Flechten, die Brust hinab und um die Mitte des Leibes verschlangen sich, hiengen nieder und ragten empor Gänseblümchen, gefleckte Lilien, Ginster, Mohnblumen, Klatschrosen, Büschel von gelben Veilchen, von Blüten der Waldrebe, von Wachholderbeeren, Schierlingsdolden: ein Bacchanal von Farben und Düften. Masu stieß einen Schrei aus und fasste sie um die Mitte, ohne ein Wort zu sagen. Dann rief er wiederholt, noch ängstlich bewegt, sie küssend, und die Düfte in sich ziehend: „Du bist schön! o du bist schön!“ Dabei zitterten ihm Glieder und Stimme. „Schöner als die Braut gestern?“ fragte sie lächelnd und presste die Lippen zusammen. Masu wusste sich gar nicht mehr an die Braut zu erinnern. „Schöner als die Braut, — schöner als alle!“ rief er dann und streckte sich zu ihren Füßen hin. Das stachliche, kühle Dickicht ließ das Sonnenlicht wie durch ein Sieb dringen: wie goldener Staub fiel es auf die Liebenden herein. Ringsum flüsterte der dichte Wald auf der Höhe im Windeshauch, die leichten dürren Blätter knisterten wie seidenes Gewand; in der Ferne ließ ein Specht die Dornbüsche entlang seinen metallischen Laut vernehmen, im schattigen Grün weidete still

die Herde und die Luft schien von wonnigen Aromen gesättigt.

Die Bastarda empfand nicht den Schmerz Masus, als man kam, das schöne Thal zu verwüsten. An dem Tage, als er von der Spitze des Diebskreuzes hinweg gelaufen war, nach ihr rufend, heulend wie eine Bärin mit leeren Zitzen, saß sie eben rittlings auf dem Ast einer Eiche, welche sich zu dem Abgrund hinunterneigte, und betrachtete mit einem unbestimmten Lustgefühl das Kommen und Gehen der Arbeiter, die Reihen ländlicher Weiber mit der Last von Erde oder Kalk auf dem Kopfe, die Holzbaracken, mit den Fähnlein darauf, vernahm mit einem Freudenausruf den Knall der Minen und den fernen Liedergesang, welcher ganz anders klang als die üblichen Ritornelle. Sie dachte daran, auch da hinabzulaufen, sich unter die Menge zu mischen, um zu sehen, was denn dies Rädergeroll bedeute, diese Röhren, aus welchen das Wasser des Flusses sprang, und was jene Herren mit den langen Beinkleidern untereinander redeten. Die Qual Masus machte sie lachen, sie wusste nicht warum. O diese Hütte aus Stroh und Schlamm war es wert, dass man darüber sich ereiferte! Ein großer Schatz war da verloren! Masu konnte ihr nicht deutlich machen, was er im Herzen fühlte und was ihm die Kehle zusammenschnürte; es schmerzte ihn eben, wie wenn einer ihm ein Schaf geraubt, oder ihm einen Messerstich versetzt hätte. Was verstand davon die Bastarda? Sie wusste ja gar nicht, wo ihr Vater und ihre Mutter waren, und die arme Tante Rosalia war nach der Eselin gestorben, bei deren Milch das Kind aufgezogen wurde. So zog er sich denn in sich selbst zurück wie eine schlafende Schlange und ließ nichts weiter merken. Die Bastarda schmollte gleichfalls und wie ihm zum Trotze, stieg sie den Tag darauf zum „Eichenfels“ hinab, der näher dem Thale liegt, und am zweiten Tage wagte sie sich bis zu den Kastanienbäumen der

Furt hinunter. Masu empfand das wie einen Dorn im Herzen, aber er sprach kein Wort. Sie dagegen erzählte ihm von den Wundern, die sie geschaut, von der großen Brücke, die man errichtete, von den Eisenstangen, welche in Haufen längs der Straße geschichtet lagen; sie überhäufte ihn mit Liebkosungen und wollte ihn mit sich herunterführen, nur auf einen Augenblick, gewiss nur auf einen kleinen Augenblick. Masu war anfangs nicht zu bewegen, dann stieg er bis zum Eichenfels hinunter, nicht weiter, und es kam ihm eine tolle Lust, mit Steinwürfen nach jenen Schuften zu zielen, welche machten, dass er nicht einmal das Wasser des Flusses wieder erkannte, da es schmutzig wie eine Schlammlache geworden war. Die Bastarda lachte und zog ihn bei den Haaren und schleppte ihn weiter, indem sie ihn „Fanghund" schalt und „gefleckter Sperber" und „Luchs", und pflanzte ihm in das Blut jenes unselige Fieber, das ihn nicht mehr verlassen sollte.

Eines Morgens, bei Sonnenaufgang, als das Paar mit Melken beschäftigt war, hörte die Bastarda Stimmen im Walde; sie lauschte mit gespanntem Ohr und machte Masu darauf aufmerksam. Es waren ihrer viele, die da zusammen sprachen; dann vernahm man ein Klingen von Äxten, ein Knarren von Sägen, einen Teufelslärm. Christus und alle Heiligen! Sie fällten die Eichen! Masu überließ sich seinem Unmuth auf den Felsen, erbleichte, zitterte; die Bastarda sah zu; war eine Eiche gefällt, so warfen sich hundert Personen mit Beilen über sie her, hieben die Zweige ab, zersägten sie rechtwinklig, und schichteten die geraden, beinahe glatt gehauenen Hölzer übereinander auf.

In einem einzigen Tage fielen unter den Händen jener Tiger ein paar Dutzend Eichen; hoch aufgethürmt lag das Holz, und die Bastarda hörte, dass man es bald ins Thal hinunterschaffen würde: Masu sammelte die Herde, zog noch höher hinauf und verharrte in Schweigen. Man hatte ihm die väterliche Hütte fort-

gerollt, jetzt vergriff man sich auch an dem Walde; nicht einmal die Steine hatten sie ihm gelassen, sich den Kopf damit zu zerschmettern. Und sie lachten dazu und sangen und ließen sich's wohl sein. Die Bastarda war mit Masu bergaufwärts gezogen, ihre Blicke aber schweiften immer ins Thal hinab. Masu beobachtete sie lauernd. Eines Tages sah er sie mit einem ländlichen Weibe sprechen, welches unter jenen Leuten für Taglohn arbeitete: „Wenn du zu ihnen gehst, erschlage ich dich!“ sagte er ihr darauf mit finsterer Miene. „Nein, nein,“ antwortete die Bastarda lebhaft; „ich habe Angst vor ihnen.“ Dazu liebkoste sie ihn lange. Des Nachts, es war eine schöne, helle Sternennacht, verließ Masu die Grotte, während die Bastarda rücklings ausgestreckt schlummerte, entfachte ein großes Stück Schwamm mit dem Feuerstein — was ihm nicht leicht fiel, denn es tobte ein Wind, der Felsen entwurzeln konnte — und stieg dann abwärts. Er näherte sich dem hochgethürmten Haufen der Hölzer, ein Arbeiter, das Beil zur Seite, schlief mit der Pfeife im Munde. Masu huschte an ihm hin mit angehaltenem Athem, ergriff das Beil, kauerte sich dann einen Augenblick hinter dem Scheiterhaufen zusammen, und floh hinweg. Noch war er nicht bis zum Diebskreuze gekommen, als der Scheiterhaufen in Flammen stand. „Das wird dich da unter der Erde freuen, Mütterchen!“ dachte er und kehrte in die Grotte heim, wo die Bastarda noch immer schlief. Er war nahe daran sie aufzuwecken und ihr seine große Freude mitzutheilen, aber er besann sich und gieng wieder fort. Der Scheiterhaufen brannte lustig wie ein Weihnachtsfeuer; um ihn her kamen und giengen Männer und Weiber, die schwarz erschienen im hellen Lichte des Brandes, die Flammen züngelten nach der Seite hin, sprühten Funken, knisterten. Einen Moment lang fürchtete Masu, der ganze Wald könne in Flammen aufgehen: dann sah er jedoch die feurigen Zungen

allmählich tiefer sinken, den Rauch spärlicher werden, und schließlich blieb da unten nichts als ein großer, glimmender Kohlenherd zurück. Am Morgen glaubte er, jene Leute würden abgezogen sein: doch nein, ihre Zahl hatte sich verdoppelt und sie verwüsteten den Wald noch weiter hinein. Eine Verzweiflung bemächtigte sich seiner und er blieb einige Tage lang hoch oben im Gebirg. Die Bastarda schwärmte indessen bei den Reisigsammlerinnen umher, sprach mit der einen und andern, nahm sogar ein schönes Stück Brot an; Brot hatte sie seit geraumer Zeit nicht gegessen. Aber beim Anblicke von Männern lachte sie laut auf und entfloh. Allgemach näherte sie sich den Sägearbeitern, welche, die Brust entblößt, kolossale Sägen hin und her zogen, und zuletzt schleppte auch sie ein großes Bündel von Zweigen herbei. Plötzlich erinnerte sie sich an Masu und es überkam sie eine große Zärtlichkeit gegen ihn; sie lief und lief und fand ihn droben, auf dem Bauche liegend, wie er seit einiger Zeit, die Arbeiten im Thale betrachtend, zu liegen pflegte; die siebenbogige Brücke wölbte sich über den Fluss; auf der neuen Straße hatte man Eisenstreifen zu zweien gelegt, die aussahen wie die Räderspur eines Wagens; vier oder fünf große, graue Karren, gefüllt mit Steinen, Kalk und Pozzolanerde, fuhren darauf, gezogen von einem schwarzen Gefährt ohne Pferde, das Rauch ausspie, pustend und pfeifend wie die Seele eines Verdammten. Die Bastarda verwunderte sich über Masu, dessen Augen fast aus dem Kopfe hervortraten; sie setzte sich neben ihn, wagte aber kein Wort zu sprechen. Die Sonne war untergegangen, und in den Baracken zündete man die hellen, weißen Lichter an, die Schafe blökten, ungeduldig nach der Heimkehr verlangend. Die beiden brachen auf. Beim Eintritt in die Grotte machte Masu eine rasche Bewegung mit dem Beile, die Bastarda prallte erschreckt zurück und sah ihm in die Augen; sie hatte ihn verstanden; jene häßlichen Worte: „Wenn

du mit ihnen gehst, erschlage ich dich!“ kamen ihr wieder in den Sinn. Sie ließ ihn allein zur Ruhe gehen und setzte sich auf ein Felsstück. In der Ebene unten war alles dunkel, außer den Baracken, aus deren geöffneten Thüren eine seltsame, nie gehörte Musik heraufklang. Man tanzte: mit Adleraugen erspähte sie einen wirbelnden Reigen von Paaren, die sich um die Mitte gefaßt hielten, und es wurde ihr schwindlig im Kopfe. Wieder trat ihr der Blitz des Beiles und der Augen Masus vor die Seele, wieder hörte sie seine Drohung, dazu die verlockenden Klänge, welche verwirrt aus der Ferne zu ihr drangen; sie fühlte eine seltsame Mischung von Furcht und Angst und Lust, sah wieder wie im Traume die Welt, die ihr durch den farbigen Nebel einer weiten Entfernung erschienen war. Sie schlang die gelösten Haare in einen Knoten, zog den Rand des Hemdes höher hinauf, um die Brust zu bedecken, und erhob sich. Beim Ausgang der Grotte lauschte sie mit gespanntem Ohr; kein Laut war zu vernehmen; sie blickte rings um sich, niemand war zu sehen. Sie schüttelte das Haupt und schickte sich an, langsam gegen die dunkle Niederung hinabzugehen, während die goldenen Leuchtwürmchen zu Tausenden durchs nächtliche Dunkel schwirrten.

Langsam stieg sie nieder und kehrte nicht mehr zurück. Masu fand in jener Nacht zum erstenmale sein Felsengemach frostig und vermochte kein Auge zum Schlummer zu schließen. Wo war sie nur jetzt? Hatte sie sich wirklich vor dem Beile gefürchtet? Desto besser! Die Furcht macht den Menschen klug und bewahrt vor Wölfen. Er wendete sich auf die andere Seite. Sie kehrt wohl wieder heim! Die Nacht ist nicht angenehm unter freiem Himmel. Er empfand eine Art von Behagen unter den warmen Fellen, bei dem Gedanken, daß der Wind ihr tüchtig zusetzen werde. Aber jeden Augenblick spannte er das Ohr: das ein-

förmige, dumpfe Geträufel der Stalaktiten in der weiten Höhle, die Windstöße im Gebirge, das tausendfache, geheimnisvolle Wehen und Murmeln und Klingen und Sausen der Nacht unterschied er, zählte er, und sagte dabei: „Sie ist es nicht.“ Aber sie musste doch kommen! In der Nacht, welche dem Begräbnis seiner Mutter folgte, hatte sie versprochen, ihn nie zu verlassen, nur mit ihm allein Verkehr zu haben, und sich die Bekannten von ehedem mit Steinwürfen vom Leibe zu halten. Und wirklich war sie ihm immer treu geblieben, das gute, arme Mädchen, hatte mit ihm die Grotte und die Felle, die Milch und das getrocknete Fleisch getheilt, und nun, ei seht, ist er gar Herr da drinnen, und sie ist draußen! Hier begann die Hitze erstickend für ihn zu werden, und er stellte sich auf die Füße. Gewiss, ich hatte Unrecht, sagte er sich: sie mit dem Beile bedrohen — eine kecke Prahlerei! — und dann auf ihren Sachen schlafen, nein! das geht nicht an. Er müsse sie suchen, ihr sagen, dass sie ihre Sachen für sich behalten solle; — jeder für sich und Gott für alle! — dass sie nur mit jenen Schuften da unten gehen solle, wenn sie das Herz dazu habe. Er werde sie gewiss nicht beweinen — er nicht. Er werde sich eine andere Höhle suchen, nachdem man ihm die Hütte dem Erdboden gleich gemacht; er werde sich durchschlagen ohne irgendwen in der Welt, und wenn er es nicht mehr vermöge, so verstehe er sich aufs Springen, und werde den Falkenfels seiner ganzen Tiefe nach ausmessen. Sie könne dann kommen, ihn in Stücken zu sehen, wie einen Ziegenbock in der Fleischbank, und sie werde ihre Freude daran haben. — Sie werde ihre Freude daran haben, denn sie werde sich's wohl sein lassen mit jenen Langbehosten und er werde sie nicht alle todtschlagen können; aber, Gott sei Dank, er lebe noch, und die Bastarda werde er sich nicht so nehmen lassen, wie er sein Häuschen zerstören ließ; er habe Hände und Fäuste, hart wie Feuerstein.

— Dabei stand er auf, die Arme streckend und die Fäuste ballend. Er verließ die Grotte und sah durch den fernen Bergesspalt am Himmel die „drei Stäbe" schimmern. „Es ist Mitternacht," sagte er, und machte das Zeichen des Kreuzes. Er hielt sich mit den Händen an die Felsmassen und gelangte ins Freie. Im Waldesdickicht hoffte er die Bastarda zu finden, aber sie war nicht da. Ein Käuzchen flog über seinem Haupte hin, mit unheilverkündendem Gekreisch. „Requiem aeternam!" flüsterte Masu in der weiten düstern Stille. „Es wird die Seele der Ertränkten sein," fügte er schaudernd hinzu und rührte sich nicht mehr. Der Ort war unheimlich; der tiefschwarze Wald schlief wie ein über den Berg hingestrecktes Ungethüm, hie und da ließ ein vereinzelt stehender Baum den Klageruf einer Eule vernehmen, das graue Felsgestein erglänzte fahl im Lichte der Sterne. Masu glaubte, indem er mit der kalten Luft den Duft des Wachholders einathmete, etwas wie Todtengeruch zu spüren: von ferne sah er zwei leuchtende Funken sich im Dunkel bewegen, dann zwei andere und wieder andere — er kletterte eine Eiche hinauf und blieb rittlings auf derselben sitzen. „Die Bastarda ist nicht im Walde," dachte er, „die Wölfe würden sie wittern und heulen — da kommen sie — da sind sie!" Und mit paarweise leuchtenden Funken näherte es sich der Eiche, schnüffelnd, zähnefletschend, die Rinde des Baumes zerreißend. — Masu stach nach den Thieren mit dem Eisenstabe: er wußte, sie könnten nicht zu ihm hinaufgelangen, und es machte ihm Vergnügen, von diesen hungrigen Bestien sich vergebens umkreist zu sehen. Die Bastarda mußte entweder im Thale unten sein, mit den anderen Weibern, oder auf einer Bucheiche sitzen, wie ein Häher. Plötzlich hörte man ein fernes, dumpfes Geheul, dann ein anderes, und wieder ein anderes. „Nun werden sie gehen," sagte Masu; „irgendein Wolf hat Beute gefunden." In der That verschwanden die Funken in der Dunkel-

heit. Masu stieg weiter abwärts. Auf dem vom Reif benetzten Grase hinhuschend, hielt er nach wenigen Schritten an und lauschte. Es war nichts. Einmal hörte er etwas wie ein Seufzen vom Diebskreuze her: er lief dahin. Nichts! Über dem Grabe der Mutter war zartes Gras gewachsen, gestickt mit Gänseblümchen. „O Mutter, Mutter!" rief Masu und warf sich auf die Knie, während eine große Kröte vom Boden aufschnellte und mit dumpf quatschenden Lauten hinwegsprang. Die Mutter wenigstens meinte es gut mit ihm, die Mutter; und sie hatte er verloren! und nun hatte er auch die Bastarda verloren! Er fühlte eine entsetzliche Verzagtheit in seinem Alleinsein; er konnte den Gedanken nicht ertragen: nie war er einen ganzen Tag lang allein gewesen — nun fürchtete er, allein bleiben zu müssen, wer weiß wie lange! Dass ihn die Bastarda verlassen, schnürte ihm das Herz zusammen. Mit ihr hatte er, ein harmloses Kind, sich in die Arme der Liebe, der Freude, der Lust geworfen, hatte gelernt, dass es noch eine andere, neue Welt gebe außer seiner Mutter, seiner Herde, seiner Hütte. Und er hatte sich eingebildet, dass außer ihr nun nichts weiter zu hoffen, dass nichts weiter zu fürchten wäre, als sie zu verlieren: war sie doch all sein Gut!

Und nun verlor er sie, wie er die Mutter, wie er die Herde verloren. Dieser Gedanke traf immer und immer wieder sein glühendes Gehirn, wie der Hammer auf glühendes Eisen fällt, und ein Schwindel erfasste ihn. Und wer nahm ihm alles? Warum war der Vater Brigant geworden und die Mutter gestorben? Wer hatte ihm sogar die Steine seiner Hütte weggenommen? Wer verlockte jenes Weib, das ihm gehörte? Die da unten im Thale, die Langbehosten — ja! mussten doch sie es sein, die Herren, welche den armen Leuten, wie der Vater sagte, die Herden und die Weiber raubten. Ein bitterer Schmerz durchdrang ihm das Innere, wie einem, welcher Schierling genossen. Unbeweglich ver-

harrte er dort, auf dem Grabe der Mutter, und starrte hinein ins Waldesdunkel, das so tief war wie die Finsternis seiner armen Seele. Nun schien sich ihm seine Vorstellung vom Tode zu verwirklichen; in einem ungeheuren, schwarzen leeren Raum glaubte er zu schweben, ohne festen Grund unter den Füßen — zu sinken — zu sinken — zu sinken ins Bodenlose! Einen Moment schien es ihm, als hätte er die Erde berührt — er war mit dem Kopfe an das Kreuz gestoßen und schüttelte sich. Und als er sich nun erhob, da fühlte er etwas wie erneute Kraft in sich — einen Zuruf der Mutter meinte er im Innern zu vernehmen, er solle sich rächen an jenem Volke. Er blickte in das Thal hinab: es lag im Schlummer; nur aus dem Fensterchen eines hölzernen Hauses drang im Viereck geformt ein Lichtschein. In all dem Dunkel zog jener Lichtschein ihn an. „Vielleicht ist sie da drinnen," dachte er, „die Bastarda; und ein anderer hält sie in seine Arme gepreßt, läßt sie nicht fort, gibt ihr weißes Brot und Küsse." Er setzte seinen Weg fort, über Steine stolpernd, zerriß sein Gewand zwischen den Steineichen, beschmutzte sich in den Gräben, verwirrt, rasend, wie ein wüthiger Büffel. Das Morgengrauen fand ihn zwischen den Binsen des Flusses, er kauerte sich hinter einen Dornstrauch und wartete. „Von hier aus," dachte er, „kann ich sie sehen, wenn sie bei ihnen ist." Und er malte sich's aus, wie er mit der Schleuder nach ihr werfen, ihr den Kopf spalten würde. Aber bei den ersten Strahlen der Sonne kehrten die Arbeiter zurück — sie war nicht darunter.

Da lebte in ihm die Hoffnung wieder auf. Vielleicht ist sie in die schwarze Grotte zurückgekehrt und hat die ganze Nacht auf ihn gewartet! Eine Rührung überkam ihn, seine Knie zitterten. Er lief, er eilte fort in Sprüngen, in großen und kleinen Sätzen. Manchmal hielt er inne, keuchend, schweißbedeckt; er ließ die Blicke den Abhang hinan schweifen — nichts

als Felsen und Bäume, aber hinter ihnen, jenseits, musste die Bastarda sein — mit beiden Herden, den armen Thieren, die er ganz vergessen hatte. Und er sah sich selber schon ihr in aller Stille unbemerkt nähern und ihr einen tüchtigen Schlag mitten in den Nacken versetzen, lachend, und rieb sich schon zum voraus die Hände vor Vergnügen. Aber auf der grünen Holzplatte des Diebskreuzes war niemand; nur eine Meise trillerte. „Sie wird in der Grotte sein,“ sagte er sich mit klopfendem Herzen und stieg weiter empor, die Brust geschwellt wie ein Blasebalg, den Kopf glühend. Dann betrat er den Felsspalt und gieng zitternd abwärts. Auf halbem Wege begann er nach ihr zu rufen; er hörte nur die gedehnten Klagelaute der auf einer anderen Seite der Höhle eingeschlossenen Herden. „Arme Thiere!“ dachte er, aber er setzte seinen Weg nach abwärts fort. Auch in der Felsenkammer fand er die Heimgekehrte nicht! — Da stürzte er auf die Felle hin, wie von einem Schlag auf die Schläfe getroffen, und lange musste er dort gelegen haben, denn als er seine armen hungernden Thiere auf die Weide führte, stand die Sonne im Zenith; unten im Thale war die Arbeit in vollem Gange, im Walde hörte man das Knarren der Sägen und den langen einförmigen Gesang der Arbeiterinnen.

So blieb er den ganzen Tag; wie ein Kreisel gieng ihm der Kopf im Kreise herum und seine Farbe war fahlgrün wie die einer Eidechse. Seine Bewegungen waren seltsam, als ob er bei jedem Schritte zu straucheln fürchtete; er streckte immer die Arme aus, als wollte er etwas umarmen, das ihm fortwährend entschlüpfte, und murmelte mit dumpfer Stimme den Namen der Bastarda. Er suchte sie mit irren, geschwollenen Augen, er glaubte sie unter den Sträuchern, hingestreckt auf Thymian, unter den Eichen, zwischen den Steinen zu erblicken; und er nannte sie mit den süßesten Worten, die er niemals sonst im Munde geführt und die ihm

jetzt aus dem Herzen auf die Lippen drangen, wie ihm die Thränen um die todte Mutter aus dem Herzen in die Augen gedrungen waren. Er erwartete sie: sie war ja nicht todt wie die Mutter. Als aber die Sonne untergieng und das Glockengeläut der Dörfer in den dunklen Bergschluchten wiederhallte — da schlug die Herde den Heimweg zur Höhle ein — und sie kam nicht. Sie kam auch nicht während der Nacht, welche Masu auf einem Felsblock am Eingang der Grotte zubrachte, das Beil zur Seite und die Augen schlummerlos; sie kam nicht, als er gegen Morgen doch eingenickt war und dann die Sonne ihn aus einem greulichen Traumgesicht weckte, das ihm die Bastarda in eine hungrige Hündin, die an seinem Herzen nagte, verwandelt zeigte.

Jetzt verlor Masu die Hoffnung ganz. „Sie kehrt nicht mehr zurück — nie mehr!" sagte er zu sich; da unten gibt es Brotherren, Reichthum, Ergötzlichkeiten für sie!" — Dann baute er wieder Luftschlösser, wie er ihr nachspüren werde bis ans Ende der Welt, sie jenen Leuten mit Gewalt wieder entreißen, sie zur schwarzen Grotte zurückführen und ihr nie, nie wieder von der Seite weichen werde. Und wieder durchzuckte ihn der Gedanke, dass er sie nicht mehr finden werde, dass er sie wirklich verloren habe für immer. Er verfiel beinahe in Irrsinn, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, jagte vor der Herde einher von Hügel zu Hügel, von Fels zu Fels, bis er entkräftet sich an eben dem Orte fand, wo man die Eichen umgehauen hatte. Hier traf er niemand mehr; „sie werden auch die Wurzeln mit fortgenommen haben," dachte er. Der Ort war geradezu verödet. Auf dem Boden, neben einer Hecke, fand er einen kleinen losgerissenen Kleiderlappen, welcher dem Rocke der Bastarda ähnlich war; er nahm ihn zu sich und erinnerte sich daran, wie sie sich einmal von ihm, ganz von Blumen bekränzt, im Dickicht hatte finden lassen. Diese Erinnerung

machte ihm das Gefühl seiner Verlassenheit noch bitterer und entfachte in seinem Herzen eine Unzahl von Racheplänen, so dass es einem, im Brombeerstrauche aufgestörten Schlangenhaufen glich. Ein alter Bettler, welchen sein Weg durch den Wald führte, hatte ihn gefragt, ob er nicht gehen wolle, sich morgen die Dampfmaschine anzusehen, welche das erstemal das Thal durchlaufen würde. Er antwortete, er würde dieselbe von der Bergspitze auf dem neuen Wege, die er ihm mit dem Finger wies, zu sehen bekommen. Nachdem er hernach seine Schafe und Ziegen gesammelt, hatte er wie spielend einige gewaltige Steinblöcke losgemacht und gegen den Rand des Abhanges hingerollt, wo er sie in einer Lage ließ, dass ein Windhauch genügt hätte, sie ins Leere hinabzustürzen. Er troff von Schweiß und athmete schwer. Aber allmählich zeigte sein Antlitz, indem er sich aufrichtete, abwechselnd bald den Ausdruck tiefen Schmerzes und unsäglichen Behagens: er glich einem Künstler, welcher sein bewunderungswürdiges Werk betrachtet. Nachdem er die grausigen Steinblöcke übereinander aufgeschichtet, sah er lange in die Tiefe hinab. Das Thal hatte sich inzwischen verändert: die Streifen der Eisenbahn durchzogen die Mitte desselben; in weiterer Entfernung befand sich die neue Brücke. Über die Stelle der verwüsteten Hütte am Abhang war Gras gewachsen; die hölzernen Häuser waren beflaggt und vor denselben gab es ein Gewimmel von festlich gekleideten Leuten. Masu verweilte an seinem Platze den ganzen Abend; nach Sonnenuntergang führte er die Thiere in die Grotte zurück und gieng dann neuerdings auf die Höhe hinaus. Ein Dämon schien ihm zuzuflüstern, dass die Bastarda sich's wohl sein lasse mit jenem Volke, und dass er von oben herab mit Steinen jene Baracken zertrümmern solle, während eine andere Stimme ihn noch länger zu warten ermahnte. Er wartete in der That bis zum folgenden Tage, an

welchem das ganze Gebirge vom Echo verschiedener Musikbanden wiederhallte; er sah das Thal von Menschen gefüllt, welche nach einem bestimmten Punkte hinblickten, wie in der Erwartung irgendeiner wichtigen Sache. Und in der That kam etwas zum Vorschein: eines jener schwarzen Ungethüme, welche Rauch auswerfen und eine Anzahl menschengefüllter Wagen hinter sich herschleppen. Zuletzt zog ein graues Gefährte die besondere Aufmerksamkeit Masu's auf sich: inmitten der darauf zusammengedrängten Menge sah er eine Person hoch aufgerichtet, ein Weib mit einer Fahne in der Hand, welche sie bald hob, bald senkte. Er öffnete seine Augen, so weit er konnte, um besser zu sehen: es war ein Weib ohne Zweifel. Die Dampfmaschine bewegte sich vorwärts unter dem Geschrei der beiden Reihen von Leuten; und als sie in die Thalschlucht einbog, welche gerade unter seinem Felsgipfel lag, da erkannte er in dem Weibe mit der Fahne die Bastarda — ja, die Bastarda. Jetzt schüttelte ein furchtbares Zittern seine Glieder und durchlief seine Adern: Liebe, Zorn, Rache durchtobten sein Inneres wie ein Wirbelsturm entgegengesetzter Winde, und mit gewaltigem Ruck schleuderte er, während der dampfende Zug unter ihm hinbrauste, die Steinblöcke, die Felstrümmer in den Abgrund. Dann warf er mit geschlossenen Augen sich hin aufs Angesicht.

Die Steinblöcke, die Felstrümmer hatten, von Kante zu Kante prallend und eine Lawine von anderem Gestein mit sich ins Thal hinunterreißend, die Wagen getrennt und zertrümmert, die Dampfmaschine aus dem Geleise gebracht und die benachbarten Pfade mit Opfern überstreut. Entsetzt starrte Masu hinab. Und wo ist die Bastarda? fragte er. Lebt sie? — Und er fragte sich auch, warum er dies große Unheil angerichtet? Er fühlte sein Auge feucht werden und seine Seele bedrängt; er preßte sein schwarzgelocktes Haupt zwischen

die beiden Hände, und wie eingeschrumpft erschien seine in sich zusammengekrümmte Gestalt. Das menschlich fühlende Herz kämpfte in ihm mit der wilden Härte und gewann die Oberhand. Nun hatte jene Fieber[illegible]e sich in kalten Schauer, der Groll in Mitleid verwandelt: gern wäre er hinabgeeilt und hätte sein Leben gegeben, um einen von den vielen Verletzten zu retten. Er schloss die Augen und öffnete sie dann langsam wieder, wie um sich zu überzeugen, dass er zu viel gesehen und dass alles nur ein häßlicher Traum gewesen. Nein — es war Wirklichkeit! er hatte nur allzu recht gesehen! Man brachte die Verwundeten in die hölzernen Häuser, legte die Todten der Länge nach auf das Gras hin, und bemühte sich, die umgestürzten Wagen wieder aufzurichten. Unter den Todten glaubte Masu ein Weib mit der Fahne zu sehen — das Licht seiner Augen trübte sich. — Nein! Das vermeintliche Roth der Fahne war vielleicht Blut, das Grün war das des Grases, das Weiß die Farbe des Hemdes . . . „Sie ist es nicht!“ sagte er sich wiederholt — und doch glaubte er im Innersten, dass es die Bastarda sei, und er wendete den Blick hinweg. Dann gab es ein Kommen und Gehen, ein Gewimmel, wie das eines aufgestörten Ameisenhaufens: es war ihm, als ob die Mehrzahl blutgierige Blicke zur Bergeshöhe emporsendete, die Fäuste drohend emporstreckte, ja, ihn bedrohte — und das gefiel ihm besser, als jene Stille, in welcher ein Jammern der Weiber, Fluchen der Männer, Röcheln der Kinder vernehmlich war. „Was nun weiter?“ fragte er sich; „wohin gehen? was beginnen?“ Jene Leere, die er oft um sich her gefühlt, that sich jetzt noch tiefer unter seinen Füßen auf, und sein Verbrechen schwand ihm aus den Augen, nur um ihm unaustilgbar gegenwärtig zu sein im tiefsten Innern, wie das Bild der Bastarda. Die Einsamkeit erweiterte sich allmählich um ihn bis ins Unendliche, dem größten der Wellenkreise ver-

gleichbar, welche ein in die Flut geworfener Stein bewirkt. Er empfand eine geheimnisvolle Angst, wie in finsteren Nächten, zitterte beim Fallen eines Blattes, erwartete eine gewaltige, unbekannte Züchtigung, ohne zu wissen, von wem und wann sie kommen würde. Auf einmal schienen ihm nun der Wald, die Felsen, sogar seine Herde, feind geworden; er musste sich jetzt vertheidigen, sich zum Kampfe bereit halten; misstrauisch-schielende Blicke warf er um sich, während im tiefsten Blau des Himmels die Sonne strahlte, herniederlächelnd auf das von Jammer erfüllte Thal, und der Wald seinen Odem in würzigen Düften verhauchte.

In einem Momente, als er eben so um sich blickte, wie verwildert, sinnbethört, wurde er auf dem Eichenfels den alten Bettler gewahr, den er am Morgen begegnet hatte, und hinter ihm her giengen Soldaten. Sie blickten alle aufwärts, gerade nach seiner Bergeskante. Bei seinem Anblick beschleunigten sie die Schritte auf dem abschüssigen, von Dornengestrüpp bewachsenen Hange. Nun gewann seine Angst eine bestimmte Gestalt, sie funkelte in den Röhren jener Flinten, sie näherte sich in den Schritten jener Männer, sie erklang in den Flüchen derselben, er fühlte sie lebendig in sich, wie den Drang der Vertheidigung. Zwei Steine in der Hand schwingend, gieng er mit raschem Schritt auf den Felsspalt der schwarzen Grotte zu. Sie kommen seinetwegen ohne Zweifel, sie werden ihn fesseln wie einen Wolf, sie werden ihn tödten wie einen wüthenden Hund, aber vorher, o vorher wird man ihn kennen lernen! Ei, seht nur die Armen, wie sie beim Aufwärtsklettern über eine Felskante straucheln, rutschen, ausgleiten bei jedem Schritt; sie triefen von Schweiß und schon auf halbem Wege sind sie athemlos; bevor sie sich ans Diebskreuz anklammern können, wird er schon in der Höhle verschwunden sein. Ein bittersüßes Gefühl war es ihm, zu sehen, wie sie unfähig waren ihn zu erreichen, und zu wissen, dass er den Kampf mit ihnen

aufnehmen könne. Wie der Adler aus seinem Neste, sah er, nachdem er zum Eingang der Grotte gelangt war, vom Felsen hinunter und bemerkte, wie der Bettler die Soldaten trefflich führte, nach der schwarzen Grotte und der Herde hinweisend, welche eben dahin zurückkehrte. Hinter den Soldaten giengen viele Landleute mit Fackeln von Maisstroh und trockenem Reisholz. Ohne Zweifel wissen sie von der Grotte, und glauben, dass er da drinnen, und da drinnen hoffen sie ihn zu fangen. Man sieht, dass sie sich nicht auf Höhlen verstehen, diese Leute! Indessen verbarg er sich zwischen den Felsen, aber der Gedanke an das Weib mit der Fahne quälte, verfolgte ihn. Er sah sie vor sich mit dem schwarzen, krausen Haar, mit den sanften glänzenden Augen, dem weichen, warmen Leibe, er glaubte ihr Liebesgeflüster zu hören, den Druck ihrer Umarmung zu spüren, er dachte hinabzusteigen ins Thal, sie zu suchen, sie ein letztesmal wiederzusehen und sie, wenn auch todt, auf den Berg mit sich emporzuschleppen. Aber man müsse dazu die Nacht abwarten; bei Tage würde man ihn da unten erschlagen: jener Bettler müsse ihn angezeigt haben! Arme Bastarda! Sterbend wird sie gemerkt haben, dass er sich an ihr gerächt, weil sie ihn verlassen, dass er das ihm zugefügte Leid hundertfach zurückgezahlt, dass es besser gewesen wäre, wenn sie niemals die Bergeshöhe verlassen hätte, ja, es niemals verlassen hätte, das weite Daheim der Armen. Indessen schöpfte Masu die Gewissheit von der Annäherung der Soldaten aus dem Geknirsch des Sandes, der unter den ungleichen Schritten derselben abrollte, aus den heiseren, wirren Lauten der Stimmen, insbesondere aber aus der Heimkehr der Herde, welche erschrocken flüchtete und sich in das Dunkel der schwarzen Grotte warf. Instinctmäßig folgte er ihr. Die Soldaten werden da nicht hineingelangen, dachte er, und wenn auch: ihn zu finden, das werde ihnen schwer werden. Man müsse die helle Kammer zerstören,

das Fleisch und die Felle verbergen. Da kam ihm aber der Gedanke: Und wenn die Bastarda noch lebt? Wenn sie zurückkehren wollte? Warum sollte sie da nicht all das Ihrige wiederfinden? — Er machte sich daran, alles in eine ziemlich seichte Vertiefung der Höhle zu werfen und die Öffnung mit einem Steine zu schließen. Dann lauschte er mit gespanntem Ohr. Deutlich hörte er die Worte des Bettlers: „Ich selbst habe ihn da eintreten sehen: er wird uns nicht entwischen; stellt nur Wachen aus und zündet die Faschinen an!“ Ein Schauder überlief Masu; er kletterte an einer Tropfsteinsäule empor, schwang sich von hier auf einen Felsenvorsprung und befand sich da wie in einer Emporkirche, von welcher aus man einen großen Theil der sich weit in der Länge hin erstreckenden Grotte übersah. Ich könnte sie alle tödten, dachte er bei sich mit bitterem Lächeln; aber sie sind in meinem Hause, sie können mir kein Leid thun, lassen wir sie in Frieden!

Die Landleute mit den angezündeten Fackeln giengen vorwärts. Die schwarze Grotte wurde allmählich von qualmenden Lichtern erleuchtet; behutsam tastend verfolgten die Soldaten ihren Weg. Auf einmal stießen sie ein „Oh!“ der Verwunderung aus. Um sich blickend sahen sie das Dunkel wie durch einen Zauber in einen ungeheuren, wundervollen Saal verwandelt, einer gothischen Kirche ähnlich, die Schiffe geschmückt mit einer großen Zahl von Säulen, zum Theil bis zur Wölbung hinanreichend, zum Theil abgebrochen oder umgestürzt. Von der Wölbung selbst hiengen umgekehrte Pyramiden hinab, und Bildungen, welche Blumengehängen und Büscheln oder Tauwerk ähnlich waren, oder in weißen Spiralen bis auf den Boden herunter liefen. An den Wänden erschienen tief eingegrabene Öffnungen, ragte Gestein von ungeheuerlicher Gestalt hervor, zeichneten sich bizarre Formen ab. Im Widerschein des Lichtes schimmerte jeder Winkel, sprühte gleichsam Funken, nahm verschiedene seltsame, phan-

tastische Gestalten an. Es gab da Altäre von Topas, saphirne Candelaber, Flächen wie weißes Linnen, Vielecke, deren Facetten in hundert Farben spielten. Wie zu Kindern geworden, standen die Soldaten mit offenem Munde. Bei jedem Schritte änderte sich die Scene: die Säule schien ein Madonnenbild, das Blumengehäng ein Engel mit weit hinwallendem Gewande, das sich im Dunkel verlor. Aus dem Boden erhoben sich nie gesehene Thiergestalten, große Eidechsen, Bären, Elephanten, groteske Statuen, Häupter von Riesen mit herausgestreckter Zunge, Schlangen, deren Schweif sich auf dem Boden ringelte, und deren Haupt in der unabsehbaren Höhe verschwand. Im dunklen Hintergrunde öffneten sich andere Säle, andere geheimnisvolle Labyrinthe. Die Fackeln drangen weiter vor, man dachte nicht mehr an Masu; jene Zaubergebilde betäubten die Sinne der guten Leute. Weiterhin erhoben sich Arcaden, kleine Brücken, öffneten sich Fenster im maurischen Stile, liefen lange Säulenreihen hin, die Orgelpfeifen ähnelten. Weite Corridore endeten in ehrfurchtgebietende Basiliken, deren Wölbungen von unbewegtem Gewölk bedeckt, von riesigen umgekehrten Kegeln besetzt schienen, während vom Boden sich Spitzsäulen, Glocken- und Festungsthürme, Ruinen unerkennbarer Denkmäler erhoben. Plötzlich verspürte man auch wohl, bei der Wendung um einen Felsblock, einen kalten Windstoß; bei näherer Betrachtung entdeckte man einen Abgrund, der in finstere Tiefen hinabreichte: in einiger Entfernung brauste und donnerte ein wilder, in Bogen sich ergießender Wasserfall, unter welchem man, von tausend glänzenden Tropfen umsprüht, wie unter einem Regen von Brillanten hinwegging, um neue Räumlichkeiten von wundersamer Structur zu betreten. An einer Wand glaubte man einen erdrosselten Mönch herunterhängen zu sehen, an einer anderen baute sich ein hohes Grabmal auf. Zwischendurch änderte sich die Bodenfläche, sich senkend, sich

vertiefend, sich hebend, sich krümmend; die Wölbungen breiteten sich aus, zogen sich zusammen, verloren sich im Dunkel, schienen manchmal drückend über dem Haupte zu lasten: die unabsehbaren Corridore liefen zu Löchern ein, um sich dann wieder in Gänge zu öffnen, von ungeheuren Felsmassen eingefaßt, geschmückt mit Zeltvorhängen, oder Zutritt gewährend zu einer Art Gebüsch von steingehauenen Pflanzen und Bäumen, Zapfen tragenden Fichten, Eichenstümpfen, Haufen von kolossalem Blumenkohl und aufrechten Kolben, Reihen verworrener Stengel und kriechender Wurzeln, Trauben, Beeren, spitzigen Blättern von Disteln, von Akanthus, von Palmengewächsen: eine bunte, gleichsam durchsichtige Vegetation, die einen Contrast bildete zu dem dunklen blumigen Zierat der Wände, welcher bei der Berührung verschwand. Wie betäubt bewegten die Leute sich vorwärts, im Banne eines Zaubertraumes, an keine Rückkehr denkend, und keines Zieles ihrer Wanderung gewärtig. Von Zeit zu Zeit umschwirrten Schwärme von Fledermäusen die Fackeln, von den Wölbungen sich gleichsam loslösend, die Soldaten erschreckend, und dann wieder im unendlichen Dunkel der Höhle verschwindend. Die brausenden Wasser weckten das Echo, durchdrangen die schwere, dumpfe Luft, welche mit Feuchte und mit Erdgeruch gesättigt war, ließen Tümpel zutage treten und machten die Höhlungen erzittern. Die Fackeln umgaben sich mit dichtem Dunst, zeichneten seltsame Gespenster von Licht und Schatten, verdüsterten sich, um dann hell wieder aufzuleuchten.

Die Soldaten sahen einander ins Gesicht, wie um sich der Wirklichkeit dieses Ortes zu versichern, stießen Rufe aus und hieben Tropfgestein in Stücke. Durch die spitzbogigen Wölbungen, zwischen den von Pilastern besetzten Mauern, bei dem Geräusch seltsamer Laute, in der schaurigen Dunkelheit, nahm die Gestalt Masu's für sie phantastische Verhältnisse an, von

Grotte zu Grotte, von Fels zu Fels glaubten sie ihn zu erblicken in gigantischer Froschgestalt; es waren ihrer so viele und das Unbekannte jagte ihnen größeren Schrecken ein, als der Mensch. Masu folgte ihnen, belauerte sie; auf einmal ließ er ein Felsstück herabfallen, vor welchem sie sich entsetzten, er lachte laut, und es klang wie das Hohnlachen eines Dämons. Man begann an die Rückkehr zu denken, aber der Officier wollte davon nichts hören, man musste ja des Unholds habhaft werden. Da stieß Masu den heulenden Laut eines Bären aus; im Augenblicke vereinigte sich die Schar und legte die Flinten an; es fiel ein Schuss, man glaubte, die ganze Grotte müsse zusammenstürzen. Man fürchtete die Nähe eines wilden Thieres, schon gaben die Landleute Zeichen der Ungeduld, der Bettler selbst äußerte nun, es sei wohl unmöglich weiter vorzugehen, der Officier sah auf seine Uhr: „Es wird Nacht!" sagte er für sich hin; aber um nicht so leichthin zu weichen, verlangte er noch eine Viertelstunde, dann würde man umkehren.

Der feuchte Boden wurde nun gar schlammig und senkte sich: die Arcaden wurden selten, in sehr weiten Entfernungen standen die Pilaster, die Luft war kalt. Unversehens strich das Licht der Fackeln über eine durchsichtige Oberfläche. „Zurück!" riefen die Landleute; „wir sind am Teufelssee!" Das war ein schwarzer See, der sich in einem finstern Hintergrunde verlor. Das regungslose Wasser schien wie todt, geschmolzenem Blei zu vergleichen. Von Zeit zu Zeit hörte man etwas wie einen dumpfen, unterirdischen Seufzer. Ermüdet wandten sie sich zur Rückkehr; sie glitten aus, fielen, hielten nur mit Mühe sich aufrecht. Auf halbem Wege fürchteten sie im Dunkel zu bleiben; ein unbeschreiblicher Schauder überwältigte sie. Masu hätte ihre Lage zu seinem Vortheil benützen und sie vernichten können. Sie verdoppelten ihre Eile, scharten sich um eine einzige Fackel und sparten die

andern auf wie eine unersetzliche Sache; je weiter sie kamen, desto mehr wuchs in ihnen die Ungeduld, an die freie Luft hinauszugelangen, sowie die Überzeugung, dass es ihnen nicht gelingen würde, des „Unholds“ habhaft zu werden. Es schien, als ob all die scharfen Spitzen, welche über ihren Häuptern hiengen, ebensoviele Lanzen wären, auf dem Punkte, sie vom Scheitel bis zur Sohle zu durchbohren, und so giengen sie gekrümmt, die Arme vorgestreckt, die Augen und Ohren gespannt. Das Wunder war zum Schrecknis geworden. Und der „Unhold“, wo war er? Dass man ihn nicht fand, verdoppelte das Geheimnisvolle, Unheimliche der Lage, man dachte an irgendeinen bösen Streich.

Im ersten Saale angelangt, fassten sie wieder Muth, der Bettler, der sich auf ein reichliches Trinkgeld Hoffnung machte, ließ alle Fackeln anzünden, jeden Winkel durchstöbern: vergebens. Masu hatte beim Einbruch der Nacht sich aus der Grotte fortgestohlen, und sagte den Wachen am Eingang, die ihn nicht kannten, er gehe andere Faschinen holen, die Soldaten seien in der Finsternis zurückgeblieben. Dann schlug er durch das Dickicht des Waldes den Weg nach dem Thale ein. Er wollte seine Bastarda wiedersehen, wollte sie mit sich zurückbringen: in Thränen zärtlicher Rührung zerfließend, stürmte er aus Leibeskräften den mit Dornengestrüpp besetzten Abhang hinunter. Inzwischen war der Mond hinter dem gegenüberliegenden Berge aufgegangen, rein und klar am Himmel leuchtend, während das Thal im Dunkel blieb mit vereinzelten spärlichen Lichtern. Als die Soldaten die schwarze Grotte verließen und den gestirnten Himmel wiedersahen, überließen sie sich einer närrischen Freude; die Landleute löschten die Fackeln aus und der Bettler bemerkte gegen den Officier, unter seiner Führung sei, wie zu erwarten, die Sache trefflich gegangen. Der Officier sah düster drein; es wurmte ihn, mit leeren Händen heimkehren zu müssen:

alle Welt wartete ja auf ihn da unten. Er gab Befehl, dass die Soldaten in den Büschen, hinter den Hecken und den Felsen sich in den Hinterhalt legen sollten. Es herrschte fast eine Tageshelle und sich gut zu verbergen, war schwierig; doch legte man sich auf die Lauer, die einen mit dem Bauch auf der Erde, die andern zusammengekauert oder auf den Knien. Der Wald war stumm. Fast eine Stunde vergieng in vergeblichem Harren; der Officier stand unbeweglich: „Hat er sich nicht ganz aus den Bergen weggeflüchtet, so erhaschen wir ihn unfehlbar." Zuweilen erhob er das Haupt und spähte die Fußsteige entlang hinunter, ob niemand gehe. Da hörte er vom Diebskreuze her etwas wie das Geknister trockener Blätter. „Vielleicht der Wind!" dachte er, ließ aber seinen Blick zwischen den Eichen hinschweifen. Ein Schatten bewegte sich dort leise, kam behutsam vorwärts, kam zuletzt ans Licht hervor, hielt plötzlich inne und lauschte gespannt. Er trug über den Schultern einen Gegenstand, dessen Enden er zwischen den Hecken nachschleifte, was ein Geräusch verursachte. Sich in Sicherheit glaubend, näherte er sich dem Diebskreuz, legte seine Bürde sacht auf den Boden und warf sich auf die Knie. Der Officier erkannte deutlich den Leichnam eines Weibes und erkannte auch Masu, dessen Züge man ihm beschrieben hatte. Athemlos, sich im Schatten haltend, barfuß, von Zeit zu Zeit stillstehend, zwei Soldaten hinter sich, näherte er sich von rückwärts dem „Unhold". Er fand Masu über den Leichnam hingebeugt, beschäftigt, die Haare desselben zu ordnen, die Hände desselben zu küssen, ihn mit Namen zu rufen. Er schien alles um sich her vergessen zu haben; die Blicke starr auf das Antlitz des Weibes gerichtet, neigte er sich von Zeit zu Zeit hinab, ihr ein Wort ins Ohr zu flüstern, nach Schlägen ihres Herzens zu horchen, ihre Wange zu streicheln . . . Er schluchzte mit erstickten Seufzern.

Es war ein Jammer anzusehen.

Der Officier ließ ihn bei den Armen ergreifen; Masu sprang vom Boden empor; dann ließ er sich binden, aber mit einer Geberde der Verachtung rief er: „Räuber ihr alle!“ Einen letzten Blick sandte er gegen das dunkle Thal hinab, nach der „schwarzen Grotte“ und nach seiner armen Verblichenen: dann neigte er das Haupt und starrte zu Boden mit düsteren Augen.

Bemerkung.

Dankerfüllt gedenkt die Leitung der National-Bibliothek in erster Linie dem gütigen Entgegenkommen des Original-Verlegers der „Hesperischen Früchte“ und der Erben des Dichters, welches uns den Abdruck dieser Erzählung ermöglichte. Es ist nicht unsere Schuld, wenn wir mit keiner Originalarbeit Robert Hamerlings den Anfang machen konnten. Gleich zu Beginn unserer Thätigkeit unternahmen wir Schritte, um eine billige Ausgabe der Werke des großen Dichters zu ermöglichen; allein sie scheiterten an principiellen Annahmen der Original-Verleger. So griffen wir nach einer Übersetzung. Hamerlings Übersetzungsarbeiten kommen indes seinen original deutschen Arbeiten insoferne nahe, als der Dichter nur ihm persönlich zusagende Werke ins Deutsche übertrug; so vereinigt er in dem Bande „Hesperische Früchte“ nur italienische Poesien und Prosastücke, zu deren Verdeutschung er sich im Laufe ungefähr eines Jahrzehnts angeregt fühlte. Ferner sagt der Dichter in seinem Vorworte noch, dass die Übersetzung im allgemeinen gewissenhafte Treue anstrebt, wenn er sich hie und da auch eine kleine Freiheit erlaubte; er hat etwa ein Wort ausgelassen, eine veraltete Strophe bei den Versen gestrichen, das Versmaß ein paarmal dem deutschen Ohre besser angepasst; ja, so fährt der Dichter fort, selbst wenn mir das eine oder andere Versehen passiert wäre und ich etwa gar eine Amsel auf einer Steineiche hätte singen lassen, während das Original vielleicht

von einer Korkeiche spricht, selbst dann würde ich meine Verdeutschung nicht für eine misslungene halten, falls sie nur deutsch, fließend, gut lesbar ist und der Wirkung des Originals so nahe als möglich kommt. — Insbesondere hielt Robert Hamerling sein Ziel für erreicht, wenn die Übersetzungen sich wie gute deutsche Originale lesen. — Bei „Sylvanus“ ist dies wohl erreicht worden.

Den Lesern dürfte es aufgefallen sein, dass das Titelwort in der ganzen Erzählung nicht mehr berührt wird; Sylvanus ist der Waldgott, woraus sich allerlei erklärt.

Schließlich sei für die Freunde des heimgegangenen Dichters mitgetheilt, dass in kurzer Zeit ein Bändchen ungedruckter Briefe, darunter solche aus frühester Zeit und voll Charakteristik, in der National-Bibliothek erscheinen wird.

Hamerling-Album.

Robert Hamerling.

Hamerling Album
Ahasver in Rom
Aspasia
1830
1889
Wien
Verlag von J. Bauler

Vorwort.

Die Todten allein sind unsterblich! — Dieses Wort unseres Dichters eignet sich ganz besonders auf ihn selbst. Das Hinabrollen der Erdscholle auf seinen Sarg hat das deutsche Volk erst recht aufgeweckt zum Bewusstsein der Bedeutung Hamerlings.

Sein irdisches Leben war über die Maßen herb gewesen. Im Jahre 1830 ward er, eines armen Dorfwebers Sohn, zu Kirchberg am Walde (Niederösterreich) geboren. Schon im Kinde offenbarte sich der Genius, so dass benachbarte adelige Damen ihm Unterricht ertheilen ließen; solchen genoss er im Stifte Zwettl, später unter steten Entbehrungen und materiellen Sorgen in Wien am Gymnasium und an der Universität. Dann ward er Lehrer für classische Philologie an den Gymnasien zu Graz und Triest. Nach zwölfjährigem Lehramte ließ er sich seiner Kränklichkeit wegen pensionieren und nahm in Graz Aufenthalt, wo er die letzten dreiundzwanzig Jahre seines Lebens in unermüdlicher Arbeit unter schweren körperlichen Leiden verbracht hat. Geistig ungebrochen schuf er noch in seiner letzten Zeit glänzende Werke. Allein das Irdische sank der Erde zu, am 13. Juli 1889 erlag er seinem dreißig Jahre langem Siechthume.

Und dieses arme Leben, wie reich war es gewesen! Dieser Geist unter beständigem Druck herbster Qualen, wie herrlich hatte er sich entfaltet!

Reicher in seiner idealen und sittlichen Welt ist das deutsche Volk seit Hamerling, als es vor ihm gewesen. Es besitzt heute: „Venus im Exil“ (1858), „Sinnen und Minnen“ (1859), „Ein Schwanenlied der Romantik“ (1861), „Ahasverus in Rom“ (1865), „König von Sion“ (1869), „Danton und Robespierre“ (1870), „Die sieben Todsünden“ (1872), „Aspasia“ (1875), „Lord Lucifer“ (1880), „Amor und Psyche“ (1881), „Prosa“ (1884), „Blätter im Winde“ (1886), „Homunculus“ (1887), „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ (1889). In diesem letztgenannten Werke, welches wenige Monate vor seinem Tode erschienen ist, legt Hamerling voll rührenden

Freimuthes Rechenschaft ab von seinem Leben. Von den nachgelassenen Werken des Dichters werden vor allem zur Veröffentlichung vorbereitet: „Lehrjahre der Liebe“ und ein grosses philosophisches Werk, in welchem Hamerling seine Weltanschauung in wissenschaftlichem Sinne offenbart.

Robert Hamerling war seinem Vaterlande ein warmer Patriot, dem deutschen Volke ein treuer Sohn, der Menschheit ein großer Dichter. Sein Evangelium war ein weltumfassendes, auf Dichtung und Leben Einfluss nehmendes, eine Botschaft der Schönheit und der Liebe. Seine Dichtung, in materialistischen Zeiten ein leitender Stern zu hohen, ewigen Idealen, wird in fernen Zeiten noch ein Denkmal der glühenden Sehnsucht nach dem Schönen und Guten, ein Zeichen unseres heißen Ringens darnach sein.

Kaum vor Monaten sein Grab sich geschlossen, riefen unsere Herzen nach einem sichtbaren Denkzeichen von seinem Erdenwallen unter uns. Im lieblichen Graz, das er zur zweiten Heimat sich erkoren, nahe seinem geliebten Stiftinghause ruht sein Leib, und in dieser Stadt soll das Denkmal sich erheben, das des Dichters dankbare Zeitgenossen ihm errichten werden.

Um zu diesem Monumente einen Baustein beizusteuern, hat ein wackerer Mann hervorragende Dichter und Schriftsteller eingeladen, Beiträge zu spenden für ein Hamerling-Album, das auch mit Originalpoesien des Dichters geschmückt ist und dessen Reinertrag dem zu errichtenden Denkmale zufliessen soll. Und gerne haben sich die illustren Geister eingefunden, um mit schönen Gaben das Andenken des grossen Dichters zu ehren. Also ist dieses inhaltsreiche und würdig ausgestattete Buch entstanden; es sei gleichsam ein in vielen strahlenden Lichtern prangender Weihnachtsbaum, den wir aber dem Grabe des Verewigten aufrichten, ihm zur weihevollen Huldigung, dem deutschen Volke zur Erhebung.

Graz im Weihnachtsmonate 1889.

P. K. Rosegger.

Inhalt.

	Seite
Hamerling Robert: „Gedanken über Lebensglück."	1—2
„Albumblatt." — „Du mußt."	3
Schreiben an Herrn Hofrath Josef Tandler Ritter v. Tanningen	4—6
D'Albon Eugen, Baron: „Ein Märchen."	7—8
Anzengruber L.: „Dichters Los."	9
Bauernfeld, Eduard v.: „Des Dichters Unsterblichkeit."	9
Coronini Carl, Graf: „Aphorismen."	10
Dahn Felix: „An Robert Hamerling."	11
Deviloff Paul (J. v. Doblhoff): „In der Gondel." — „Abschied des Schiffers." „Wellen-Träumerei."	12
Frankl Ludw. Aug.: „Glückliche Fahrt."	13
Halm Margarethe: „Eine Blume auf sein Grab."	14—15
Haßlwander Friedrich: „An Robert Hamerling."	16
Holzinger J. B. Dr.: „Im Heiligthum des Dichters."	17—20
Huschak Josef: „Rosentraum."	21
Khuenberg, Sophie v.: „Robert Hamerling."	22—23
Kienast Friedrich August: „Hamerling."	24
Knorr Josephine, Freiin v.: „Märchen." — „Logistilla."	25
Königsbrunn F.: „Zu Hamerlings Heimgang."	26
Krones, F. von: „An Freund Humor."	27—28
Leitner, G. K. R. von: „Mahnwort."	29
Lemmermayer Fritz: „Erkenntnis."	30
Milow Stephan: „Im Herbst."	31
Peschkau Emil: „Liebesglück." — „Aus dem Reisetagebuch."	32
Rollet Hermann: „Dichter-Denkmal."	33
Rosegger P. K.: „Ahasver an den Dichter."	34
Schadeck M.: „Das Standbild."	35—36
Silberstein August: „Ein einsam Herz."	37
Stadion Emerich, Graf: „Ein Räthsel." — „Ein ewiges Licht."	38
Tandler J. von: „Das herbe Lied."	39—40
Vacano Emil Mario: „An der Wiege."	41—42
Vintler, Hans v.: „Der Verleumdete."	43
Wurmbrand Stephanie: „Reminiscenzen am Camin."	44—47
W. Constant: „Reflexe und Reflexionen."	48—49
Zoozmann Richard: Aus dem „Abschied vom Leser".	50

Illustrationen: Robert Hamerlings Porträt. — Geburtshaus Robert Hamerlings. — Robert Hamerlings Arbeitszimmer in Graz. — Kneipscene aus „Ahasver in Rom". — Traumbild aus dem „Germanenzug" — Ovation aus „Danton und Robespierre". (Sämmtliche Illustrationen gezeichnet von G. Feßler, ausgeführt in Lichtdruck von J. Löwy, k. k. Hofphotographen in Wien.)

Gedanken über Lebensglück.

Wisset, ihr lieben Freunde, ihr könnt nicht glücklich werden, wenn ihr immer meint, das Glück sei dieses und jenes. Das Glück ist eben das Glück, nichts weiter, es ist eine Sache für sich. Sonderbar, dass, wenn ihr bald dies, bald jenes erjagt, ihr euch dann einbildet, auch das Glück miterjagt zu haben. Das Glück will aber unmittelbar, nicht als Zugabe angestrebt und errungen sein. Es besteht so wenig in den Dingen, dass es vielleicht am besten o h n e sie besteht, und wem die Dinge gleichgiltig geworden, der ist dem Geheimnisse des Glückes vielleicht am nächsten.

Es ist nicht möglich, dauernd und aus dem Vollen glücklich zu sein. Aber es läst sich eine Reihe von Glücksmomenten herstellen, welche die Ewigkeit in sich schließen, und vor welchen der übrige schale oder schmerzliche Inhalt des Lebens in nichts verschwindet — Augenblicke, um derentwillen es uns zuletzt der Mühe wert erscheinen kann, gelebt zu haben.

Man bleibt so lange jung, als man einsam und unglücklich ist. Ewige Sehnsucht ist ewige Jugend.

So lange es einen Tod in der Welt gibt, erscheint alles scheinbar unerträgliche Leid am Ende doch nur wie ein schlechter Scherz.

Beständiges Leid, ununterbrochene Schmerzen und Beschwerden gibt es nicht, so lange es einen Schlaf und im Schlaf einen Traum gibt. Im Traume führt der Kranke ein leidloses Leben, all sein Gebreste hat er abgeworfen, geht gesund umher, genießt die Welt und das Leben. Was will er mehr? Träume sind der Pflichttheil von Glück, den die Natur auch ihren am härtesten behandelten Kindern auswirft.

Die Erde müsste für einen Moment zum Himmelreich werden, könnte man das Süße und Schöne des Lebens, das man genossen hat, noch einmal genießen mit dem Bewusstsein, mit dem Gefühl, mit dem man es zu schätzen weiß, seit man es unwiederbringlich verloren. Diese höchste der Wonnen ist dem Menschen nun freilich versagt.

[illegible] in der Erinnerung mögen wir schwelgen und ein Glück schöner erneuern, das wir in der Wirklichkeit nur mit dumpfen Sinnen genossen haben.

Die Stunden kommen und gehen — was bringen sie dem Kranken, dem Unglücklichen? Schmerzen, ach Schmerzen! Aber laß sie nur kommen, manche bringt doch nebenbei auch einen andern mit: einen guten Gedanken — ein tröstliches Gefühl — ein Blümlein der Erinnerung — eine kleine Leidenspause — ein Aufblitzen grundloser Lebensfreude in aller Stille. Und brächten sie alle auch nichts dergleichen mit, eines doch haben alle, was sich freuen mag: sie haben Flügel, wenn auch manchmal träge — sie schwinden dahin, sie gehen vorüber. Das ist das Beste an ihnen und ein großer Trost. Tag für Tag, Jahr für Jahr mit dem Leib ringend, schlägst du, wenn auch nicht das Übel, doch wenigstens die Zeit.

Meinem Bette gegenüber wiegt sich auf einem kleinen Ständer ein [illegible] von Gyps, tanzend auf einem Bein, auf der Spitze des Fußes. Das andere Bein und einer seiner Arme sind seit langem abgebrochen, auch die übrigen Glieder schon vielfach beschädigt. Er tanzt aber immer noch und scheint zu sagen: „Was kümmerte mich, hab' ich nur noch Athem, nur noch ein Tröpfle Blut! So lang ich noch eine heile Zehenspitze habe, tanz' ich mit der gewohnten Lust und Würde. Tanzen will ich und tanzen werd' ich, bis ich ganz in Scherben gegangen!“ — Recht so, alter Bursche! Herrschaft sollte man einem solchen [illegible], und ich denke nicht daran, dich unter alten Trödel zu werfen, so lange du noch so zierlich dich auf deinem einzigen Beine wiegst!

Robert Hamerling.

Albumblatt.

Mädchen mit den goldig-braunen Haaren,
Dich umwallend reich und hold und fein,
Lass Dein Haupt stets dieser wunderbaren,
Dieser goldnen Hülle würdig sein.

Ja, Kind, unter dieser goldnen Hülle
Berg' in Deiner Stirne, lilienrein,
Sich der edelsten Gedanken Fülle,
Wie ein Schatz in einem goldnen Schrein.

Und Dein Antlitz, jugendlich erblühend,
Leucht' in dieses Goldhaars Zauberschein,
Von der Unschuld reinem Lichte glühend,
Als ein goldgefasster Edelstein.

Du musst.

Der Schnee, der muss zerrinnen,
Und wär er noch so rein:
Und Du musst einmal minnen,
Herzliebes Jungfräulein!

Sich öffnen müssen die Rosen,
Von Maienglanz bethaut,
Und Du musst küssen und kosen,
Herzallerliebste Braut!

Und die Blüte muss schiessen in Samen,
Und Du zum Zeitvertreib
Musst singen: Eia Popeia,
Herzallerliebstes Weib!

Robert Hamerling.

Schreiben R. Hamerlings

an Herrn Hofrath Josef Candler, Ritter von Canningen.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe in meinem bisherigen Dasein einiges Erfreuliche und viel niederdrückend Trauriges erlebt. Das Letztere, wie das Erstere, hat mich beinahe abgestumpft gegen Eindrücke überhaupt. Es kommt nur noch selten vor, daß ich mich über etwas betrübe, oder über etwas freue. Ich bin abgestumpft gegen das Vergnügen, welches mir vor Jahren eine „schöne Recension“ in der Zeitung zu bereiten im Stande war – abgestumpft auch gegen die „nicht-schönen“ – abgestumpft gegen mündliche Liebenswürdigkeiten, abgestumpft gegen die brieflichen Complimente derjenigen, welche um „Vergebung“ bitten, „daß ein Unbekannter es wagt“ u. s. w. Es war Ihnen, Hochgeehrtester Herr, vorbehalten, einen Menschen, der, wie gesagt, stumpf geworden durch ein Übermaß des Schlimmen gegen das Gute und Schlimme, aus seiner Lethargie wieder einmal aufzurütteln. Daß Jemand, der mir persönlich

völlig fremd steht – ein Mann in Amt und Würden – hinwandert in den stillen Flecken, der mich geboren, meine Geburtsstätte dort zu suchen und mich mit dem Geschenk des schönausgeführten Bildes zu überraschen – das ist etwas so Originelles und dabei so Sinnig-herzliches, daß es mich aufs innigste rührte. Schon die Freude, welche meine beiden Eltern an dem Bilde hatten – dem Bilde des Häuschens, aus welchem widrige Schicksale sie vor bald einem Dezennium, als ich noch in der Wiege lag, in ein heimathloses und mühevolles Dasein hinaustrieben – schon diese Freude hätte mein Herz bewegen müssen.

Ich kannte den k. k. Ministerialrath – wenn auch nur dem Namen nach –, ich ehrte den *Dichtergenossen*, den *Menschen* lernte ich jetzt kennen aus der Art, wie er es versteht, einem andern Menschen Freude zu machen – und mit innigem Dank drück ich ihm im Geiste die Hand. –

Mögen diese wenigen Zeilen, hochgeehrter Herr, Ihnen ein schlichter Ausdruck der Empfindung sein, mit welcher ich im Anblick der schönen Gabe, die Sie mir gebracht, Ihrer immer gedenken werde, und mit welcher ich immer sein werde

Ihr

in aufrichtigster Hochachtung
und Dankbarkeit ergebener

Robert Hamerling

Graz 17. Mai 71.

Geburtshaus R. Hamerlings.

Ein Märchen.

Es war einige hundert Jahre nach der Erschaffung der Menschen. Im Himmel herrschte feierliche Stille, denn es war gerade Sonntag, und an diesem Tage versammelten sich von jeher alle Bewohner der himmlischen Gefilde um den Thron Gottes, um mit dem Herrn der Herren die Angelegenheiten der Welt und die Geschicke der Menschen zu besprechen. Nachdem so manche Stunde über dies und jenes disputiert worden, ward Gott der Herr nachdenklich; doch als einer der dem Throne am nächsten Stehenden die Frage aufwarf, worüber der Herr wohl nachzusinnen habe, sagte dieser: „Ich möchte doch gerne wissen, ob meinen lieben Menschen da unten auf der Erde nichts fehle?!“ .... Da niemand diese göttliche Frage zu beantworten wagte, sprach der Herr weiter: „Nun, so keiner von euch Bescheid weiß, werde ich mich selbst auf die Erde begeben und mich unter die Menschen mischen!“ —

Schon am nächsten Morgen wurde die Reise nach der Erde angetreten. — Um von den Menschen nicht erkannt zu werden, erschien Gott hier als Bettler, dort als Pilgrim, und so zog er manches lange Jahr auf Erden umher. Oftmals mußte der Herr innehalten auf seinen Wegen und staunend sein Haupt schütteln ob der Dinge, die er hie und da zu sehen und zu hören bekam, und nach der näheren Bekanntschaft gewisser Menschen mochte wohl der Gedanke ihm durch den Kopf gegangen sein: „Der da soll auch nach meinem Bilde geschaffen und mein Sohn sein?!“ Manches, was er wahrzunehmen Gelegenheit fand, that seinem väterlichen Herzen gar wohl, vieles aber war ganz darnach angethan, den Schöpfer, der es doch in allem so gut gemeint hat mit uns, tief zu betrüben. Doch als er die Erde von Ost nach West und von Süd nach Nord und von einem Antipoden zum anderen durchwandert hatte, empfand der Herr eine mächtige Sehnsucht nach seiner himmlischen Heimat und nach ihren geordneten, ewig gleichen und ewig angenehmen Zuständen.

Als der Allvater ziemlich erdemüd im Himmel anlangte, war es wieder Sonntag. Vor dem Himmelsthore saß Petrus, der kurz zuvor drei neuangekommene Engel bewillkommt und in das Innere des göttlichen Reiches becomplimentiert hatte.

„Nun, o Herr,“ rief Petrus von weitem schon dem Schöpfer entgegen, „weißt du jetzt, was den Menschen unten noch fehlt, auf daß sie zufrieden seien?!“

„Das habe ich leider nicht erfahren können," antwortete betrübt Gott.

„Das glaube ich gerne, denn Die unten," lachte Petrus aus vollem Halse, „Die werden gar nie zufrieden sein. Das bringen wir alle miteinander nicht fertig!"

Darauf hub Gott an: „Das meine ich wohl auch! .... Petrus, was ich da unten alles geschaut, erfahren und vernommen habe — ich kann es dir gar nicht beschreiben; viele meiner Söhne sehen mir nicht im entferntesten ähnlich, und ihre Handlungen gleichen den meinigen schon gar nicht! ...."

„Und was soll da also geschehen?" frug Petrus.

„Viel werde ich wohl kaum thun können, aber eines doch! — Sieh, mein Bruder, ich habe auf Erden bei allen trüben Erfahrungen, die ich gemacht, doch viele gute Herzen gefunden und manch schöne That gesehen; noch herrscht in vielen Gauen die Liebe unter den Menschen, auch gibt es Leute, die an dem Anblicke der scheidenden Sonne, an dem Gezwitscher der Vögel und an dem Dufte der Blumen im Walde ihre Freude haben; noch finden sich Söhne, die für mich, für ihr Vaterland und ihre Fürsten streiten und muthig in den Strauß ziehen; auch traf ich Menschen, die noch glauben und hoffen und für das Hohe und Erhabene schwärmen — siehst du, Petrus, diesen Geschöpfen auf Erden zuliebe will ich etwas thun! ...."

„Und das wäre?" forschte Petrus neugierig.

„Ich erschaffe die — Dichter!" sagte Gott, der Herr, wohlgefällig. „In ewigschönen Liedern sollen sie die Herrlichkeit der Welt besingen, das Große begeisternd verkünden, das Edle loben und preisen, zaghafte Gemüther erheben, den gesunkenen Muth neu beleben und den von Liebesweh heimgesuchten Frauenherzen tröstenden Balsam bringen! ...."

Petrus schmunzelte vergnügt bei diesen Worten Gottes und sagte feierlichen Tones: „Frauenherzen — Balsam! O Herr, ich lobe deine That!"

Eugen Baron d'Albon.

Dichters Los.

Der Wahrheit wird im Leben man
Durch viele Beispiel satt,
Daſs doch die Welt für Denker nichts
Als einen Denkstein hat.

L. Anzengruber.

Des Dichters Unsterblichkeit.

Was in Dir blühte, das welket nie:
Dein „Ahasver“ wie Dein Genie.

Bauernfeld.

Aphorismen.

Das eigentliche Wesen der Cultur liegt im fortschreitenden Sieg des Objectiven über die Beschränktheit der Subjectivität.

*

Das Gewissen ist keineswegs eine innere Stimme, die aus eigener Kraft in unfehlbarer Weise feststellt, dass eine bestimmte Handlung gut oder böse ist; sondern es ist bloß der, aus unserem Innern projicierte Reflex der religiös-moralischen Durchschnitts-Überzeugung unserer Zeit- und Culturgenossen. Nur deshalb konnte man so weit gehen, Andersgläubige auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, ohne Gewissensbisse zu empfinden.

*

Schwächen werden meistens verhöhnt, während Fehler getadelt werden. Daher verbergen viele ihre Schwächen sorgfältiger als ihre Fehler, denn sie fürchten den Hohn mehr als den Tadel.

*

Die geistige Nahrung wird genossen, ohne verzehrt zu werden, die leibliche Nahrung jedoch wird verzehrt, um genossen zu werden.

*

Die Herrschaft der Majoritäten ist die Schattenseite des Liberalismus, denn sie ist doch nichts anderes als ein unblutiges Faustrecht.

*

Die Liebenswürdigkeit besteht darin, dass man den Wert der andern zur Geltung zu bringen bestrebt ist, während man sich selbst in den Schatten stellt.

*

Ein altes Unrecht wird oft mehr respectiert als ein neues Recht.

*

Ein Verstoß gegen das Conventionelle wird oft strenger getadelt als eine Übertretung des Sittengesetzes.

*

Selbst der Schein des Glücks ist für so manchen ein Theil desselben.

*

Im Kampf liegt die Tugend, nicht in dem oft leicht errung'nen Sieg.

Carl Graf Coronini.

An Robert Hamerling.

Heil Dir, mein Robert Hamerling,
Du kostbar edler, goldner Ring
In Deutscher Dichtung Kette:
Gelobt wirst und geliebt Du sein,
So lange Donau noch und Rhein
Stolz ziehn in ihrem Bette!
So lange nicht das Häßliche,
Das Eklige und Gräßliche
Als Kunst gilt Deutschlands Söhnen,
So lang uns Schillers, Goethes Geist
Die schöne Wahrheit leuchtend weist,
Als Bild des wahren Schönen!

Felix Dahn.

In der Gondel.

Zwischen hohen, dunklen Mauern
Seh' ich Feuerblicke lauern,
Doch die Gondel gleitet schnelle
Über die geliebte Stelle.

Sieh, schon öffnet sich die Enge,
Und aus heiterem Gedränge
Tönt die Riva von Musiken;
Amor herrscht von allen Brücken.

Ob mein Mädchen wohl erlauschte
Meines Ruders Schlag, der rauschte?
Ob sein Herzlein wohl erbebte,
Wie die Riva, die belebte?

Ach! Vergeblich werd' ich sinnen,
Mädchenherz will nie beginnen,
Denn, wenn es das Feuer schaut,
Keines auf die Lieder baut.

Abschied des Schiffers.

Leb' wohl, schon schwindet ferne
Der Heimat trauter Strand,
Es wechseln Luft und Sterne,
Ich schau' ein neues Land.

Ich bin von Dir geflohen
In bittrer Herzensreu',
Ob mir auch Stürme drohen,
Ich bleib' Dir ewig treu.

Herr, auf dem weiten Meere
Wiegst Du mein Schifflein gut,
Dir Preis und Lob und Ehre; —
Mir fester Mannesmuth!

Wellen-Träumerei.

Spielende Wogen
Führen voll Glanz
Um meinen Kiel
Den feuchten Tanz.

Spielende Wellen,
Dem Leben so gleich,
Führet mich rauschend
Durch Euer Reich!

Führet sturmjauchzend
Von Strand zu Strand; —
Schauen möcht' ich
Das fremde Land!

Perlen schöpfen
Aus glitzernder Fluth,
Kühlen im Sturme
Das stürmische Blut.

Paul Deviloff
(J. v. Pohlhoff).

Glückliche Fahrt.

An Robert Hamerling.

Ins Meer des Lebens zogst Du kühn hinaus.
Die Phantasie hat bunt Dein Schiff beflaggt.
Vertrauend sahst Du nach den Sternen aus,
Und nach dem Ideal hast Du gefragt.

Kein Compass führt, kein Segel nach dem Strande,
Doch weil der treue Muth Dich nicht verließ,
Gelangtest Du zu erdenfernem Lande
Und brachtest heim des Ruhmes goldnes Vlies.

Ludw. Aug. Frankl.

Eine Blume auf sein Grab.

„Ein tiefes Sehnen geht
Durchs Herz der Welt
Nach dem Verjüngungsstrahl,
Der sie erhellt.“

„Uns sank des Herzens Licht
In Nacht hinab.
O Sehnsucht, wälze Du
Den Stein vom Grab!“

Wer dich gekannt, Poet des Ahasver,
Des Weltenruhms Krone um die greisen Schläfe,
Wer Deine Muse kennt, so inhaltsschwer —
Der wünscht, dass man Dich zu verstehen träfe.

Du singst, wie einzig noch im Dichterhaupt
Die nicht erlosch'ne ew'ge Lichtspur dämmert
Und wie der Teufel Menschenherzen raubt,
Auf seinen Höllenamboss legt und hämmert.

Und wie um schnöde Selbstsucht, Stolz und Brunst
Die Menschen ihre Göttlichkeit verkaufen
Und wie um Reichthum, Scepter, Kronen — Dunst —
Verblendet sich die Erdenwürmer raufen.

Du stellst die Welt in Spiegelbildern dar,
Und Deine Kunst triumpht in allen Landen.
Ich baue mit an Deinem Hochaltar
Und wünsche nur, dass man Dich ganz verstanden.

Nicht jeder kennt ja Deiner Dichtung Geist,
Der zürnend, strafend, mit dem Flammenschwerte
Das Nied're zeigt und doch zur Höhe weist —
Ein Cherub, den die Gottheit selbst bewehrte.

Der Sprache Glanz, den Lichtnatur Dir gab,
Begleitet nun des Dichterherzens Flehen:
„O Sehnsucht, wälze Du den Stein vom Grab!“
Denn höchste Kunst, sie ahnt das Auferstehen.

Margarethe Halm.

An Robert Hamerling.

Sonett.

Wenn auch Dein Geist in siechem Körper wohnte,
War er doch stark genug, sich zu erheben
Hoch über alle Qual im Erdenleben,
Mit der das Schicksal rauh Dich nicht verschonte.

Er war's, der auf der hohen Stirn Dir thronte,
Der Dich entflammt', das Größte anzustreben,
Dir innern Friedens reine Lust gegeben,
Mit edlen Früchten Dein Bemühen lohnte.

Und Deiner großen Seele reiche Gluten
Glühn fort in Deiner Dichtung Herrlichkeiten,
Bald sanft und lodernd bald in Feuersfluten.

So wie die Sonn' strahlt über mindren Lichtern,
Erglänzest herrlich Du für alle Zeiten,
Der Größten einer unter Östreichs Dichtern!

Friedrich Bahlwander.

Im Heiligthum unseres Dichters.

Seit Robert Hamerling nicht mehr unter uns wandelt, äußert sich die nun vielseitig in Wort und That aufiebende Pietät für den großen Dichter namentlich in dem angelegentlichen Trachten zahlreicher Personen, des Verblichenen Arbeitszimmer zu sehen. Leider kann aus zufälligen äußeren Gründen dem Wunsche nicht willfahrt werden. Nachdem aber der Heimgegangene, der die letzten Jahre seines Lebens in Zurückgezogenheit verbringen mußte, noch im Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1890 gleichsam als Vermächtnis den für seine Lebensanschauung bezeichnenden Ausspruch gethan hat: „Laßt die Thüren des Porten offen stehen! Der Dichter und das Seinige gehört der Welt, der Öffentlichkeit, der Menschheit", so glaubte ich eine photographische Aufnahme des Gemaches des Dichters veranstalten zu sollen, welche, durch Leopold Bude ausgeführt, vorzüglich gelungen ist und deren Anblick heute alle die Gefühle in mir erneut, die mich beim ersten Verweilen in den von dem Dichter verlassenen Räumen überkamen.

Der Frommgläubige kann schwerlich in weihevollerer Stimmung den Dom betreten, seine Andacht zu verrichten, als ich, meines Amtes als Testamentsvollstrecker Robert Hamerlings zu walten, die friedsame nun so stille Stätte unvergänglichen Wirkens durchschritten habe. In dem Hause mit der Nummer 6 (ehemals 171) der Realschul-, nunmehr Hamerlinggasse, drei Treppen hoch, war der Dichter seit 1866 zur Miete. Von den vier Zimmern der Wohnung, die auch die Mutter theilte, hatte er zwei für sich. Sein Arbeitszimmer, licht und hell, gestattet den Ausblick auf das dichte Grün des belebten Karl Ludwig-Ringes vom Kaiser Josef-Denkmal bis zur Schiller-Statue hinan. Es ist stark von Möbeln beherrscht, deren Formen wenig Geneigtheit des Eigners zeigen, sich modernen Anwandlungen zu fügen. Und doch! wie wirkt hier, im Heiligthum des Unsterblichen, selbst das einfachste Stück Hausrath monumental! Mitten im Zimmer, ganz freistehend, das Bett, welches ihn noch in sein Sommerhaus ins Stiftingthal begleitet hatte und worin er am 13. Juli gestorben ist. Er hatte es in seinem letzten, am 18. Juni in der Rückenlage vollendeten Gedichte sein Schmerzenslager genannt. Der überaus wehmuthsvolle Abschiedsgruß ist mit „An B." überschrieben und dem von ihm in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" den Lesern so rührend vorgestellten nun zwölfjährigen Mädchen Bertha gewidmet. Zu Häupten des Bettes, angeschoben, ein altes Clavier, verfertigt von Michael Rosenberger in Wien, an welchem der Dichter fast noch bis ein halbes Jahr

vor seinem Tode gern gespielt hat. Zu Füßen, um vom Bett aus erreicht zu werden, ein Gestell mit Büchern meist philosophischen Inhaltes und der Sessel mit den Kleidern, auf deren stete und unmittelbare Bereitschaft der Dichter selbst noch in schwer krankem Zustande mit Nachdruck bestand. Rings an den Wänden der Reihe nach: drei Schränke, von denen ein Schubladekasten die Correspondenz, Briefconcepte und die Tagebücher birgt, während der „Doppel-Chiffonnier" die Hand- und Correctur-Exemplare und in Manuscript die größeren noch ungedruckten Werke enthält, darunter in Prosa das **Buch**: „Lehrjahre der Liebe", dessen Ausgabe von der Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter in Hamburg) für Weihnachten vorbereitet wird, dann noch allerlei „disiecta membra poetae" und die Photographien-Sammlung, in welcher er in 29 Albums Abbildungen von Werken aller hervorragender Meister sämmtlicher Schulen vereinigte. Auf den Kästen in Gips eine römische Tänzerin (modern) und eine Amazone. — Hierauf ein kleiner Waschtisch, das Kästchen mit der Münzensammlung, ein Divan, vor welchem ein Tisch mit Stücken von Prachtausgaben eigener Werke und allerlei Photographien; zwei mächtige Schränke, über und über voll mit Büchern, endlich zwischen den Fenstern ein kleiner Schreibtisch mit dem winzigen Taschenschreibzeug — und ober dem Schreibtisch „nach der Natur auf Stein gezeichnet von R. Hoffmann in Wien" — die schöne spanische Tänzerin Pepita de Oliva, welche in den Fünfziger-Jahren die Männerwelt in der Residenz halb rasend machte, in deren bezaubernder Sinnlichkeit Hamerling jedoch „einen classisch-idealen Zug fand, der fruchtreicher wirkte als die beste Kirchenpredigt und als das Manuale des Epictet". Sonst noch sind bemerkenswert einige Ölgemälde, darunter eine gute Copie von Correggios Amor und Psyche, in Photographie der große Carton von Gust. Wertheimer: die wilde Domitrene aus dem „König von Sion", das Porträt Bismarcks, welcher in einem Album auch einmal in Gesellschaft der Lucca photographiert vorkommt, dann ein Titian: Maria mit dem Christuskinde in Stahlstich. Die kleinen Büsten unter dem Hängespiegel sind Beethoven und Goethe. Ein geräumiger Wandkorb, überquellend von Visitkarten, deren mitunter sehr hohe Namensträger wohl nur zum allergeringsten Theile je des Dichters ansichtig werden konnten, trägt den hübsch eingestickten Namen „Bertha".

Eine Wand- oder Hänge-Uhr ist nicht vorhanden. Ebenso wenig begegnet man in der Kammer des Poeten, welchem verbissene Aristarchen in der deutschen Literatur bereits einen Platz als Sänger dithyrambischer Sinnlichkeit und sybaritischen Genusses anweisen wollten, eigentlichem Luxus oder Gegenständen, womit sonst ein Junggesellendasein sich häusliche Stunden annehmlich zu machen pflegt. Der Dichter der olympischen Zechergnome, die unsere stimmungsvolle „altdeutsche Weinstube" für immer verklärt, hinterließ keine leeren Burgunderflaschen zwischen laubumkränzten Pokalen, deren Anblick etwa zu der geringthuenden Vermuthung berechtigen könnte, er habe beim hellen Zusammenklang derselben gelegentlich vielleicht selbst, Muse rechts und Grazie links wiegend auf dem Knie, sich an der edlen Bacchusgabe erfreut; Hamerlings Hippokrene war und blieb

R. Hamerlings Arbeitszimmer in Graz.

der Wasserquell. Auch der Platz, den in der Arbeitsstube des Mannes gewöhnlich das gedankenfördernde Kraut Amerikas behauptet, ist leer; er hatte mit Heine das eine gemein, dass er von sich sagen konnte: „Ich habe nie geraucht“ . . .

Dagegen sind in dem so schlichten Dichterheim, wie in einer Ruhmeshalle vereinigt, unzählige mit Rücksicht auf Herkunft und Beschaffenheit mitunter sehr wertvolle Denkmäler huldigender Verehrung für den großen deutschen Dichter zu entdecken. Hamerling zählte bekanntlich nicht zu den Stiefkindern des Glückes, wie z. B. Grillparzer, den an seinem Lebensende Taube für die Österreicher und die Deutschen im Reiche erst neu entdecken musste. Um den Dichter des „Germanenzuges“ hat sich schon frühzeitig eine stille Gemeinde geschart, die stetig an Mitgliederzahl und Stärke des Glaubens an die hehre Mission des schönheitstrunkenen Sängers wuchs, welcher im Laufe der Jahre eine Begeisterung erweckte, wie sie so echt und unmittelbar wohl nur für wenige Auserwählte entflammt. Mit ernster Hingebung haben Malerei, Plastik und andere Künste gewetteifert, Objecte von Hamerlings Dichtungen darzustellen, wovon vieles, geweiht durch die berührende Hand des Dichters, vorhanden ist. Ein mit Photographien sinnreich ausgestattetes, durch Otto Zintl, den „Leib-Photographen“ des Dichters, hergestelltes Pracht-Album erregt besondere Aufmerksamkeit. Es ist das Geburtstags-Geschenk „Minonas“, deren Stellung zu Hamerling u. a. auch durch das Gedicht „Du ganz allein“ für alle Zeiten gekennzeichnet ist.

Am Schubladekasten prangt das Festgeschenk von weit über einhundert geistesvornehmen Personen: die in Bronze gegossene Gruppe — unseres Dichters Muse darstellend — eine Schöpfung Hans Brandstetters. Das als Bild in Eichenholz geschnitzte Geburtshaus Hamerlings, vom Lorbeer umrankt, auf dessen Blättern die Titel der Werke des Dichters zu lesen sind, wurde von „Fanny, der romantischen Burgfrau“, dargebracht. Ein großes Behältnis bewahrt zahlreiche Ehrendiplome und Dankadressen, unter denen durch reichen künstlerischen Schmuck hervorragen der deutsche Sängergruß aus der alten Römerstadt am Rebenstrande der Drau „als Ausdruck inniger Verehrung und als Erinnerungszeichen an einen der besten und größten Söhne des deutschen Volkes“, das Diplom der Raabser Liedertafel, des Waldviertler Sängergaues und der Männer-Ortsgruppe Graz des Schulvereines für Deutsche. Das große Gruppenbild in Photographie: „Die dankbare achte Classe in Triest, 14. Juli 1863“ bekundet den Enthusiasmus der Jugend für den milden, ihr so wohlwollend gewesenen Professor, der auf dem Gebiete der classischen Philologie, wie Inhalt und formelle Ausgestaltung der meisten seiner Dichtungen, insbesonders aber der handschriftliche Nachlass beweist, als Lehrer wohl in die Fußstapfen eines Moriz Haupt getreten, wenn nicht gar ein moderner Scaliger geworden wäre, hätte ihm nicht sein körperlicher Zustand die Dichterlaufbahn erobert. Stöße von Zeitschriften und Tagesblättern enthalten mit und ohne Porträt ausführliche, wenn auch nicht immer durchaus richtige Biographien desselben und zahllose

Besprechungen seiner Werke, welche, von wenigen belanglosen Stimmen über einzelnes abgesehen, Hamerlings Ruhm in alle Welt tragen halfen. Einige Laden strotzen von telegraphischen und handschriftlichen, in Poesie und Prosa den Dichter feiernden Begrüßungen. In sieben Albums von verschiedenem Format sind Personenphotographien zu sehen, darunter viele Berühmtheiten und geistig bedeutende Menschen, die sich der Größe des Dichters gebeugt haben. Solche sind auch in Hunderten von eigenhändigen Zuschriften vertreten. Unter Glas und Rahmen ist das Bild der Frau Genovefa Müller von Milborn gebracht, der edlen Wienerin, welche schon 1866 nach Lesung des „Ahasver“ sich und den Dichter durch Überweisung eines Betrages pr. 6000 fl. an ihn geehrt. Die aufliegende Jubiläumsmedaille, der Dank der Stadt Wien für das Gedicht: „Des Babenbergers Erwachen“, war von dem schönen Werke: „Wien 1848—1888“ und von einhundert Ducaten begleitet, ein Dichterhonorar, welches mit dem Ehrensolde von sechshundert Zechinen, den die Republik Venedig einem Sannazar für sein aus vier Zeilen bestehendes Epigramm auf die schöne Lagunenstadt zu Füßen gelegt, allerdings nicht rivalisieren wollte. Was aber in der Wohnung des Poeten, der „die Blumen nicht gemordet sehen konnte“, gleichwohl an duftigen Liebesgaben aus aller Herren Ländern und an Kränzen sich findet, gleicht einem kleinen Minnehain. Ein Sträußchen vom Himalaya, der Epheu vom „Grabe Vergils“ bei Neapel und anderes ist in zierlichen, noch vom Vater Hamerling geschnitzten Rahmen aufbewahrt.

Und schließlich die Briefe aus weiblicher Hand! Verwundert, mit einer Art Wonneschauer stehen wir vor der hochwogenden Flut! Der Sänger des Schwanenliedes der Romantik hat nicht ungehört ersehnt, sein Lied möge in deutschen Gauen zarten Frauen tönen. Sie haben die Botschaft williger vernommen, als man bisher hat ahnen können. Schwerlich ist von der Schönheit, die er aus dem Exil geholt, irgendwo ein Mann reichlicher gesegnet worden als der Dichter der „Aspasia“. Mit Rücksicht auf ungezählte Zeitgenossen ist die Veröffentlichung des sorgsam gehüteten papierenen Schatzes erst einer späteren Zeit vorbehalten. Sie wird zweifellos erfolgen und dann neben wichtigen Aufschlüssen über das Liebesleben Hamerlings und sein persönliches Schicksal mancher Perle seiner lyrischen Poesie erst das genaue Verständnis vermitteln. Sie wird endlich zeigen, welchen Einfluss das Geschlecht der Leonoren und Beatricen, das jedem wahrhaft großen Dichter wieder neu ersteht, auf die gottgesandte Seele Robert Hamerlings genommen, unbedingt aber erhebliche Beiträge liefern für das Studium eines ganzen Himmels von Dichterfreundinnen und damit auch der Natur- und Charaktergeschichte des immer räthselhaft und allzeit unergründlich gewesenen — Weibes.

Graz im October.

Dr. J. B. Holzinger.

Rosentraum.

Es träumt', vom Weltgetose entfernt im Gartenraum,
Die Knospe einer Rose gar süßen Jugendtraum,
Noch war sie still geschlossen im Strahl des Sternenlichts —
Vom Mondenglanz umflossen weiß sie vom Schmerze nichts.

Des Lenzes sanftes Walten, der Hauch der zarten Luft,
Erweckt sie zum Entfalten — sie athmet Liebesduft.
Der Rose Hoffnungsglaube ist ihre treue Wacht;
Nur schüchtern blinkt zur Laube das Sternenlicht der Nacht!

— Ein Sturm hat bös gewettert, ein Dämon wild und blind,
Die Rose liegt entblättert, des Frühlings schönstes Kind!
Das Grab hält sie umschlossen, dort stehn Vergißmeinnicht,
Noch Mondenglanz umflossen, umstrahlt vom Sternenlicht.

Josef Buschak.

Robert Hamerling.

Er schläft. O lasst ihn ruhen, süß und tief,
Gönnt ihm den Frieden dieser schönen Nacht,
Den er so lange leidenvoll entbehrte.
Stört seinen Schlummer nicht mit lauten Worten —
Lobpreist ihn nicht und makelt nicht an ihm,
Zwei Thränen nur weint in das Grab ihm nach:
Die heiße Thräne stolzer Dankbarkeit
Und die des tiefen, unbegrenzten Mitleids . . . . .
Denn seht, er war ein Dichter, groß und edel,
War einer der Gewaltigsten des Geistes,
Ein Meteor, wie es in seltnen Nächten
Leuchtend herniedersaust aus fremden Höhen,
Und trug ein Kinderherz in seinem Busen,
Ein zaghaft weiches, dem die Rache fremd war,
Das laut nach Liebe und nach Schönheit rief
Und für des Menschenthumes ew'ge Rechte
Aufloderte in nimmermüder Sehnsucht!
Und dieser große Dichter mit dem großen
Goldherzen eines Kindes, der verdiente,
Daſs sich das Glück in reicher Lebensfülle
Anschmiegte hold an ihn — er war unglücklich,
Unglücklich, wie der Unbedeutendste der Menschen.
Der Armut Wolken trübten seiner Jugend
Aufdämmerndes Gestirn, Falschheit und Neid,
Treulos Vergessen von geliebtem Weibe,

Einsames Ruh'n auf ödem Krankenlager
Und alle Qualen dieser niedern Erde
Sie rüttelten an ihm! Doch nur sein Körper
Sein leidgebeugter, gab sich überwunden —
Frei blieb sein Geist in allen Wetterstürmen
Und über allen Jammer der Vernichtung
Flog seine Seele, siegreich wie ein Adler,
Empor zum ew'gen Reich der Ideale!
Freudlos als Mensch und glücklich nur als Dichter,
Gab er die einz'ge Wonne seines Daseins,
Gab seine Kunst dem deutschen Volke hin.
In unsre Herzen grub er seine Denkschrift
Mit eigner, fester Hand für alle Zeiten
Und unsres Dankes glühende Begeist'rung
War nur das Echo seiner Dichterstimme.

Du schläfst — und nicht das Flüsterwort der Sehnsucht
Noch lauter Wehmuth Klage kann Dich wecken.
Doch über Deinem Grabe schwebt es grüßend
Wie Flügelrauschen Deines Adlergeistes,
Und durch die düstre Trauer unsrer Herzen
Erzittert hell ein Sonnenstrahl des Trostes:
Wach ist Dein Ruhm und wach ist unsre Liebe!

Sophie von Khuenberg.

Hamerling.

Weil seines Geistes Flug so hoch gewesen,
Hat er so schwer der Götter Neid empfunden;
Dämon'sche Mächte haben sich verbunden
Und ihn zu ihrem Opfer auserlesen.

Ein unerschrockner Held ist er gewesen,
Der seine Feinde siegreich überwunden,
Doch war zu schwer der Kampf! Und von den Wunden,
Die er erhielt, ist nimmer er genesen.

Am Körper siech, doch abhold jeder Klage,
Ein Dulder, tief betrauert allerwegen,
Blieb treu der Kunst er bis zum letzten Tage.

Des Dichters Heldenmuth mach' uns zum Segen!
Zum Lorbeer denn auf seinem Sarkophage
Laßt still uns auch die Siegespalme legen.

Friedrich August Brunold.

Myrrhen.

Ich hab kein Gold, es Dir zu bringen,
Wie jener König es gethan,
Ein Opfer nur aus bittern Dingen:
Herr! nimm von mir die Myrrhen an!

Du nahmst sie alle auf zu Gnaden
Die Gaben aus der treuen Hand,
Nach Ihm, den Magier beladen,
Der in dem Schrein nur Myrrhen fand.

Wer ist der Ärmste von den Dreien?
Der eine hat Dir Gold gebracht;
Der andere die Spezereien
Und Er der Myrrhe bittre Fracht!

Das Gold ist Dank — es steigen Bitten
So wie der Weihrauch himmelwärts —
Geopfert haben die gelitten:
Der bittern Myrrhe gleicht mein Herz.

Ich hab kein Gold es Dir zu bringen,
Wie jener König es gethan,
Ein Opfer nur aus bittern Dingen:
Herr! nimm von mir die Myrrhen an!

Logistilla.

Wer war die Dame wird man fragen?
Ich werde alsogleich es sagen:
Sie war zur Zeit der Paladine
Der Gegensatz von der Alcine.
Sie war die züchtige Fee!
Bloß wie die Jungfrau'n der Parabel
Steht sie in Ariostos Fabel.
Wer ihr verwandelt kam zum Bilde
Der Zauberin, der Logistilla
Die heilte ihn vom bösen Weh.
Kein Wechsel war in ihren Reichen
Für ihre Anmut kein Verbleichen,
Für ihre Blumen kein Verwelken;
Es blieb der Duft der rothen Nelken
Den [illegible] blieb der Schnee!

Josephine Freiin v. Knorr.

Zu Hamerlings Heimgang.

Ich lasse Euch weinen und klagen um ihn
Und über sein Ende erbeben;
Für sentimentalen Philistersinn
War's freilich ein trauriges Leben!
Er blieb nicht gesund bis ins sechzigste Jahr
Und durfte nicht schließlich verkränkeln
Als hochgefeierter Jubilar
Gepfleget von Kindern und Enkeln.

Doch wisset! Worüber ihr jammert und weint —
Frohlocken die Auserwählten;
Was Euch als das schwerste der Übel erscheint
Das lassen als Wonne sie gelten.
Die heiligen Märtyrer lachten der Pein
Und sangen auf glühendem Roste,
Sie sangen unsterbliche Melodein
Vom himmlischen Liebestroste.

Und die herrlichsten Wunder geschahen zumal
In Kerkern, in Löwengruben,
Auf tosender See — auf dem Henkerspfahl
Und nicht in gemüthlichen Stuben.
Heil uns! Noch sind wir verloren nicht ganz
Trotz Zola und Seinesgleichen
Umschimmert vom überirdischen Glanz
Geschehen die Wunder und Zeichen!

Blutzeugen erstehn wie zu Neros Zeit
Nun wieder in unsern Tagen
Und singen für unsere Seligkeit
Auf glühendem Marterschragen.

F. [illegible]

Ovation aus „Danton und Robespierre“.

An Freund Humor.

Sei mir gegrüßt, Du Helfer in der Noth!
Ich fand Dich stets im Labyrinth des Lebens,
Umklammernd Deine warme Führerhand
Entrann aufathmend ich aus Nacht zum Licht.
Du bist des Frohsinns und der Sorge Kind;
Sie war Dir Mutter, und der Vater drückte
Auf Deine Lippen rasch den zweiten Kuss.
Ein mildes Lächeln blieb darum Dein Eigen,
Des Auges Blitz, der Rede Flügelwort.
Doch hat die trübe Mutter Dich zuerst geküsst;
Aus ihrem Busen sogst Du erste Nahrung.
Davon hat Deine Stirne sich gefurcht,
Um Deine Lippen zuckts wie jäher Schmerz,
Und Dunkel lagert sich in Deinem Auge.
An Wuchs ein Mann, von Angesicht ein Kind
Durchwallst Du unsern Erdrund unverdrossen,
Die Schellenkappe auf dem Lockenhaupt,
Das Narrenscepter in den flinken Händen.
Frau Tante Weisheit ist Dir halb geneigt,
Verstand, der dürre Onkel, mault beständig,
Doch Phantasie, das braune Findelkind,
Umhalst Dich gern und nennt Dich ihren Freier.
Und wenn Du müde von des Tages Last,
Ermattet von des Lebens Narrenpossen,
Nach Hause kehrst, und Mutter Sorge schlummert,

Indes der Vater weidlich zecht und singt,
Und Dich gelüstet, munter mitzuzechen,
So schleichst Du doch zuvor ans Lager hin
Mit leisem Kuss, — Du willst den Schlaf nicht stören.
Doch sieh, schon regt sie sich, ist aufgewacht,
Sie fasst die Hand Dir, zieht Dich an den Busen,
Und wegzuscherzen suchst Du ihre Thränen. —
Sei mir gegrüßt, Du Helfer in der Noth!
Wenn dürstend ich am Quell des Glückes lag,
Und nicht ein Tropfen meine Lippen netzte,
Wenn Menschen ich gesucht und Larven fand
Und meiner eignen Niedertracht mich schämte,
Da rief ich Dich, und Du erhörtest mich;
Auf Deinen Schultern hobst Du mich empor,
Und über eignes Leid und Erdenjammer
Erhob ich mich im raschen Schwalbenflug. —
Bleib gnädig mir, und kommt der letzte Tag,
Dann schließe mir mit weicher Hand die Augen!

F. v. Krones.

Mahnwort.

Was thust Du voll Vertrauen
Dein innerst Wesen kund,
Daſs jeder Dir kann schauen
Bis auf der Seele Grund?

Im Stillen muſst Du pflegen,
Was Dir das Herz beglückt;
Du darfst geheim nur hegen,
Was Dich der Welt entrückt.

Du bist ihr, zum Erbarmen,
Mit Deinem Glück ein Thor;
Der Himmel fehlt der Armen,
Zu dem Du blickst empor.

K. G. R. v. Leitner.

Erkenntnis.

Lasst mich ruhen unter Bäumen,
Schaun des Himmels Bläue!
O, wie ich mich freue:
Ganz allein mit meinen Träumen!

Höre, wie die Vöglein singen,
Wie die Winde säuseln
Und die Blätter kräuseln,
Höre tausend Jubel klingen! —

Wehmuth zieht durchs Herz mir leise,
Alle Lüfte klagen,
Altes Weh sie sagen,
Höre dunklen Schmerzes Weise.

Meine Freuden sind entschwunden,
Seit ich recht verstehe
Dich, o Welt! und sehe
Bluten dich aus tausend Wunden.

Ach, wie ist es mir ergangen!
Freude ausgeklungen,
Alles schmerzdurchdrungen —
Thränen stehen auf den Wangen.

Fritz Lemmermayer.

Im Herbst.

Ist das ein Sterben? Menschen regen
Sich munter auf dem Ackerland;
Hier führt der eine heim den Segen,
Dort streut das Korn des andern Hand.

Mich dünkt, ich seh' erst jetzt das Leben
So voll gestillt, wie hoffnungsreich:
Was kann es Schöneres denn geben,
Als ernten und auch säen zugleich?

Stephan Milow.

Liebesglück.

Hemmet ihr Bächlein
Und Quellen den Lauf,
Paßt mir, ihr bärtigen
Fichten, wohl auf,
Hört es, ihr fühllosen
Klötze von Stein:
Der Himmel auf Erden,
Die Liebste ist mein!

Jubelt ihr Vögel
Des Waldes und singt;
Flüstert ihr Zweige, ihr
Felsen erklingt;
Fallet, ihr rauschenden
Bergwasser, ein:
Der Himmel auf Erden,
Die Liebste ist mein!

Könnt' ich es jauchzen
Hinaus in die Welt,
Wie mir von allen
Nur eine gefällt;
Eine von allen den
Schönen allein:
Der Himmel auf Erden,
Die Eine ist mein!

Aus dem Reisetagebuch.

Tragen wollt' ich alle Schläge
Die das Schicksal sendet, gern,
Wären meine Lebenswege
Nur dem Pöbel fern!

Lieber im Sturme stehn,
Als Erd' und Unrath küssen,
Lieber in Leid vergehn,
Als betteln und schmeicheln müssen.

Glücklich sein —
Schwer ist's mit nichten,
Mußt nur lernen —
Auf's Glück verzichten!

Emil Peschkau.

Dichter=Denkmal.

Du Bildner, der uns die Gestalt
Des Dichters schaffen soll,
Des Geistes stille Allgewalt
Im Antlitz, weihevoll:
Der Du mit Deinem Kunstgeschick
Hinzaubern sollst uns, hehr,
Den schönheitstrunknen Feuerblick, —
Dein Werk gelingt wohl schwer!

Schon viel wird's sein, wenn Dir's gelingt,
Mit tieferwogner Kraft,
Uns anzudeuten, geistbeschwingt
Den Schwung der Leidenschaft.
Und viel wird's sein, wenn Dein Gebild
Die Spur nur leise trägt
Vom Herzensdrang, der wild und mild
Die Flammenflügel schlägt!

Doch, nur ans Werk! und frisch gewagt
Den Wurf! — Du thust genug,
Wenn fest und klar Du, unverzagt,
Uns gibst den edlen Zug!
Im Anblick wird uns mild und wild
Sein lichter Geist umwehn,
Und leibhaft wird in Deinem Bild
Der Dichter vor uns stehn!

Hermann Rollett.

Ahasver an den Dichter.

Bist es Du, der mich entsühnet als den Brudermörder Kain,
Welcher, weil des Todes Vater, nimmer dessen Kind kann sein?
Weh, das war ein banges Wandern durch die wilde, finst're Zeit,
Wähnend, hastend, niemals rastend, um den Ring der Ewigkeit.

Seit jedoch der göttergleichen Schönheit leuchtend Gloriol
Aufgestellt zum Trosteszeichen, wo ich rasten darf und soll,
Seitdem will ich leben, *leben*, maienfroh zur Lust erwacht.
Liebe hat die Welt erlöset, Schönheit selig sie gemacht.

Du, mein Wanderbruder, standest einsam auf des Lebens Firn,
Als der Schönheit Hochprofeten einer, mit der Jovisstirn.
Nun sind beide wir unsterblich, wandern durch das bunte Nichts,
Ich im Schattenreich der Erde, Du im Aether ew'gen Lichts.

P. K. Rosegger.

Kneipscene aus „Ahasver in Rom“.

Das Standbild.

In 'n Himmel kimmt a neucher Gast,
Er is erlöst von aller Last,
Wa' nimmer krank, kunnt seli sein,
Schaut aber do hübsch trauri drein.

Und wia s'n frag'n, warum, weg'n was? —
So sagt er: „Ja, mi kränkt halt das,
Dass i nöt woaß, ob drunten wer
Auf mi a weng wird denken mehr."

„Was bist denn g'west?" frag'n s'; — sagt er drauf:
„Das Dichten war mei Erdenlauf,
Gedanken hab' i niederg'schrieb'n,
Gedanken nur san überblieb'n."

„Ja", moanan s', „mach di g'fasst schö stad,
Gedanken, dö san bald verwaht,
A andrer kimmt, tischt neuche auf,
Und neamt mehr denkt auf d'alten d'rauf."

„Hm!" denkt er selb'n, „so wird's wohl sein,
I bild' mir nix viel Bessers ein." —
Schleicht hin verzagt zun Himmelsrand,
Schaut abi auf sei Hoamatland.

Da siacht er s' g'rad, sö keman z'sam,
Sö nennen allweil nur sein'n Nam',
A frohe Post zun Himmel fliagt,
Sö wöll'n, dass er a Standbild kriagt.

Den Dichter, wia er dös vernimmt,
Greift's an, dass eam frei 's Woana kimmt.
„Secht's“, ruaft er, dass s' es alle hör'n,
„Is do nix mit'n Vergessen wer'n.“

Und moant er a, der stille Mann,
's hätt's a beim Haus a Taferl than,
Es g'freut'n deant in'n ewig'n Leb'n,
Dass s' eam herunt a Standbild geb'n.

D'rum sammelt's recht von Haus zu Haus,
Greift's fest in'n Sack, lasst's hübsch was aus,
Dass auf sei Bildsäul'n, engern Gruaß,
Der Dichter nöt z'lang warten muaß.

M. Schadek.

Ein einsam Herz.

Ein einsam Herz, das möchte manchmal fragen,
In bange Zweifel tief versenket,
Wo ist die Seele, die in trübsten Tagen,
Die noch am Grabe mein gedenket?

Doch zweifle nimmer an dem reinsten Fühlen,
Am Freundschaftsglück, das Dich noch segnet;
Wie Morgenthau wird's Deine Augen kühlen,
Nicht ahnst Du's, wo Du ihm begegnet!

Ein einzig Wort hast Du vielleicht gesprochen,
Sein Hall durchzieht der Seele Saiten,
Mit einem Blicke ward ein Bann gebrochen,
Du fasstest eine Hand im Gleiten!

Ein Windhauch hat Dein Seufzen fortgewehet,
Ein Strahl Dir um das Haupt geleuchtet,
Und eine Menschenseele für Dich flehet,
Ein Auge sich in Rührung feuchtet!

So leise schwebt kein Falter um die Blüte,
Wie treu Gedenken sich erhebet,
So stark kein Sturm, wie Sehnsucht im Gemüthe,
Wie eine Seele zu der andern strebet!

August Silberstein.

Ein Räthsel.

„Unsterblich sind die Todten nur!“ — sang einst Dein Liedermund;
Und wie ein Räthsel mich dies tiefe Friedenswort umspann — —
Doch nun Du todt, dünkt mich der Räthsel düster-größtes, traun:
Daſs ein Unsterblicher auch — sterben kann!

Ein ewiges Licht.

Als echter Dichter hast Du nur geschaffen, nicht gelebt;
Doch was Du schufst, es bleibt für alle Zeiten glanzumwebt!
Ein Märchen blieb für Dich das Glück — der Liebe holdes Kosen —
Im Lorbeerschatten blühen selten Myrthen, seltner Rosen — —

Nur eine Liebe — Mutterliebe blieb Dir treu,
Die heiligste auf Erden, sonder Qual und Reu'!
Und wie Dein Ruhm fortstrahlt, verlöscht auch nun und nimmer
Ihr wundermilder, schmerzverklärter Schimmer! . . .

Graf Emerich von Stadion.

Das herbe Lied.

An den Dichter * *

Ein herbes Lied — so nennen sie das meine.
  Das heutige sei Dein, Du schmähst es nicht.
Auch, wo ich störrig mich mit Dir nicht eine,
  Begrüßt Dein Freundesblick mich mild und licht;
Denn immer noch erkannte er, der klare,
  In mir den festen Sinn, das Treue, Wahre.

Du hoffst, Dir mehr als andren soll's gelingen,
  Im Herzen eines Volks sich fest zu baun,
Bei Zeitgenossen, die nach Geltung ringen,
  Die im Gefährten nur den Gegner schaun,
Die alles bald, nur nicht sich selbst vergessen:
  Dein Anspruch, noch so klein, er heißt: „vermessen“.

Vergessenheit, das ist die Phönixasche;
  Was ihr entsteigt, wer nennt es Plagiat?
Da jeder meint, daſs Neues er erhasche,
  So keimt aus altem Korn ihm frische Saat;
Belächeln wird er es, als längst veraltet,
  Wornach er selbst sein jüngstes Werk gestaltet.

Du wähnst gerecht die Zukunft? Spätern Tagen
  Vererbst Du Deinen Ruhm? O holder Traum!
Wo über uns die kleinen Hügel ragen,
  Wer fragt darnach, der Küster weiß es kaum.
Der Stein, bezeichnend eine Grabesstelle,
  Wird bald behaun zu einer Wirtshausschwelle.

Der Beifall ist der sicherste von allen,
  Der noch bei offner Scene sich erhebt;
Ist hinter uns der Vorhang schon gefallen,
  Wer bürgt dafür, dafs noch empor er schwebt,
Dafs unser Spiel die Hörer dann erst rührte,
  Wenn uns die Kutsche längst nach Haus entführte?

Das ist das herbe Lied, wie sie es nennen,
  Du zürnst ihm nicht, Du nickst ihm sinnend zu,
Du ehrst in mir das offene Bekennen,
  Ich Deine Kraft und die olymp'sche Ruh.
O lafs den Rosenhügel uns erklimmen,
  Um dort die heitren Weisen anzustimmen!

J. Landler.

An der Wiege.

Im Waldviertel war, in einem freundlichen Häuschen am Waldessaume, ein Kindlein geboren worden, ein Knäblein. Die Mutter saß an einem bienensummenden Nachmittage an der Wiege des ruhig schlummernden Kleinen, und die Ermüdung oder die Sonnenglut hatte sie in Schlummer sinken lassen. Der Fuß, welcher die Wiege in Bewegung gesetzt hatte, ruhte jetzt. Und die Waldbienen summten zwischen dem Weinlaube des Fensters hin und her, als wollten sie Honig bringen oder holen.

Da traten aus dem schlummerstillen Schatten des Waldes drei Gestalten ins Zimmer und an die Wiege. Es war, als giengen sie auf Rasen oder in Wolken, so unhörbar waren ihre Schritte.

Die erste Gestalt, ein Greis mit langem, wallenden Silberbarte, im veilchenfarbenen, langfaltigen Gewande, nach der Art der alten Griechen, eine Schildkrot-Leier im Arme, die Sandalen staubig vom Staube mancher Landstraße, legte einen wilden Lorbeerzweig auf die Wiege des Kindes und sagte mit einer Stimme, in der etwas wie das ferne Rollen des Donners klang:

„Sing die Kämpfe der Helden um wohlbehütete Mauern,
Flicht auch der Götter unsterbliches Walten hinein!“

Sprach's, und wie ein Schatten fiel es dabei auf das schlummernde Antlitz des Kindes.

Der zweite, ein schlanker, spitzbärtiger Mann in fast buntscheckigem Ritterwammse aus kostbarem Brokat, das aber hie und da zerrissen und geflickt war (wie bei den fahrenden Spielleuten des Mittelalters, welche bald am Fürstenhofe tafelten, bald im feuchten Rasen der Wiesenpfade zur Rast giengen) und der eine alte Fiedel im Gürtel trug, trällerte mit einer Art lustigen Singsanges:

„Und der Frauen holde Minne
Lass den Preis sein starker Helden.
Vom Turneien und Flattieren
Sollst Du süße Märe melden!“

Damit nahm er Eichenlaub, in das sich ein wildes Rosenzweiglein schlang, vom Barett, und legte es neben den Lorbeer des Greises auf das Bettlein des Kleinen, um dessen Lippen es wie ein Lächeln lief.

Da trat die dritte Gestalt — es war ein Weib — vor, und sagte mit sanfter Stimme:

„Und vergiss nicht, dass des Dichters
Beste Blume ist die Liebe,
Die im Himmel glanzreich waltet
Mit der Liebe einer Mutter!“

Damit legte sie eine blühende Passionsblume auf das Herz des Kindes, das im Schlafe leise zu weinen begann und seine Ärmchen ausstreckte — es war erwacht.

Es war erwacht und die Mutter auch; und sie nahm es aus der Wiege an ihr Herz und küsste es, und Lorbeer, Eichenlaub und Blume sickerten auf den Erdboden herab, und das Kindlein lächelte wieder beruhigt.

Es lebte später Robert Hamerling beiden für die ganze Welt.

Emil Maria Vacano.

Traumbild aus dem „Germanenzug“.

Der Verleumdete.

Wie, Thränen jetzt und Reue?
O Liebste, bist Du nicht mein?
Du ließest ja Zagen und Scheue
Um meine Lieb' und Treue,
So wirf auch die Reue drein!

Du bist nicht wohl berathen,
Das merk' ich mehr und mehr;
Die Muhmen und die Pathen
Sind gar geriebne Soldaten
Im schwarzgewappneten Heer!

„Der Mann ist ohne Glauben,
Dazu ein Versleschmied,
Wird Glück und Ruhe Dir rauben,
Dann wird er sich weiter schrauben" —
So lautet, ich weiß, ihr Lied.

Sie deuten mit halben Worten
Auf dies' und jene hin
Und wissen von rasch verdorrten
Brautkränzlein mancherorten
Und wetterwendischem Sinn.

Sie munkeln von einer Blondine,
Die werde gar höflich gegrüßt
Und danke mit schmachtender Miene,
Auch einer braunen Zerline
Werde das Leben versüßt . . .

O Liebste, laſs die Thränen,
Du grämst Dich ohne Fug!
Die frömmelnden Hyänen
Mit ihren falschen Zähnen
Grinsen und zischeln Lug!

Ich liebe den Hauch der Rosen,
Ich liebe den Sternenblink,
Ich liebe den Flug der losen
Zweifalter und das Tosen
Des Wildbachs, keck und flink.

So lieb' ich die anderen Schönen,
Seit Du, o Süßeste, mein!
Das wollt ihr dem Dichter verpönen,
Das sollte Deiner höhnen
Das sollte Untreu sein?

O Liebste, laſs die Thränen
Und banne den bösen Geist!
Du könntest mich treulos wähnen?
Ach, ahnt Dir nicht, wie mein Sehnen
Dich Tag und Nacht umkreist?

Hans von Vintler.

Reminiscenzen am Camin.

Ich weiß nicht, warum ich stets für die Stille eines Klosters eine solche Vorliebe hatte. Als läge dort etwas Wunderbares, Märchenhaftes, bezauberte mich immer der Anblick der dunklen grauen Mauern. Und als ich das letzte Mal das Kloster * * * * * * * in seiner großartigen Ruhe dastehen sah, eingerahmt von herrlich schönen Bäumen, inmitten eines großen Gartens, da erfaßte mich unnennbare Sehnsucht, einmal nur dort gewesen zu sein; ich eilte hin und klopfte an die schwere Pforte. Nach längerer Zeit öffnete mir eine unsichtbare Hand, und ich stand in einer großen steinernen Halle. Wie eigenthümlich es da duftete, welche Grabesstille, ja, das ist das Haus des Friedens! „Was ist Ihr Begehr?“ fragte eine Stimme. Ich brachte mein Anliegen, mit der Frau Oberin sprechen zu dürfen, vor. Wieder wartete ich eine kleine Weile beklommen, da hörte man das Klappern eines Schlüsselbundes, ein schweres Schloß knarrte, und eine Stimme bedeutete mir, ins Sprechzimmer einzutreten.

Eine eigenthümliche Beklommenheit erfaßte mein Herz, hier hätte ich um keinen Preis laut zu sprechen gewagt, damit schon längst in diesen ewigen Mauern der Dämpfer unserer aufgeregten Leidenschaften an. Das Sprechzimmer war in der Mitte durch ein großes eisernes Gitter abgetheilt, ein schwarzer Fensterladen verhüllte es. — Wieder Todtenstille. Endlich bewegte sich leise der Schleier, eine klangvolle Stimme sprach:

„Gelobt sei Jesus Christus.“

„In Ewigkeit, Amen,“ ergänzte ich.

„Habe ich die Ehre, die Frau Oberin zu sprechen?“

„Ja.“

„Ich komme mit der Bitte, an einem der Festtage eine Orgelsonate in Ihrer Kirche spielen zu dürfen.“ Der Vorhang zitterte leise. Vor Aufregung?

„Ihre Verherrlichung zur Ehre Gottes nehmen wir herzlich an. Morgen feiern wir das Patronsfest des heil. W., wir bitten daher für morgen,“ sagte die klangvolle Stimme. — Ich war überglücklich.

Am anderen Tage morgens läutete ich wieder an der Pforte. Diesmal öffnete sie sich gleich, und ohne größere Schwierigkeiten erschloß sich mir das letzte Heiligtum —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Schwester Magdalena [illegible] Schwester Magdalena [illegible] Schwester Magdalena, warum haben Sie dieses Kleid gewählt?

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wie ich so plötzlich über den waldigen hohen Bergrücken kam, ich weiß es nicht. Nun aber, als ich oben auf freier Höhe stand und frische Alpenluft mich umwehte, da [illegible] ich hin zu Füßen einer Tanne ins weiche Moos. Ich öffnete die Sendung und entnahm ihr ein schönes, rührendes Bild. Auf demselben sah man Magdalena in reicher, eleganter Toilette. Sie war ein schönes, üppiges Weib. Zu ihren Füßen saß ein kleines, etwa vierjähriges, engelschönes Mädchen, während Magdalena ein noch jüngeres in den Armen hielt; hinter ihr stand, den Blick voll Liebe und edlem Ausdruck, ein schöner, kräftiger Mann in Uniform.

Die schöne Gruppe war nicht handwerksmäßig photographisch aufgenommen, sondern eine künstlerische, feine Zeichnung. Auf der Rückseite des Bildes stand von Magdalenas Hand geschrieben: „Warum wählten Sie dieses Kleid?" war Ihre Frage; meine Antwort ist: „Weil ich meinen Gemal im Kriege, meine Kinder an einer tödtlichen Krankheit verloren habe. Begreifen Sie, daß mir nur eines übrigblieb: Der Weg zu Gott! Magdalena."

Tief unten stand das Kloster fest und [illegible]; mich sehnte nicht darnach; denn [illegible] doch oben, war mir der Himmel noch näher!

Stephanie Wurmbrand.

Reflexe und Reflexionen.

Nachdem ich einige Werke Schopenhauers gelesen — ich sage gelesen, sie zu studieren blieb mir keine Zeit übrig — kam mir oft der Gedanke, dass ich denn doch so viel Zeit, Mühe und erschöpfende Arbeit an ein Werk — ich meine das „Biographische Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ — gewendet, das sich alles dessen nicht verlohnt, und dass etwa die „Ode an die Jugend“ von Mickiewicz oder ein Gedicht von Goethe, Schiller, Uhland, Hamerling weit verdienstlicher wäre, als die 25.000 und mehr Seiten meiner 60 Bände. Dann überfiel mich tiefe Wehmuth über so viele verlotterte Zeit, und ich war oftmal nahe daran, die Fortsetzung des Werkes aufzugeben. Aber eben wieder eine Stelle in den Werken des großen Denkers, der mich so zaghaft gemacht, erhob mich aus meinem Trübsinn und ich ließ den Entschluss fallen. Diese Stelle aber lautet: „Dass in der Thätigkeit, in weiser Beschränkung, in idealen Zielen und in der schaffenden Arbeit allein alles wahre Lebensglück seine Wurzel habe“, dass also auch ich einen Platz in der Reihe der Aufklärer, der Wahrheitsverkünder beanspruchen darf und ich — tagelöhnere weiter.

Das Glück, das wir besitzen, macht oft Zweifel,
Ob's auch ein Glück und macht uns irre fast
Und Du erkennest erst, was Du besessen,
Wenn Du es schon verloren hast.

Nichts gibt es über Wortverwechslung,
Wenn man Begriffe witzig tauscht:
Ein Knecht schrieb in Rubrik: „Erfrischung“
Die Peitsche, die sein Ross genascht.

Der Stolz erst ist der richt'ge Bettler
Der lauter als die Armut schreit:
Der Armut hilft Almosen — nichts hilft
Des Stolzen Unersättlichkeit.

Wenn ein betrogener Ehemann Lärm schlägt, nennt man ihn roh; wenn er die Schmach schweigend hinnimmt, nennt man ihn einen Dummkopf. Ich meine, der Akteur ist weniger schlecht als die Rolle.

*

Was nützt es, wenn Du vieles weißt,
Mußt Du's für Dich behalten?
Mittheilen Deinen reichen Geist
Heißt Segen rings entfalten.

*

Mein Vater pflegte zu sagen: „Sei wie ein Dukaten, wie eine Schachfigur, wie ein Brunnen, nämlich behalte immer Deinen Werth, suche stets den Sieg zu gewinnen und spende jedem Erquickung". Und wenn meine Mutter das gehört, fügte sie hinzu: „Sei nicht wie ein Dukaten, nicht wie eine Schachfigur und nicht wie ein Brunnen, nämlich lasse Dich nicht beschneiden, nicht mit Dir beliebig spielen und Dich nicht anpumpen".

*

Halte Dich drei Schritte fern von einem Wagen, fünf von einem Pferde, zwanzig von einem im Bau begriffenen Hause — komme aber auf keine Distanz nahe einer Schwiegermutter.

*

Die Wilden bemalen ihren Leib, um die Feinde zu erschrecken; die Frauen legen Roth und Weiß auf ihr Gesicht, um ihre Freunde zu entzücken. Wer von beiden, frag ich, ist lächerlicher kolorirt?

*

Soll ich Dein Wesen ganz erkennen,
Lass mich erst Dich von allem trennen,
Was Dich umgibt, Dir theuer ist —
Dann künd' ich Dir auch, was Du bist.

*

Wer einen Menschen lieb gewonnen,
Gewinnt auch seine Fehler lieb.
Der beste Freund wird uns zum Feinde,
Wenn er nicht stets derselbe blieb.

M. [illegible]

Aus dem „Abschied vom Leser“.

Der Du mir bis zum Schluſs ein treu Geleite
Gegeben hast, nimm, Leser, meinen Dank;
Und wenn bei meinen Versen eine Saite
Auch nur in Deinem Herzen widerklang,
So ist mir das, was ich gewollt, gelungen:
Ich habe tauben Ohren nicht gesungen.

Richard Zoozmann.

Druck von [illegible] Wien.